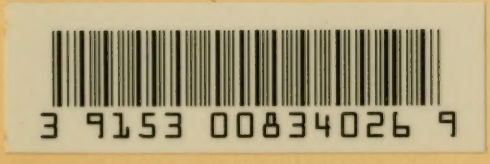
the university of connecticut libraries



3 9153 00834026 9

PN/1303/.K8/v.1

Dubl. zu A 25.976

Dbl. 8833/1

Bibliothek

der

Humanitäts = Wissenschaften

zur

Selbstbildung

für

Jünglinge von reiferem Alter.

Philosophische Wissenschaften.

Dritter Band.

Wien, 1825.

Im Verlage bey Anton Doll.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Pantheon

Pantheon

der

der

epischen Dichtungen

epischen Dichtungen

aller

aller

Völker und Zeiten

Völker und Zeiten.

Historisch = kritisch dargestellt.

Kuffner, Christoph

Erster Theil.

Wien, 1825.

Im Verlage bey Anton Doll.

Gedruckt bey Anton Strauß.

PN
1363
K8
V.1

Geschichte
der
antiken Poesie.

Erste Abtheilung.

Geschichte der griechischen Poesie.

Die griechische Poesie ist das Vorbild sowohl der römischen, als auch der neu-europäischen Dichtung; ihr gebührt also der Ehrenplatz am Eingang dieses epischen Pantheons der Meisterwerke aller Völker und Zeiten.

Die griechischen Dichter vor Homer sind — mehr oder weniger — in fabelhaftes Dunkel und in hyperbolische Sagen von der Zaubermacht der Sängerkunst gehüllt. In diese Vorzeit gehören die berühmten Nahmen: Amphion, Musäus, Orpheus, Linus, Thamyris, Phemius und Demodokus. Die beyden letztern werden in der Odyssee (1. Gesang) den Göttern an Stimme ähnlich genannt. Sänger zierten die Häuser der Fürsten; Sänger verherrlichten Gastmahl und Opfer.

Beynahe ein Jahrhundert nach dem trojanischen Kriege begannen die ersten epischen Gesänge. Sänger zogen umher und entzückten durch ihre Lieder, deren Stoff größten Theils aus den Begebenheiten jenes Krieges genommen war. Von allen diesen Sängern blieb aber nur der Nahme Homeros, unsterblich durch die beyden Heldengedichte: Ilias und Odyssee, den späten Nachkommen aufbehalten.

Homeros erschien jedoch nicht im eigentlichen Griechenlande, sondern in Klein-Asien, an der östlichen Küste des ägeischen Meeres; aber bald ertönte das ganze Land der Hellenen von seinen epischen Gesängen, durch welche er nicht nur die Form, sondern auch den Geist der epischen Poesie in Jonien und dem eigentlichen Griechenland für die Folgezeit bildete und bestimmte.

Nach jenem Beyspiele nahmen auch andere Dichter den Stoff zu Gesangen aus dem trojanischen Kriege und behandelten denselben in Homers Manier. Sie wurden Homeriden genannt, auch cyklische Dichter, weil sie ihren Gegenstand aus dem Cyklus jener Heroenzeit nahmen.

Bald nach Homer trat Hesiodos auf, geboren in der klein-asiatischen Provinz Äolien, ungefähr 900 Jahre vor Christi Geburt. Man hat von diesem Gründer der didaktischen Poesie noch drey poetische Werke größern Umfangs: Werke und Tage, eine Sammlung von ökonomischen und moralischen Vorschriften; die Theogonie, eine Reihe von Mythen der Göttergeschichte und der Entstehung der Welt; der Schild des Herkules, ein Fragment. Diese Gedichte haben nicht die Vorzüge der Homerischen, zeichnen sich aber durch Anmuth, Klarheit und Wohllaut der Sprache vortheilhaft aus. Insbesondere wird auch das schöne Verhältniß zwischen Gegenstand, Gedanken und Ausdruck in denselben gerühmt.

Nach dem Epos und der didaktischen Poesie begann die Lyrik sich zu bilden. Die dramatische Dichtkunst entwickelte sich zuletzt — und zwar in dem Zeitraum von 550 bis 500 Jahren vor Christi Geburt — aus den Chorgesängen bey den Bacchusfesten (Dithyramben), und zwar zuerst die Tragödie und das Satyrspiel, nachher die Komödie.

In dem nächsten Zeitalter nach Homer und Hesiod trat eine glänzende Reihe von lyrischen Dichtern auf, von denen leider nur ihre unsterblichen Nahmen auf uns gekommen sind. Ihren Geist kennen wir nur aus wenigen Fragmenten, aus den Nachbildungen römischer Dichter, und aus den Lobeserhebungen, welche gleichzeitige und spätere Schriftsteller ihnen ertheilten.

Archilochos, geboren auf Paros, einer Insel des ägeischen Meeres, zeichnete sich in seinen Jamben, welche er durch Übergänge und Sylbenfälle theilweise auch lyrisch machte, durch Lebendigkeit der Gedanken und durch sarkastische Kraft

aus. Von ihm sagte Horaz: Archilochum proprio rabies armavit jambo. Die Genialität seiner Gedichte ward oft durch freche Ausdrücke, unreine Bilder und boshafte Galle entstellt. Dessen ungeachtet erhielt er bey den olympischen Spielen für eine Hymne auf den Herkules den Preis. Ein gewisser Kallondas, den er lange verfolgte, soll ihn getödtet haben.

Vorzüglich schön und reich blühte die Lyrik auf der Insel Lesbos. Hier sangen Arion und Terpander, Alkäos, und Sappho. Terpander vermehrte die Lyra mit drey Saiten. Alkäos besang meistens Kämpfe und erhabene Gegenstände. Sappho's Lieder, voll vom Gefühl der glühendsten Leidenschaft, erwarben der Sängerinn den Nahmen der zehnten Muse.

Anakreon, aus Tejos in Jonien, ward der Sänger der Lebenslust. Alle seine, mit liebenswürdiger Anmuth gedichteten Liederchen athmen den gefälligsten Scherz und Frohsinn. In der elegischen Gattung erwarb sich Simonides den Kranz durch Wahrheit der Empfindung und rührende Simplicität des Ausdrucks.

Nicht minder als auf dem Archipelagus gedieh die lyrische Poesie auch in Sicilien, wo sich insbesondere Stesichorus durch seine Hymnen zum Lobe der Götter und Heroen auszeichnete. Quintilian tadelt an ihm ein Übermaß von Fülle und das Übertreten der Grenzen des Schönen.

Durch Pindaros, aus Theben in Böotien, erreichte die lyrische Dichtkunst den höchsten Punct ihres Aufschwungs. Seine Siegeslieder, Dithyramben und Hymnen hat kein nachfolgender Dichter erreicht. Sie stehen durch Erhabenheit, Reichthum, und Kühnheit des Gedankenflugs noch jetzt als in ihrer Art einzig da. Leider sind von ihm nur vierzehn olympische, eilf nemeische, und acht isthmische Siegesgesänge auf uns gekommen. Sein feurigstes Lob sang Horaz, in der zweyten Ode des vierten Buches.

Wir wenden nun den Blick auf Athen und Sparta, wo gleichfalls schöne Erscheinungen der Lyrik uns entgegen glänzen.

Den Muth der Spartaner erweckte Tyrtäus durch Kriegsgesänge; ein halbes Jahrhundert nachher sang Solon in Athen Elegien voll Lebensweisheit. Der elegische Mimnermus weihte seine Leyer der Liebe. Theognis besang in Elegien die Wonne der Liebe und der Geselligkeit; größten Theils aber beklagte und rügte er die Thorheiten und Vergehungen der Menschen; in einigen Gedichten feyerte er die Begebenheiten seines Vaterlandes.

Über alle Städte Griechenlands erhob sich nun Athen. Von hier aus verbreitete sich, wie aus einem Heiligthum von Kunst und Wissenschaft, die Cultur über alle Länder der damahligen Welt. Athen gab selbst dem siegreichen Rom, dem es politisch erlag, Muster und Gesetze der geistigen Herrschaft.

Eine herrliche einheimische Pflanze des attischen Bodens war insbesondere die dramatische Poesie. Aus den, bey den Bacchusfesten üblichen Gesängen und mimischen Darstellungen irgend einer That oder Begebenheit des Gottes entstand die Tragödie und die Komödie, auch das Satyrspiel oder satyrische Drama, eine Mischung von beyden. Der Stoff derselben wäre auch für jede Tragödie passend gewesen, hätte nicht der Chor, bestehend aus Satyrn, die — ihrem Charakter gemäß — Witz und Spott ausströmten, der Handlung einen komischen Anstrich gegeben. Ein solches satyrisches Drama, von geringem Umfang, wurde gewöhnlich nach einer Tragödie zur Erheiterung der Zuschauer gespielt. Einige Zeit hindurch mußte jeder Preiswerber bey den dramatischen Wettkämpfen zu drey Tragödien (einer tragischen Trilogie, wie z. B. die Orestica) ein solches satyrisches Nachspiel liefern. Uns ist nur ein einziges Stück dieser Gattung übrig geblieben: der Cyklop des Euripides.

Der erste Erfinder und Bildner der Tragödie war Thespis, welcher, zur Zeit der Herrschaft des Pisistratus, seine Bühne und ihren kleinen Apparat noch auf einem Karren umherführte. Sein Nachfolger Phrynichus machte an

dem rohen und mangelhaften Unternehmen nur unbedeutende Verbesserungen. Erst dem genialen Äschylus gelang ein ausgezeichnetes Vorwärtsschreiten. Er verwandelte die bisherige mimische Darstellung einer Begebenheit in eine wirkliche Handlung, indem er zu dem einen Schauspieler noch einen zweyten dazu nahm und den Dialog einführte; die Plane seiner Tragödien sind sehr einfach, und dennoch nicht ohne Unwahrscheinlichkeiten. Die unverhältnißmäßige Länge der Chorgesänge verräth noch deutlich den Ursprung des dramatischen Gedichts aus den dithyrambischen Liedern der Bacchusfeste. Die Sprache ist kraftvoll, oft im höchsten Feuer der Lyrik auflodernd. Die Erzählungen sind lebendig, und bilderreich die Schilderungen. Die Helden des Äschylus zeigen fast durchgehends Kühnheit, und Trotz und Vermessenheit. Seine Tragödien erwecken daher nur selten Mitleid, meistens erhabenes Schrecken und Erschütterung. Dabey bedachte er auch das Materielle und Äußere der theatralischen Darstellung, und das Schaugepränge. Er stellte zuerst eine förmliche Schaubühne mit Decoration und Maschinerie auf, erhöhte die Gestalt der Schauspieler durch den hohen Kothurn, gab ihnen charakteristische Larven und prächtige Kleider. Götter der Unterwelt, aus Gräbern steigende Schatten, die Eumeniden mit Fackeln und Schlangenhaaren, — gaben seinen Tragödien einen graunhaften Charakter. Bey der Vorstellung der Tragödie: die Eumeniden, sollen Männer von Entsetzen ergriffen, schwangere Frauen vor der Zeit entbunden, Kinder vor Schrecken gestorben seyn.

Äschylus bildete seine Schauspieler selbst, und trat manchmahl in seinen eigenen Stücken auf. Athenäus rühmt seine Darstellungsgabe. Die Kränkung, einen dramatischen Nebenbuhler sich vorgezogen zu sehen, bewog ihn, Athen zu verlassen. Er begab sich nach Sicilien zum König Hiero, welcher ihn wohlwollend aufnahm und ehrte. Er starb daselbst als siebzigjähriger Greis.

Die Vollendung dessen, was Äschylus mit so genialem Geiste begonnen, war dem Sophokles vorbehalten, geboren ungefähr 27 Jahre nach jenem, und beyläufig 14 Jahre vor Euripides. Sehr schön sagt Lessing im Leben des Sophokles: „Der junge Sophokles war nach Salamis in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragischen Muse, alle ihre drey Lieblinge in einer vorbildenden Gradation zu versammeln beliebte. Der kühne Äschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Trophäen, und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Insel geboren." —

Sophokles, ausgestattet, mit der gediegensten und seltensten Harmonie der Geisteskräfte, wußte, Größe mit Schönheit vermählend, die trübgährende Masse seines genialen Vorgängers zu läutern. Die Handlung in seinen Stücken ist reicher, und doch einfach; Charaktere und Leidenschaften zeigen sich groß, ohne ins Ungeheure zu entarten. Wo Äschylus Giganten toben ließ, läßt Sophokles Menschen wandeln; wo Äschylus durch Entsetzen erschüttert, bringt Sophokles eine erhabene Rührung hervor. Seine Phantasie ist feurig, doch nicht zügellos; seine Sprache vereinigt Kraft mit Anmuth und Würde. Mit Einwebung der Sentenzen ist er sparsam, und vermeidet den rhetorischen Wortschwall. Die Athener erkannten ihm bald den ersten Rang unter ihren Tragikern. Er starb, 91 Jahre alt, im Vollgenusse seines Ruhmes, nachdem er bey den dramatischen Wettkämpfen achtzehnmahl den Preis erhalten hatte, — eine Ehre, welche dem Äschylus nur dreyzehnmahl, dem Euripides nur fünfmahl widerfuhr.

Dieser Letztere, minder kühn und erhaben als Äschylus, weniger groß und harmonisch als Sophokles, glänzte vorzüglich durch die ihm eigene Kunst, das Herz zu rühren und den Geist durch Reflexion zu erheben. So wie der tragische Pathos des Äschylus sich dem Dithyramben-Ton genähert hatte, so nahm jener des Euripides mehr den elegischen Ton an, in Folge dessen die Leidenschaften klagend, selten groß erscheinen.

Die Personen des Euripides behalten in den tragischen Situationen eine Besonnenheit, welche mehr den philosophischen als den dramatischen Dichter in der Darstellung bewährt. Moralische Tiraden, mit rhetorischen Blumen geschmückt, verrathen in den Tragödien des Euripides den Einfluß seiner philosophischen Lehrer, Anaxagoras und Sokrates, so wie seines Lehrers in der Beredsamkeit, des Sophisten Prodicus. Quintilian bezeichnet ihn daher sehr richtig, indem er sagt: „Euripides kommt der rednerischen Gattung näher, ist reich besät mit Gedanken, und in demjenigen, was er von Philosophen geborgt hat, beynahe selbst Philosoph." —

Es ist wahrscheinlich, daß diese fehlerhafte Eigenthümlichkeit ihren Grund — wenigstens zum Theil — im Geist der Zeit hatte. Quintilian selbst rühmt ihn — der angeführten Rüge ungeachtet, daß er in der Darstellung der Leidenschaften, besonders derjenigen, welche Mitleid erregen, bewundernswürdig sey. An den Charakteren dieses Dichters wird getadelt, daß ihnen die ideale Schönheit fehle. Friederich Schlegel bemerkt sehr treffend, daß Euripides ihnen diese nur dann verleihe, wenn sie zur Rührung nöthig sey. In vielen seiner weiblichen Charaktere spricht sich ein entzückendes Zartgefühl aus; so war z. B. das sittsame Fallen der geopferten Polyxena, von jeher ein Gegenstand der Bewunderung; dennoch hat man diesen Dichter wegen einiger, in seinen Stücken vorkommenden Invectiven gegen die Weiber, zu einem erklärten Feinde dieses Geschlechts machen wollen.

Euripides fand schon unter seinem Volk und zu seiner Zeit manche Tadler. Den bittersten Angriff auf ihn that der Lustspieldichter Aristophanes, insbesondere in der Komödie: die Frösche, wo er jenem den Rath gibt, zur Begleitung seiner Verse statt der Leyer ein Paar Schneckengehäuse zu nehmen.

Gegen das Ende seines Lebens begab sich Euripides zu dem König Achelaus von Macedonien, wo er im Alter von ungefähr 76 Jahren starb. Der König ließ ihm, nahe bey der Hauptstadt, ein prächtiges Grabmahl errichten, und die

Athener setzten ihm, da ihnen der Leichnam nicht ausgeliefert wurde, ein Cenotaph auf der Straße, die nach dem Pyräus führte.

Neben diesen drey Koryphäen des Trauerspiels hatte Athen noch eine Menge von tragischen Dichtern des zweyten und dritten Ranges. Fabricius zählt deren in seiner griechischen Bibliothek über hundert und fünfzig zusammen. So sind z. B. die Nahmen Phrynichus, Jon, Agathon, Astydamas, Asklepiades, Apharens, Theodektes und Philokles, welcher letztere einmahl sogar über den Sophokles siegte, auf uns gekommen.

Zu gleicher Zeit mit der Tragödie entstand das Lustspiel, welches zuerst durch den Syrakuser Epicharmus eine feinere Gestaltung erhielt und aus einer possenhaften Scenenreihe zu einem Ganzen mit zusammenhängender Handlung gebildet wurde. Die Athener nahmen die Komödie mit Entzücken auf. Bald fanden sich mehrere Lustspieldichter ein; unter diesen der freche Timokreon, der possenhafte Magnes, der sarkastische Kratinus, der muntere Krates, der feinwitzige Pherekrates, und der anmuthige Eupolis. Den Sieg über alle errang Aristophanes.

Einige dieser Dichter schwangen die Geißel nur über Thorheiten und Laster; andere waren jedoch bösartig und frech genug, auch Männer von anerkannten Verdiensten und Tugenden auf die Bühne zu bringen, um sie zu verspotten. Des Verspotteten Persönlichkeit wurde manchmahl sogar durch eine charakteristische Maske kenntlich gemacht. Insbesondere waren Staatsmänner, Philosophen und tragische Dichter die Zielscheibe des komischen Witzes. So wurden z. B. Themistokles und Sokrates, Simonides und Euripides auf dem Theater mißhandelt. Zuletzt zogen die Lustspieldichter selbst gegen einander zu Felde; so z. B. zerrissen sich Aristophanes und Kratinus in ihren Komödien wechselweise. Aristophanes erlaubte sich sogar, die wichtigsten Staatsangelegenheiten in allegorischer Verkleidung auf die Bühne zu bringen, auf angesehene Bürger und öffentliche Beschlüsse kecke Ausfälle zu thun, ja das

souveräne Volk selbst nach Lust und Belieben lächerlich zu machen. Erst gegen das Ende des peloponnesischen Krieges wurde die gemißbrauchte Freyheit der Lustspieldichter beschränkt. Nun erlitt die Komödie eine Reform. Verspottung, persönliche Angriffe und Masken mußten aufhören. Selbst Aristophanes mäßigte sich und zügelte seinen Satyr. Erdichtete Stoffe wurden anständig und mit feinerem Tone behandelt.

Von den drey Heroen der Tragödie und von Aristophanes sind folgende Stücke auf uns gekommen:

Von Äschylus sieben Tragödien: der gefesselte Prometheus; die Perser; die Sieben gegen Theben; die Eumeniden; die Flehenden; Agamemnon; die Choephoren oder Orestes.

Von Sophokles gleichfalls sieben: Elektra; Ödip in Theben; Ödip auf Kolonos; Antigone; Ajax; die Trachinerinnen; Philoktet.

Von den mehr als hundert Tragödien, welche Euripides geschrieben haben soll, sind achtzehn erhalten worden; Iphigenia in Aulis; Iphigenia in Tauris; Elektra; Orest; der rasende Herkules; die Bacchantinnen; Jon; Alceste; Phädra; Medea; die Phönizerinnen; Hekuba; Andromache; die Trojanerinnen; Helena; die Flehenden; Rhesus; die Herakliden; nebst diesen ein Fragment Danae, und das Satyrspiel: der Cyklop.

Von allen Stücken des Aristophanes, deren vier und fünfzig angegeben werden, sind nur eilf auf uns gekommen. Sie werden nach ihrer Tendenz in zwey Hauptclassen eingetheilt:

a) Die Lustspiele mit politischer Tendenz, das ist, diejenigen, die auf politische Vorfälle, Zeitumstände, Richter, Volksredner u. d. gl. Beziehung haben. Hierher gehören die Acharner, die Ritter, der Friede, Lysistrata, die Wespen, die Vögel, die Rednerinnen.

b) Diejenigen Lustspiele, in denen die persönliche Beziehung vorherrscht. In diese Classe gehören die Wolken, die Frösche, das Fest der Ceres und der Proserpina; das letztere enthält eine Invective gegen den Euripides.

Außer diesen unterscheidet man noch als eine dritte Classe diejenigen Lustspiele, worin Aristophanes irgend eine moralische Wahrheit durch dramatische Darstellung insbesondere anschaulich zu machen sucht. Von dieser Art ist uns nur ein einziges Stück übrig geblieben, welches den Titel Plutus führt. Dasselbe dramatisirt die Idee, daß das Glück seine Gaben nach blinder Willkühr vertheile, und die Welt ein bessere Gestalt gewönne, wenn diese Göttinn sich von Wahrheit und Gerechtigkeit leiten ließe.

Der Titel der aristophanischen Stücke ist größten Theils von dem, in denselben auftretenden Chor genommen. So z. B. besteht dieser in dem Lustspiel, die Ritter, wirklich aus Rittern, welche die Gesinnungen und den Unwillen der Edleren im Staat gegen die Umtriebe der herrschenden Demagogen ausdrücken. In dem Lustspiel, die Wespen, besteht der Chor aus Wespen, und geißelt die Prozeßsucht der Athener und die Gewinnsucht der Richter und Anwälde. In dem Lustspiel, die Vögel, (einer Satyre auf die abenteuerlichen Projecte mancher Demagogen, insbesondere des Alcibiades), persiflirt ein Chor von Vögeln nebst jenen Unfügen und Umtrieben auch mancherley Volksthorheiten. Der Chor von Fröschen in dem Stücke, welches diesen Titel führt, stellt die schlechten Dichter, an den Ufern des Styx quackend, vor. Im Lustspiel, die Wolken, — einer Satyre auf den Sokrates — personificirt der Chor die Göttinnen der Sophisterey.

Nach dem Aristophanes trat Menander auf, der Stifter der neuern Komödie, der alle Vorgänger an Ruhm übertraf; den einstimmigen Lobsprüchen des Alterthums zu Folge, scheint er in seiner Gattung das Vorzüglichste geliefert zu haben. Man rühmt an seinen Lustspielen die Mannigfaltigkeit in der Darstellung der Charaktere und Leidenschaften, die Anmuth der Diction, den gediegenen Geschmack, das Vorherrschen des sittlichen Zartgefühls, die Fülle scharfsinniger Bemerkungen über das menschliche Herz, über Schicksale und Verhältnisse des Lebens. Er führte das Lustspiel von den öffentlichen

Angelegenheiten in den häuslichen Kreis, und neigte sich — eine Folge dessen — zur Sentimentalität.

Von den mehr als hundert Stücken, welche dieser gepriesene Dichter geschrieben haben soll, sind leider nur einige kleine Fragmente erhalten worden.

Nicht minder fruchtbar war sein Nebenbuhler Philemon, an dessen Lustspielen die gute Anlage des Plans, treffende Charakteristik, Witz und philosophischer Geist gerühmt werden. Das Alterthum gab ihm den Rang neben Menander. Die Römer nannten ihren Terenz den halben Menander. Auch von Philemons Stücken haben wir nur einzelne Stellen.

Mit ihm erlosch der Glanz der Poesie in Griechenland, um in Ägyptens Alexandria unter den Ptolomäern aufzustrahlen. Auch hier wurde in griechischer Sprache gedichtet, aber nicht im griechischen Geist. Der Gesang der alexandrinischen Dichter war nur ein schwaches Echo des verklungenen, größten Theils Poesie des Styls, ohne Fehler, aber auch ohne die Schönheit der großen Vorbilder.

Theokritos war in jener Periode der einzige Dichter, dem es gelang, durch seine Idyllen noch eine neue eigenthümliche Dichtungsart zu schaffen, welche Moschos und Bion weiter auszubilden suchten.

Man tadelt an Theokritos, daß er die Natur zu treu schildere; er wußte aber den Mangel des Idealen durch Bestimmtheit, Wahrheit und Lebendigkeit in der Zeichnung der Wirklichkeit zu vergüten. In den idyllischen Gedichten des Bion und Moschos zeigt sich zwar mehr Feinheit, mehr zartes Empfinden, mehr Lieblichkeit der Bilder, dagegen aber auch weniger Genialität und Erfindungskraft als in Theokrits Idyllen.

In dieser Manier erschienen späterhin noch zwey größere Gedichte: des Longus Hirtengedicht: Daphnis und Chloe; und des Musäus idyllisch-episches Gedicht: Hero und Leander. Das erstere glänzt durch erotischen Witz, schöne Sprache und durch gelungene einzelne Parthien, das letztere durch

Gemählde der Zärtlichkeit und Sehnsucht; beyde beleidigen hier und da durch Frost und Frivolität.

Überhaupt zeichnete jene Periode sich mehr durch den Eifer, mit dem sie etwas leisten wollte, als durch das, was sie wirklich leistete, vortheilhaft aus. König Ptolomäus Lagi, der Stifter der berühmten alexandrinischen Bibliothek, gründete ein Museum, zum Unterhalt für Schriftsteller und Gelehrte, welche von rastlosem Wetteifer entglühten. Für die griechische Sprache wurde am Hofe der Ptolomäer viel geleistet; in die Dichtkunst schlich sich ein falsches Prunken mit Gelehrsamkeit ein. Man plünderte alle Wissenschaften, um die Gedichte mit solcher Beute zu schmücken; dabey verursachte ein ängstliches Streben nach Neuheit manchen Mißgriff in der Wahl des Stoffes für dichterische Gestaltung. So z. B. schrieb Aratos ein Gedicht von den Kräften und Vorbedeutungen der Gestirne, welchem Leben und Mannigfaltigkeit mangelte. Die Sprache ist zwar rein und schön, und die Verse sind wohlklingend: aber das Ganze schleicht durch eine Reihe von Beschreibungen der Sternbilder in träger Einförmigkeit dahin.

Nikander schrieb ein Gedicht über die durch ihren Biß vergiftenden Thiere und die zur Heilung der Wunden dienlichen Mittel. In einem andern Gedichte beschreibt er die in Speise und Trank genossenen Gifte und die zweckmäßige Anwendung der Gegengifte. Beyde Werke enthalten trockene Beschreibungen; die poetische Ausschmückung beschränkte Nikander, der zugleich Arzt und Priester des Apollo war, auf den schönen Bau des Hexameters, Wortstellungen und verschönernde Beywörter.

Nach Nikander sind nur vier didaktische Dichter noch zu erwähnen: Skymnus, Dionysius und Dicäarch, welche Geographien in Versen schrieben, und Oppianos, bedeutender als jene. Ihm werden drey Lehrgedichte zuerkannt: eines über die Fische und den Fischfang, eines über die Jagd, und eines über den Vogelfang.

Mehrere Dichter wählten sich Stoffe aus der Mythologie zur epischen Darstellung. So schrieb Apollonius von Rhodos

ein episches Gedicht vom Zuge der Argonauten in vier Büchern, worin sich mehr Geschmack und Gelehrsamkeit als geniale Poesie zeigt. Der Glanzpunct dieses Gedichtes ist das Gemählde der Leidenschaft Medeens für den Jason, im dritten Buche.

Lykophron schrieb das noch vorhandene Monodram Kassandra, worin er diese Seherinn Troja's Schicksal weissagen läßt. Die Menge der eingeflochtenen Mythen und die räthselhaften Ausdrücke machen das Ganze schwerfällig.

Von den Gedichten des Kallimachos (Elegien, Hymnen und Epigramme) sind nur einige Stücke der beyden letztern Dichtungsarten auf uns gekommen. Die Epigramme gehören zu den schönsten Stücken ihrer Art, dagegen aber sind die Hymnen — soviel sich wenigstens aus den noch vorhandenen ersehen läßt — bey einer Fülle mythologischer Verzierungen doch etwas zu arm an Gedanken, und der nüchterne Vortrag läßt kalt.

In diesem Zeitalter fand die Elegie neuerdings mehrere Bearbeiter; auch fing man an, einzelne Mythen als Erzählungen vorzutragen. Hierher gehören die Dichter Philetas, Hermesianax und Phanokles. Auch ihre Werke tragen den Charakter der Zeit: schwerfällige Gelehrsamkeit.

Die tragische Muse wollte bey diesem Wetteifer nicht zurückbleiben. Sieben alexandrinische Trauerspieldichter traten auf: Äantides, Alexander Antolus, der jüngere Homer, Lykophron, Dionysides (oder Sosiphanes), Sositheus und Philiskus; die Grammatiker sammelten einen Canon dieser sieben Tragiker unter dem Titel: das tragische Siebengestirn.

Allmählig schrumpfte die griechische Poesie zu Epigrammen ein, von welchen, da sie in unzähliger Menge erschienen, viele Sammlungen gemacht wurden. Die erste veranstaltete Meleager aus Gadara, selbst Dichter, ungefähr hundert Jahre vor Christi Geburt; die zweyte Philippus aus Thessalonich, unter der Regierung Augusts; die dritte Strato,

unter dem Kaiser Alexander Severus. Die kleinen Gedichte der späteren Zeit wurden zuerst von Agathias, unter Justinians Regierung, gesammelt. Sie sind größeren Theils süßlich und zugespitzt, voll Antithesen und Wortspielen.

Den Schluß der untergehenden griechischen Poesie machten die milesischen Mährchen und die erotischen Romane in Prosa. Sie enthalten wohl einzelne Schönheiten, aber noch mehr Anhäufung von unwahrscheinlichen und uninteressanten Begebenheiten, mit gesuchtem Witz in einer gekünstelten, süßlich-sentimentalen Manier dargestellt.

Homer.

Von Homers Lebensumständen weiß man sehr wenig, und selbst dieses Wenige ist mehr Vermuthung als Gewißheit. Um die Ehre, sein Geburtsort zu seyn, sollen sieben Städte gestritten haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach lebte und dichtete er in dem klein-asiatischen Jonien, oder auf einer der nahe gelegenen Inseln. Wahrscheinlich ist es ferner, daß er neun hundert Jahre vor Christi Geburt lebte. Seine Dürftigkeit und sein Herumwandern sind unverbürgte Sagen. Den Pisistratiden zu Athen wird der Ruhm zuerkannt, daß sie zuerst die zerstreuten Gesänge Homers sammeln und am Feste der Panathenäen jährlich vorlesen ließen. Neuere Kritiker machten aus Einem Homer mehrere Homere, und behaupteten, die Ilias und die Odyssee seyen zusammengefügte Bruchstücke verschiedener altgriechischer Dichter. Diese Meinung fand jedoch viele Gegner. Da beyden Parteyen die Gewißheit fehlt, so halten wir uns hier nicht sowohl an die Einheit oder Mehrheit der Sänger, sondern an den *poetischen Geist der Gesänge*, dem wir — aus Mangel andrer Nahmen — den Nahmen Homer geben.

Außer der Ilias und Odyssee werden dem Homer noch zugeschrieben: a) *Hymnen*; b) ein satyrisches Gedicht: *Margites*. Die *Batrachomyomachie* (der Frosch- und Mäusekrieg) wird für das Product eines spätern Dichters erklärt.

Plan der Ilias *).

Erster Gesang. Den Priester Chryses zu rächen, dem Agamemnon die Tochter vorenthielt, sendet Apollon den Achäern eine tödtliche Seuche. Agamemnon zankt mit Archilleus, weil er durch Kalchas die Befreyung der Chryseis (Tochter des Chryses) fordern ließ, und nimmt ihm sein Ehrengeschenk, die Tochter des Brises. Nach der Zurücksendung der Chryseis wird Apollon versöhnt. Zeus gewährt der Thetis (Mutter des Achilleus) so lange Sieg für die Troer, bis ihr Sohn Genugthuung erhalte. Unwille der Here (Juno) gegen Zeus. Hephästos (Vulkan) besänftigt beyde.

Zweyter Gesang. Zeus, des Versprechens eingedenk, bewegt Agamemnon durch einen Traum, die Achäer zur Schlacht auszuführen. Rath der Fürsten; dann Volksversammlung. Agamemnon, das Volk zu versuchen, befiehlt Heimkehr; alle sind dazu geneigt. Odysseus, von Athene (Minerva) ermahnt, hemmt sie. Thersites dringt schmähend auf Heimkehr, und wird gestraft. Das beschämte Volk, durch Odysseus und Nestor völlig gewonnen, wird von Agomemnon zur Schlacht aufgefordert. Frühmahl, Opfer und Ordnung des Heeres. Verzeichniß der achäischen Völker. Die Troer in Versammlung hören die Bothschaft, und rücken aus. Verzeichniß der troischen Völker.

Dritter Gesang. Begegnung der Heere. Alexandros oder Paris, nachdem er vor Menelaos geflohen, erbiethet sich ihm durch Hektor zum Zweykampf um Helena, welchen Menelaos annimmt. Die Heere ruhen, und Priamos wird zum Vertrage aus Ilios gerufen. Indeß geht Helena auf das skäische Thor, wo Priamos mit den Ältesten sitzt, und nennt ihm die achäischen Heerführer. Priamos fährt in das Schlachtfeld hinaus. Vertrag, Priamos Rückkehr, Zweykampf. Den besiegten Paris entführt Aphrodite in seine Kammer. Agamemnon fordert den Siegspreis.

*) Angabe von Voß.

Vierter Gesang. Zeus und Here beschließen Troja's Untergang. Athene beredet den Pandaros, einen Pfeil auf Menelaos zu schießen. Den Verwundeten heilt Machaon. Die Troer rücken an, und Agamemnon ermuntert die achäischen Heerführer zum Angriff. Schlacht.

Fünfter Gesang. Diomedes, den Athene zur Tapferkeit erregt, wird von Pandaros geschossen. Er erlegt den Pandaros, und verwundet den Äneias, sammt der entführenden Aphrodite. Diese flieht auf des Ares (Mars) Wagen zum Olympos. Apollon trägt, von Diomedes verfolgt, den Äneias in seinen Tempel auf Pergamos, woher er geheilt bald zurückkehrt. Auf Apollons Ermahnung erweckt Ares die Troer, und die Achäer weichen allmählig. Here und Athene fahren vom Olympos, den Achäern gegen Ares zu helfen. Diomedes, von Athene ermahnt und begleitet, verwundet den Ares. Der Gott kehrt zum Olympos, und die Göttinnen folgen.

Sechster Gesang. Die Achäer im Vortheil. Hektor eilt in die Stadt, damit seine Mutter Hekuba zur Athene flehe. Glaukos und Diomedes erkennen sich als Gastfreunde. Hekuba mit den edlen Trojanerinnen fleht. Hektor ruft den Paris zur Schlacht zurück. Er sucht seine Andromache zu Hause, und findet sie auf dem skäischen Thor. Er kehrt mit Paris in die Schlacht.

Siebenter Gesang. Athene und Apollon, die Schlacht zu enden, heißen Hektor den tapfersten Achäer zum Zweykampf fordern. Unter neun Fürsten trifft das Loos den Ajas. Die Nacht trennt die Kämpfer. Nestor in Agamemnons Gezelt räth Stillstand, um die Todten zu verbrennen, und Verschanzung des Lagers. Antenor in Ilios räth, die Helena zurückzugeben, welches Paris verwirft. Am Morgen läßt Priamos die Achäer um Stillstand bitten. Bestattung der Todten. Verschanzung des Lagers, und Poseidons Unwille. In der Nacht unglückliche Zeichen von Zeus.

Achter Gesang. Den versammelten Göttern verbiethet Zeus, weder Achäern noch Troern beyzustehen, und fährt zum

Ida, Schlacht. Zeus wägt den Achäern Verderben, und schreckt sie mit dem Donner. Here bittet den Poseidon umsonst, den Achäern zu helfen. Die Achäer werden in die Verschanzung gedrängt. Agamemnon und ein Zeichen ermuntert sie zum zweyten Angriff. Teukros streckt viele mit dem Bogen darnieder, und wird von Hektor verwundet. Here und Athene fahren vom Olympos den Achäern zu Hülfe. Zeus befiehlt ihnen durch Iris umzukehren. Er selbst, zum Olympos gekehrt, droht den Achäern noch größere Niederlage. Hektor mit den siegenden Troern übernachtet vor dem Lager.

Neunter Gesang. Agamemnon beruft die Fürsten, und räth zur Flucht. Die Fürsten berathschlagen. Auf Nestors Rath sendet Agamemnon, den Achilles zu versöhnen, den Phönix und Odysseus. Achilles empfängt sie gastfrey, aber verwirft die Anträge, und behält den Phönix zurück. Die Andern bringen die Antwort in Agamemnons Zelt. Diomedes ermahnt zur Beharrlichkeit, und man geht zur Ruhe.

Zehnter Gesang. Der schlaflose Agamemnon und Menelaos wecken die Fürsten. Sie sehen nach der Wache, und besprechen sich am Graben. Diomedes und Odysseus, auf Kundschaft ausgehend, ergreifen und tödten den Dolon, welchen Hektor zum Spähen gesandt. Von ihm belehrt, tödten sie im troischen Lager den neugekommenen Rhesos mit zwölf Trakiern, und entführen des Rhesos Rosse.

Eilfter Gesang. Am Morgen rüstet sich Agamemnon, und führt zur Schlacht. Hektor ihm entgegen. Vor Agamemnons Tapferkeit fliehen die Troer. Zeus vom Ida sendet dem Hektor Befehle, bis Agamemnon verwundet sey, den Kampf zu vermeiden. Der verwundete Agamemnon entweicht, und Hektor dringt vor. Verwundet kehrt Diomedes zu den Schiffen. Odysseus wird von Ajas aus der Umzingelung gerettet. Patroklos verbindet den verwundeten Eurypylos.

Zwölfter Gesang. Die Achäer werden bedrängt. Hektor läßt gegen sie anrücken. Zeus sendet ihnen einen stäubenden Wind entgegen. Hektor stürmt die Mauer der Verschan-

zung, und sprengt ein Thor mit einem Steinwurf, worauf die Troer eindringen.

Dreyzehnter Gesang. Kampf um die Schiffe. Poseidon, von Zeus unbemerkt, kommt, die Achäer zu ermuntern. Dem Hektor widersteht Ajas. Hektor beruft die Fürsten. Verstärkter Angriff.

Vierzehnter Gesang. Nestor eilt auf das Getöse hinaus, und späht. Ihm begegnen Agamemnon, Diomedes und Odysseus, die, matt von den Wunden, das Treffen zu schauen kommen. Agamemnons Gedanken an Rückzug tadelt Odysseus. Sie gehen, die Achäer zu ermuntern. Poseidon tröstet den Agamemnon. Here, mit Aphroditens Gürtel geschmückt, schläfert den Zeus auf Ida ein, daß Poseidon noch mächtiger helfe. Hektor, den Ajas mit dem Steine traf, wird ohnmächtig aus der Schlacht getragen. Die Troer fliehen, indem Ajas sich auszeichnet.

Fünfzehnter Gesang. Der erwachte Zeus bedroht Here, und befiehlt, ihm Iris und Apollon vom Olympos zu rufen, daß jene den Poseidon aus der Schlacht gehen heiße, dieser den Hektor herstelle, und die Achäer scheuche, bis Achilleus den Patroklos sende. Es geschieht. Hektor mit Apollon schreckt die Achäer, deren Helden allein widerstehen, in das Lager zurück, und folgt mit dem Streitwagen über Graben und Mauer, wo Apollon ihm Bahn macht. Den Kampf hört Patroklos im Zelt, und eilt den Achilleus zu erweichen. Die Achäer ziehen sich von den vordern Schiffen zurück. Ajas kämpft von den Verdecken, und vertheidigt ein Schiff, das Hektor anzünden will.

Sechzehnter Gesang. Dem Patroklos erlaubt Achilleus, in seiner Rüstung zur Vertheidigung der Schiffe, aber nicht weiter, auszuziehen. Ajas wird überwältigt, und das Schiff brennt. Achilleus treibt den Patroklos, sich zu bewaffnen, und ordnet die Scharen. Patroklos vertreibt die Troer, ersteigt die Mauer, wird aber von Apollon gehemmt. Hektor fährt gegen Patroklos zurück. Den tapfern Patroklos macht

Apollon betäubt und wehrlos, worauf ihm Euphorbos den Rücken, dann Hektor den Bauch durchbohrt.

Siebenzehnter Gesang. Streit um Patroklos. Hektor raubt ihm die Rüstung. Darauf, in Achilleus Rüstung, verstärkt er den Angriff auf den Leichnam, dem mehrere Achäer zu Hülfe eilen. Hartnäckiger Kampf bey wechselndem Glück. Die trauernden Rosse des Achilleus, die Zeus gestärkt, lenkt Automedon in die Schlacht, wo Hektor und Äneias umsonst ihn angreifen. Wankender Sieg um Patroklos Leichnam. Menelaos sendet den Antilochos mit der Nachricht zu Achilleus. Er selbst und Meriones tragen den Leichnam, indeß beyde den angreifenden Ajas abwehren.

Achtzehnter Gesang. Achilleus jammert um Patroklos Tod. Thetis hört seinen Entschluß, Hektor zu tödten, obgleich ihm bald nach jenem zu sterben bestimmt sey, und verheißt ihm andere Waffen von Hephästos. Den Achäern entreißt Hektor beynahe den Leichnam; aber Achilleus, der sich waffenlos an den Graben stellt, schreckt durch sein Geschrey die Troer. Nacht. Den Troern räth Polydamas, in die Veste zu ziehen, ehe Achilleus hervorbreche; welches Hektor verwirft. Die Achäer wehklagen um Patroklos, und legen ihn auf Leichengewande. Der Thetis schmiedet Hephästion die erbethenen Waffen.

Neunzehnter Gesang. Am Morgen bringt Thetis die Waffen, und sichert den Leichnam vor Verwesung. Achilleus beruft die Achäer, entsagt dem Zorn, und verlangt sogleich Schlacht. Agamemnon erkennt sein Vergehen, und erbiethet sich, die Geschenke hohlen zu lassen. Die Geschenke nebst der Briseis werden gebracht, und Agamemnon schwört, sie niemahls berührt zu haben. Achilleus ohne Nahrung wird von Athene gestärkt, und zieht mit dem Heere gerüstet zum Kampf. Sein Roß weissaget ihm nach dem heutigen Siege den nahen Tod, den er verachtet.

Zwanzigster Gesang. Zeus verstattet den Göttern Antheil an der Schlacht, daß nicht Achilleus, dem Schicksal

entgegen, sogleich Troja erobere. Donner und Erdbeben. Die Götter stellen sich zum Kampfe. Den Äneias reizt Apollon gegen Achilleus. Den besiegten Äneias entrückt Poseidon, damit seine Nachkommen die Troer beherrschen. Hektor, den Achilleus angehend, wird von Apollon zurückgehalten. Durch des Bruders Polydoros Ermordung gerührt, naht er ihm dennoch. Hektors Speer haucht Athene zurück, ihn selbst entführt Apollon. Achilleus mordet die Fliehenden.

Ein und zwanzigster Gesang. Achilleus stürzt einer Schar Troer in den Skamandros mit dem Schwerte nach. Der Flußgott Skamandros gebeut ihm, sie außer dem Strome zu verfolgen. Er verspricht's; doch in der Wuth springt er wieder hinein. Der zürnende Strom verfolgt ihn in's Feld. Jener, von Göttern gestärkt, durchdringt die Fluth. Als Skamandros noch wüthender den Simois zu Hülfe ruft, sendet ihm Here den Hephästos entgegen, der das Feld trocknet, dann ihn selber entflammt. Des Jammernden gebeut Here zu schonen. Ares und Aphrodite werden von Athene besiegt, Artemis von Here. Rückkehr der Götter. Priamos öffnet den Flüchtigen das Thor. Den verfolgenden Achilleus hemmt Agenor; dann, in Agenor's Gestalt fliehend, lockt Apollon ihn feldwärts, indeß die Troer flüchten.

Zwey und zwanzigster Gesang. Den Achilleus, der vom verfolgten Apollon wiederkehrt, erwartet Hektor vor der Stadt, obgleich die Ältern von der Mauer ihn jammernd hereinrufen; beym Annahen des Schrecklichen flieht er, und wird dreymahl um Ilion verfolgt. Zeus wägt Hektors Verderben, und sein Beschützer Apollon weicht. Athene in Deiphobos Gestalt verleitet den Hektor zu widerstehen. Achilleus fehlt; Hektors Lanze prallt ab; darauf mit dem Schwert anrennend, wird er am Halse durchstochen, dann entwaffnet und rückwärts am Wagen zu den Schiffen geschleift. Wehklage der Ältern von der Mauer, und der dazu kommenden Andromache.

Drey und zwanzigster Gesang. Achilleus mit den Seinen umfährt den Patroklos, wehklagt, und legt den

Hektor auf's Antlitz am Todtenlager. In der Nacht erscheint ihm Patroklos, und bittet um Bestattung. Am Morgen hohlen die Achäer Holz zum Scheiterhaufen. Patroklos wird ausgetragen, mit Haarlocken umhäuft, und sammt den Todtenopfern verbrannt. Boreas und Zephyrus erregen die Flamme. Den andern Morgen wird Patroklos Gebein in eine Urne gelegt, und bis Achilleus Gebein hinzukomme, beygesetzt; vorläufiger Ehrenhügel auf der Brandstelle. Wettspiele zu Ehre des Todten: Wagenrennen, Faustkampf, Ringen, Lauf, Waffenkampf, Kugelwurf, Bogenschuß, Speerwurf.

Vier und zwanzigster Gesang. Achilleus, nach schlafloser Nacht, schleift Hektors Leib um Patroklos Grab; doch Apollon verhütet Entstellungen. Zeus befiehlt dem Achilleus durch Thetis, den Leichnam zu verlassen; und dem Priamos durch Iris dem Achilleus die Lösung zu bringen. Priamos, durch ein Zeichen gestärkt, kommt unter Hermes Geleit, unvermerkt von den Hütern, zu Priamos Gezelt. Er erlangt den Leichnam des Sohnes, nebst Waffenstillstand zur Bestattung und kehrt unbemerkt nach Ilion zurück. Um Hektors Todtenlager schallt die Wehklage der Gattinn, der Mutter, und der Helena. Bestattung und Gastmahl.

So reich diese Handlung der Ilias in dem gegebenen Detail erscheint, eben so einfach ist sie in ihrer Anlage, wie aus den folgenden wenigen Hauptmomenten derselben hervorgeht, nähmlich: Die griechischen Fürsten Agamemnon und Achilleus entzweyen sich während der Belagerung von Troja. Achill trennt sich mit seinem Gefolge vom griechischen Heer, und zieht sich zurück. Die Griechen werden nun von den Trojanern in mehreren Gefechten hart bedrängt. Patroklos, Achill's Freund, vermag's nicht länger, die Schmach der Seinigen zu sehen. Er erbittet sich Achill's Waffenrüstung, und kämpft gegen die Troer, wird aber von Hektor getödtet. Dieser nimmt dem Leichnam die Waffen, und zeigt sich damit vor beyden Heeren. Ergrimmt über diesen Frevel, und entschlossen, den Tod seines Freundes

zu rächen, eilt nun Achill in's Treffen, tödtet den Hektor und schleift die Leiche, die er endlich dem alten Vater Priamos, von seinen Bitten gerührt, zur Bestattung ausliefert.

In der Lebendigkeit der Darstellung wird Homer von keinem Dichter aller Zeiten und Völker übertroffen. Was er schildert, das stellt er mit den sprechendsten, eigenthümlichsten Zügen uns wie vor das Auge hin. Ein Beyspiel sey die Stelle im ersten Gesang, da Apollon, zürnend wegen der seinem Priester zugefügten Beleidigung, an den Griechen Rache nimmt:

Schnell von den Höh'n des Olympos enteilet' er zürnendes Herzens,
Auf der Schulter den Bogen und wohlverschlossenen Köcher.
Laut erschallen die Pfeil' an der Schulter des zürnenden Gottes,
Als er einher sich schwang; er wandelte, düsterer Nacht gleich;
Setzte sich drauf von den Schiffen entfernt, und schnellte den Pfeil ab;
Und ein schrecklicher Klang entscholl dem silbernen Bogen.
Nur Maulthier' erlegt' er zuerst, und hurtige Hunde:
Doch nun gegen sie selbst das herbe Geschoß hinwendend,
Traf er; und rastlos brannten die Todtenfeuer in Menge.

Eine besondere Einheit in der homerischen Darstellung besteht in der Wiederhohlung glücklich gewählter Beywörter, die gleichsam als unzertrennliche Gefährten ihren Hauptwörtern zur Seite wandeln, und den bezeichneten Gegenstand uns bekannt und anschaulich machen, wie z. B. die holdanlächelnde Cypris, die hellumschienten Achäer, die hoheitblickende Heere, die vielgeruderten Schiffe, der göttliche Held Alexandros, die weithinschattende Lanze, die hauptumlockten Achäer, die geflügelten Worte, die machtvollstampfenden Rosse, Zeus blauäugige Tochter Athene, der männermordende Ares, die männerehrende Feldschlacht, die nahrungsprossende Erde, u. d. gl.

So herrscht in Allem, was Homer schildert, die lebendigste sinnliche Anschauung. So z. B. da Venus vom Diomedes in der Schlacht verwundet wird:

Und so fort in die Haut ihr stürmte die Lanze.
Durch die ambrosische Hülle; — —
— — — — Da rann ihr unsterbliches Blut hin,
Klarer Saft, wie den Wunden der seligen Götter entfließet.
Laut nun schrie die Göttinn. — — —
Iris nahm und enttrug sie windschnell aus dem Getümmel,
Ach vom Schmerze betäubt und die schöne Hand so geröthet!
Aber mit Wehmuth sank in Dionens Schooß Aphrodite;
Jene mütterlich hielt die göttliche Tochter umarmend,
Streichelte sie mit der Hand; — — —
— — — — — trocknete mit beyden Händen die Wunde;
Heil ward jetzo die Hand, und besänftiget ruhten die Schmerzen.

Wie glaubt man die verlassene Briseis um den Patroklos klagen zu hören!

Ach! mein theurer Patroklos, gefälligster Freund mir im Elend!
Lebend noch verließ ich im Zelte dich, als ich hinwegging,
Und ich Kehrende finde dich todt nun, Völkergebieter,
Hingestreckt! So verfolgt mich Unheil immer auf Unheil!
Ach! du starbst, und ohn' Ende bewein' ich dich, freundlicher Jüngling! —

Agamemnons Zorn:

Zürnend vor Schmerz; es schwoll ihm das finstere Herz von der Galle,
Schwarz umströmt, und den Augen entfunkelte strahlendes Feuer.

Bey dieser Lebendigkeit findet sich überall klare ungeschmückte Einfalt. Wie einfach und erhaben zugleich ist das kurze Gebeth des von den Feinden in der Dunkelheit bedrängten Ajas!

Vater Zeus! Errett' aus dunkler Nacht die Achäer!
Schaff' uns Heitre des Tags, und gib, mit den Augen zu schauen!
Nur im Lichte verderb' uns, da dir es einmahl geliebet.

Zu den Vorzügen im Schmuck der homerischen Darstellungsweise gehört die Mannigfaltigkeit der schönen und treffenden Gleichnisse, deren einige hier folgen.

I. Die schwankende Schlacht-Entscheidung.

Wie die Wage steht, wenn ein Weib lohnspinnend und redlich,
Abwägt Woll' und die Schalen beyd' in gerader
Schwebung hält, für die Kinder den ärmlichen Lohn zu gewinnen;
Also stand gleichschwebend die Schlacht der kämpfenden Völker.

II. Das Steinschleudern in der Schlacht.

Dort, gleichwie Schneeflocken daher im dichten Gestöber
Fallen am Wintertage, wann Zeus, der Herrscher, sich aufmacht,
Über die Menschen zu schney'n, der Allmacht Pfeile versendend;
Wey'n dann heißt er die Wind', und schüttet herab, bis er decket
Rings die Höh'n der schroffen Gebirg' und die zackigen Gipfel,
Auf die Gefilde voll Klee, und des Landmanns fruchtbare Saaten;
Auch des graulichen Meer's Vorstrand und Buchten umfliegt Schnee:
Aber die Wog', anrauschend verschlingt ihn; alles umher sonst
Wird von oben umhüllt, wann gedrängt Zeus Schauer herabfällt:
So dort flog von Heere zu Heer' der Steine Gewimmel.

III. Zerstörende Kraft.

— Wo der dichteste Schwarm hintummelte, sprengte Patroklos
Nach mit tönendem Ruf, und vorwärts unter die Räder
Stürzten die Männer in Staub. — —
Über den Graben hinweg nun sprang der unsterblichen Rosse
Schnelles Gespann, die dem Peleus die ehrenden Götter geschenket,
Vorwärts eilend im Sturm; denn auf Hektor reizte der Muth ihn,
Daß sein Speer ihn ereilte, der schnell mit den Rossen dahinfloh,
Wie wenn stürmischer Regen das dunkele Land ringsum deckt
Am nachherbstlichen Tage, wann reißende Wasser ergießet

Zeus, heimsuchend im Zorn die Frevelthaten der Männer,
Welche gewaltsam richtend im Volk die Gesetze verdrehen,
Und ausstoßen das Recht, sorglos um die Rache der Götter;
Ihnen sind hoch nun alle die fluthenden Ströme geschwollen,
Viel' Abhäng' auch verschwemmen die schroffaus höhlenden Wasser,
Und in das purpurne Meer mit lautem Geräusch sich ergießend,
Taumeln sie hoch vom Gebirg', und verheert sind die Werke der Menschen:
Also die troischen Rosse, da laut mit Geräusch sie dahinfloh'n.

IV. Menschliches Versprechen.

Elende, die hinfällig wie grünes Laub in den Wäldern,
Jetzo in Kraft aufstreben, die Frucht der Erde genießend,
Jetzo wieder entseelt dahinflieh'n!

Die reichste, ja eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit zeigt Homer in den Schlachtgemählden in der Verschiedenheit der Heldengestalten, des Kampfes, der Stellungen, Wunden und Todesweise der Sterbenden, ja selbst in der Verschiedenheit der charakteristischen letzten Worte, die er denselben in den Mund legt. Hierbey zeigt Homer, wie Pope bemerkt, zwey ganz besondere, wirksame Eigenheiten. Die erste besteht darin, daß er jeden Kampf durch moralische Züge und Winke, oder durch rührende Umstände, in welchen er uns den sterbenden Helden zeigt, vorzüglich interessant und den Tod selbst sehr ergreifend macht. So z. B. macht er uns aufmerksam auf die Güter und schönen Hoffnungen, von denen der Sterbende scheidet, auf den Schmerz der zurückgelassenen Lieben u. s. w.

Die Andere Eigenheit besteht darin, daß er die Helden gegen einander gleichsam abmißt, und den Einen erhebt, um den andern noch höher zu stellen.

Ein allgemeines Schlachtgemählde von Leben und Feuer findet sich im zwölften Gesang:

Eines nun ward das Getümmel der Schlacht. — — —
Wie mit dem Weh'n lautbrausender Wind' Unwetter daherzieh'n,

Jenes Tags, wann häufig der Staub die Wege bedecket,
Und sich alsbald aufwölkt ein finsterer Nebel des Staubes:
So nun stürmte zusammen die Schlacht, denn sie sehnten sich herzlich,
Durch das Gewühl einander mit spitzigem Erze zu morden,
Weithin starrte die würgende Schlacht von erhobenen Lanzen,
Lang emporgestreckten, zerfleischenden; blendend dem Auge
Schien der eherne Glanz von sonnespiegelnden Helmen,
Neugeglättetem Panzergeschmeid', und leuchtenden Schilden,
Als sie sich nahten zum Kampf; der müßt' ein entschlossener Mann seyn,
Welcher sich freute zu schau'n den Tumult dort, und nicht verzagte.

In dem folgenden Schlachtgemählde sehen wir eine Mannigfaltigkeit von einzelnen Kämpfen und Heldengruppen:

Nun schlug Mann vor Mann im zerstreuten Kampf der Entscheidung,
Jeglicher Fürst; doch zuerst Menötios tapferer Sprößling,
Schnell wie jener sich kehrte, durchschoß Areilykos Schenkel
Mit scharfspitziger Lanze, daß grad' hindurch ihm das Erz drang;
Krachend zerbrach das Gebein, und vorwärts hin auf den Boden
Taumelt' er. Doch Menelaos, der kriegrische, bohrte dem Thoas
Neben dem Schild in die offene Brust, und löste die Glieder.
Phyleus Sohn, den Amphyklos, der wild anrannte, bemerkend,
Zuckt' ihm entgegen die Lanz' in das obere Bein, wo am dicksten
Strotzt die Wade des Menschen von Fleisch; es zerriß ihm die Sehnen
Rings das durchbohrende Erz, und die Augen umschattete Dunkel.
Nestors Söhn': Auf Atymnios rasch mit der spitzigen Lanze
Fuhr Antilochos an, und durchstieß ihm die Weiche des Bauches,
Und er entsank vorwärts; da schwang mit der Lanze sich Maris.
Nah' an Antilochos her, voll Zorns um den lieblichen Bruder,
Vor den Erschlagnen gestellt; doch der göttliche Held Thrasymedes
Streckte den Speer, eh' jener verwundete; nicht ihn verfehlend,
Drang in die Schulter das Erz, und hinweg vom Gelenke des Armes
Rissen die Muskeln zerfleischt, ab brach der zerschmetterte Knochen;
Dumpf hin krachte' er im Fall, und die Augen umschattete Dunkel.
Also dort, zween Brüdern gebändiget, gingen die Brüder
Beyd' in des Erebos Nacht. — —

Ajas, Oileus Sohn, sprang vor, und ergriff Kleobulos
Leben, indem das Gedräng' ihn hinderte; aber sofort ihm
Löst' er die Kraft, einhauend das mächtige Schwert in den Nacken;
Ganz ward warm die Klinge vom spritzenden Blut, und die Augen
Übernahm der purpurne Tod und das grause Verhängniß.
Siehe, Peneleos rannt' und Lykon zugleich an einander,
Denn mit Lanzen verfehlten sie beyd' und warfen vergebens;
Jetzt mit dem Schwert einander bestürmten sie; Lykon zuerst nun
Traf den gekegelten Helm an dem Roßbusch, aber am Hefte
Sprang ihm die Klinge zerknickt; doch unter dem Ohr in den Nacken
Hieb Peneleos ein, ganz tauchte das Schwert, und die Haut nur
Hing, und seitwärts schwebte das Haupt, es erschlafften die Glieder.
Aber den Akamas haschte Meriones hurtiges Laufes,
Als er den Wagen bestieg, und stach ihm rechts in die Schulter,
Und er entsank dem Geschirr, und Nacht umhüllte die Augen:
Aber Idomeneus traf in Eurymas Mund mit des Erzes
Stoß, und es drang aus dem Nacken die eherne Lanze durchbohrend
Unter dem Hirne hervor, und zerbrach die Gebeine des Hauptes,
Und ihm entstürzten die Zähn', und Blut erfüllte die Augen
Beyd', auch athmet er Blut aus dem offenen Mund und der Nase
Röchelnd empor, und des Todes umnachtende Wolke bedeckt' ihn.

Auch die in der Ilias vorkommenden Reden sind eine Zierde des Gedichtes. In allen zeigt der Dichter weise Mäßigung; was gesprochen wird, artet nie in Geschwätzigkeit oder poetischen Wortschwall aus, sondern ist kurz, einfach, klar und gediegen, und jedesmahl dem Charakter des Sprechenden angemessen. Als Probe stehen hier zwey Reden. Agamemnon hat die griechischen Fürsten berufen, und räth zur Heimkehr nach Griechenland. Diomedes, der kühne junge Held, widerspricht.

Jetzo saßen im Rath die Bekümmerten (Fürsten), und Agamemnon
Stand voll Thränen empor, der finsteren Quelle vergleichbar,
Die aus jähem Geklipp vergeußt ihr dunkles Gewässer.
Also schwer aufseufzend vor Argos Söhnen begann er:
Freunde, des Volks von Argos erhabene Fürsten und Pfleger!
Hart hat Zeus der Kronid' in schwere Schuld mich verstricket!
Grausamer! welcher mir einst mit gnädigem Winke gelobet,

Heimzugeh'n ein Vertilger der festummauerten Troja.
Aber verderblichen Trug beschloß er jetzo, und heißt mich
Ruhmlos kehren gen Argos, nachdem viel Volks mir dahinstarb.
Also gefällts nun wohl dem hocherhabnen Kronion,
Der schon vielen Städten das Haupt zu Boden geschmettert
Und noch schmettern es wird; denn sein ist siegende Allmacht.
Auf demnach, wie ich rede das Wort, so gehorchet mir Alle!
Laßt uns flieh'n in den Schiffen zum lieben Lande der Väter!
Nie erobern wir doch die weit durchwanderte Troja. —

Jener sprach's; doch alle verstummten umher und schwiegen.
Lange saßen verstummt die bekümmerten Männer Achaia's;
Endlich begann vor ihnen der Rufer im Streit Diomedes:
Atreus Sohn, gleich muß ich das thörichte Wort dir bestreiten,
Wie es gebührt, o König im Rath. Du zürne mir deß nicht!
Zwar mir schmähtest du jüngst die Tapferkeit vor den Achaiern,
Muthlos sey ich und ganz unkriegerisch; aber das Alles
Wissen Achaia's Söhne, die Jünglinge so wie die Greise.
Dir ja gab nur Eines der Sohn des verborgenen Kronos:
Nur mit dem Zepter der Macht geehrt zu werden vor Allen;
Doch nicht Tapferkeit gab er, die edelste Stärke der Menschen!
Seltsamer, wie? du glaubtest im Ernst, die Männer Achaia's
Wären sogar unkriegrisch und muthlos, wie du geredet?
Wenn dir selber das Herz so eifrig drängt nach der Heimkehr,
Wandere! frey ist der Weg, und nahe die Schiff' an dem Meerstrand
Aufgestellt, die in Menge dir hergefolgt von Mykene.
Aber die Andern bleiben, die hauptumlockten Achaier,
Bis wir zerstört die Veste des Priamos! Wollen auch jene,
Laß sie entflieh'n in den Schiffen zum lieben Lande der Väter!
Ich und Sthenelos dann, wir kämpfen den Kampf, bis wir endlich
Ilios Schicksal erreicht; denn mit Gottheit kamen wir hieher!

Unübertroffen ist Homer in der richtigen Zeichnung und Haltung einer Menge von mannigfaltigen Charakteren: der edle, aber höchst leidenschaftliche und dann unerbittliche Achill; der sanfte weichmüthige Patroklos; der heftige, aber erhabene König Agamemnon; Menelaos, mit sanften Tugenden geschmückt, aber ohne selbstständige Kraft; der vielerfahrne, gewandte, thätige Odysseus, wenig kriegerisch; Diomedes, dessen stille Größe

Muth und Kraft mit klarer Besonnenheit vereinigt; Ajas, tapfer, heftig und stolz; Nestor der Weise, reich an Erfahrungen, mild, beredt, geneigt zum Selbstlob, ein ehrwürdiger Heldengreis; der verkrüppelte, schmähsüchtige, mißgünstige, kecke Witzling Thersites:

— — Der häßlichste Mann vor Ilios war er gekommen:
Schielend war er, und lahm am anderen Fuß, und die Schultern
Höckerig gegen die Brust ihm geengt; und oben erhob sich
Spitz sein Haupt, auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet.

Alles saß nun ruhig, umher auf den Sitzen sich haltend;
Nur Thersites erhob sein zügelloses Geschrey noch,
Dessen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war,
Immer verkehrt, nicht der Ordnung gemäß, mit den Fürsten zu hadern,
Wo ihm nur etwas erschien, das lächerlich wär' den Argeiern.

Unter den Troern treten besonders hervor: Hektor, Paris und Priamos, Andromache, Hekuba und Helena.

Hektor, so tapfer und kräftig, daß Achill selbst nur schaudernd ihm naht, dabey edel, gerecht, liebenswürdig als Gatte und Vater, voll glühender Liebe zu seinem bedrängten Vaterland. —

Paris. Ein zarter, zierlicher Weichling, nicht ohne einzelne gute Eigenschaften, aber doch ohne Kraft und Größe, keiner höhern Achtung würdig, doch nicht verächtlich; ein Schützling der Venus, findet er sein Glück in Liebe und ruhigem Lebensgenuß. Priamos, der greise Fürst, besorgt für das Wohl seines geliebten Volks, vom Unglück gebeugt, aber nicht zermalmt. Helena, die Veranlassung des Krieges, weiß uns Homer interessant zu machen durch ihre ungemeine Schönheit und durch ihre Reue. Ihre Schönheit weiß der Dichter — besser als alle Detail-Schilderungen ihrer Reize es vermöchten — durch den Eindruck zu zeigen, den sie selbst auf die trojanischen Greise macht:

Als sie nunmehr die Helene sah'n zum Thurme sich wenden,
Leise redete mancher, und sprach die geflügelten Worte:
Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achaier,
Die um ein solches Weib so lang ausharren im Elend!
Einer unsterblichen Göttinn fürwahr gleicht jene von Ansehn.

In ihrer schönen Reue zeigt sich Helena, da sie dem tröstenden Priamos antwortet:

— — — — Ehrenwerth mir bist du, und furchtbar.
Hätte der Tod mir gefallen, der herbeste, ehe denn hieher
Deinem Sohn ich gefolgt, das Gemach und die Freunde verlassend,
Und mein einziges Kind, und die holde Schar der Gespielen!
Doch nicht solches geschah, und nun in Thränen verschwind' ich!

Der lieblichen Verbrecherinn Helena entgegen steht Andromache, ein Ideal schöner Weiblichkeit als Gattinn und Mutter, einzig in diesen beyden lebend. In voller Herrlichkeit zeigen sich Andromache und Hektor in der folgenden Scene, die man ein heroisches Idyll nennen könnte. Sie gehört zu den schönsten Parthien der Ilias: Hektor kommt vom Schlachtfeld, sucht seine Andromache zu Hause, und findet sie auf dem skäischen Thore, wo sie ihm entgegen kommt.

Als er das skäische Thor, die gewaltige Veste durchwandelnd,
Jetzo erreicht, — — — — — — — —
Kam die reiche Gemahlinn Andromache eilendes Laufes
Gegen ihn her; — — —
Die Dienerinn aber ihr folgend,
Trug an der Brust das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektors einzigen Sohn, dem schimmernden Sterne vergleichbar.
Siehe, mit Lächeln blickte der Vater still auf das Knäblein;
Aber neben ihn trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt ihm freundlich die Hand, und redete, also beginnend:
Seltsamer Mann, dich tödtet dein Muth noch! und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein, des elenden Weibes,
Ach, bald Witwe von dir! denn dich tödten gewiß die Achaier,
Alle mit Macht anstürmend! Allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; denn weiter

Ist kein Trost mir übrig, wenn du dein Schicksal vollendest,
Sondern Weh! und ich habe nicht Vater, noch liebende Mutter!
— — — — — — — — — — — — — —

Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebe Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun, und bleib' allhier auf dem Thurme!
Mache nicht zur Waise das Kind, und zur Witwe die Gattinn!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel; denn dort ist
Leichter die Stadt zu ersteigen, und frey die Mauer dem Angriff.
— — — — — — — — — — — — —

Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
Mich auch härmt das Alles, o Trauteste! Aber ich scheue
Troja's Männer zu sehr, und die saumnachschleppenden Weiber,
Wenn, wie ein Feiger, entfernt ich hier ausweiche der Feldschlacht.
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernete, biederes Muthes
Immer zu seyn, und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen!
Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst, und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir so nahe der Troer künftiges Elend,
Nicht der Hekabe selbst, noch Priamos auch, des Beherrschers,
Noch der lieblichen Brüder, die dann, so viel und so tapfer,
All' in den Staub hinsinken, von feindlichen Händen getödtet;
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumschirmten Achaier
Weg die Weinende führt, der Freyheit Tag dir entreißend.
Wenn du in Argos webst für die Herrscherinn, oder auch mühsam
Wasser trägst aus dem Quell. — —
Künftig sagt dann Einer, die Thränenvergießende schauend:
Hektors Weib war diese, des tapfersten Helden im Volke! — —
Also redet man einst, und neu erwacht dir der Kummer,
Solchen Mann zu vermissen, der Abwehr böte der Knechtschaft!
Aber es decke mich Todten der aufgeworfene Hügel,
Eh ich von deinem Geschrey anhör' und deiner Entführung! —

Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme;
Aber zurück an den Busen der schöngegürteten Amme
Schmiegte sich schreyend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz und die flatternde Mähne des Busches,

Welchen es fürchterlich sah von des Helmes Spitze herabweh'n.
Lächelnd schaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter.
Schleunig nahm vom Haupte den Helm der strahlende Hektor,
Legete dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Küßte sein liebes Kind, und wiegt' es sanft in den Armen;
Laut dann flehet' er also dem Zeus und den anderen Göttern:
Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: Der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds: dann freue sich herzlich die Mutter! —

Also sprach er, und reicht' in die Arme der liebenden Gattinn
Seinen Sohn; und sie drückt' ihn an ihren duftenden Busen,
Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann voll inniger Wehmuth
Streichelte sie mit der Hand, und redete, also beginnend:
Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Ais,
Doch dem Verhängniß entrann wohl nie der Sterblichen Einer,
Edel oder gering, nachdem er einmahl gezeugt ward.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu seyn. Der Krieg gebühret den Männern
Allen, und mir am meisten, die Ilios Veste bewohnen.

Dieses gesagt, erhob er den Helm, der strahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim ging die liebende Gattinn,
Rückwärts häufig gewandt, und herzliche Thränen vergießend. —

Den Stoff des Wunderbaren überhaupt und die Charakteristik der Götter im Allgemeinen, fand Homer allerdings schon in dem Volksglauben seiner Zeit. Er hat sie aber mit eigener Zuthat in einzelnen Zügen und kleineren Dichtungen so reichlich ausgestattet, daß auch hierin die schöpferische Phantasie des schaffenden Dichtergenies sich vollkommen bewährt. Nicht minder meisterhaft zeigt sich Homer in der Erregung und stufenweisen Steigerung der Leidenschaften, wodurch er zu Mitleid und Schrecken hinreißt. So erfüllt uns z. B. die

Wuth des — seinen Freund Patroklos rächenden Achilleus mit Entsetzen, Hektors Tod mit Schauder; aber inniges zärtliches Mitgefühl ergreift uns, da Priamos, der ehrwürdige Greis, vor Achilleus, den Mörder seines herrlichen Sohnes Hektor, hintritt. Er — —

umschlingt ihm die Knie', und küßt ihm die Hände,
Ach die entsetzlichen Würger, die viel der Söhn' ihm gemordet.

Dem staunenden Achilleus schildert der Greis nun all das Elend, in welches er ihn und die Seinigen gestürzt habe. Da bricht dem grimmen Helden das Herz:

Sanft bey der Hand ihn fassend, drängt zurück er den Alten.
Beyde nun eingedenk, der Greis des tapferen Hektors,
Weinte laut, vor den Füßen des Peleionen sich windend;
Aber Achilleus beweinte den Vater jetzo, und wieder
Seinen Freund; es erscholl von Jammertönen die Wohnung. —

Und Achill spricht versöhnt zu dem unglücklichen Greis:

Magst du hinfort dann, den lieben Sohn zu beweinen,
Kehren in Ilios Stadt; denn viel der Thränen verdient er.

Ungeachtet dieser Herrlichkeiten, blieb die Ilias dennoch nicht ohne scharfen und kecken Tadel. Man tadelte die Gemeinheit mancher Gleichnisse und Ausdrücke, die Geringfügigkeit mehrerer Gemählde und Schilderungen (z. B. die zu detaillirte Beschreibung einer Eberjagd, der Verfertigung eines Bogens oder Schmuckkästchens u. d. gl.), die Weitschweifigkeit eingeflochtener Familiengeschichten, den Mangel an philosophischen Sentenzen, die Einförmigkeit der Darstellung, die rohen Sitten der Helden, ihren Eigennutz, u. s. w. — der Himmel weiß, was Alles noch! Möge mancher Dichter sich von hämischen Tadlern nicht zu sehr kränken lassen, und, sich zu trösten, bedenken, daß selbst Homer, der Fürst aller Dichter, dem Tadel nicht entging.

Wir kommen zur Odyssee, deren Plan Jenisch sehr klar und kurz also erzählt:

Dem zu Kämpfen jeder Art mit dem Schicksale geübtesten aller Helden vor Troja, — dem gewandten Odysseus, hat Zeus zwanzigjährige Entfernung von seinem geliebten Reich, der Insel Ithaka, von Gattinn und Sohn, aber doch endliche Rückkehr, verhängt.

Unterdeß sein Sohn Telemach, durch die unerträgliche Verwegenheit der seine Mutter umlagernden Jünglinge tief gekränkt, durch die Göttinn Athene selbst ermuntert und gestärkt, bey andern Helden, die von Troja zurück gekehrt, Kunde von seinem Vater Odysseus ausforscht (1. — 4. Gesang), segelt dieser von der Insel der Kalypso ab, leidet Schiffbruch, von Poseidon verhängt, und landet an der Phäaken-Insel (5. Gesang). Gastfreundlich aufgenommen und vielgeehrt (6. — 8. Gesang), unterhält er seine Gastfreunde mit der Wundergeschichte seiner Reisen (9. — 12. Gesang), und wird von ihnen, schlafend, in seinem geliebten Ithaka, ans Land gesetzt (13. Gesang). Hier prüft er, unerkannt und in Lumpen gehüllt, die Treue alter Diener, gibt sich erst seinem von der Kundschaftsreise wiederkehrenden Sohne Telemach, dann auch den erprobten Dienern zu erkennen (13. — 18. Gesang), erduldet von den Freywerbern seiner Gattinn und von dem eigenen Gesinde, mannigfaltige Schmach, entdeckt sich bey dem, von Penelopen veranstalteten Bogenkampf als Held (19. Gesang), legt mit Hülfe des Sohnes und der treuen Hausdiener die Feinde seiner Ehre und seines Glücks zu Boden, gibt sich der ersehnten und erprobten Gattinn, so wie dem alten Vater Laertes zu erkennen, söhnt sich mit den beleidigten Vätern der erschlagenen Freyer-Jünglinge aus, und beherrscht wie ehedem das angestammte Ithaka. —

So wie in der Ilias Krieg und Heldenthum ihre großen Thaten uns vorstellen, eben so beschäftigt die Odyssee mit häuslichem Leben und häuslichem Glück. Der Ton des Ganzen ist daher ruhiger und sanfter, die Phantasie nicht so kühn und feurig. Die Einförmigkeit dieses Stilllebens wird durch Odysseus wunderbare Reiseabenteuer sehr angenehm aufgefrischt.

In der Ilias erscheint das weibliche Geschlecht nur in den Hintergrund gestellt: in der Odyssee aber tritt es vor. Liebliche Charaktere von Frauen und Mädchen zeigen sich, zart und fein gezeichnet. Selbst Helenen läßt Homer hier als edle Hausfrau und wiedervereinigte Gattinn des Menelaos auftreten, mit einem Nachklang von Reue über früheres Vergehen. Penelope ist uns noch jetzt das Ideal einer edlen treuen Gattinn und einer würdigen Hausfrau, die nur einzig ihrem Gatten und ihrem Hause lebt, die zärtlichste Gattinn und Mutter, geschmückt mit den holden Tugenden des Fleißes, der Ordnungsliebe, heiliger Sittsamkeit und des zartesten Anstands. Die zügellosesten Freyer-Jünglinge fühlen sich von Verehrung gegen die erhabene Frau durchdrungen. Ein liebliches Bild ist die Königstochter Nausikaa, voll reizender Naivetät und jungfräulicher Unschuld; erfreulich die thätige ehrbare Schaffnerinn Eurykea.

Dem Gegenstande gemäß, hat das ganze Gedicht einen ruhigeren Gang der Ideen und der Handlung, als die Ilias; auch finden wir hier jenen heftigen Pathos nur selten; wo er aber eintritt, wirkt er dann um so kräftiger, wie zum Beyspiel im 21. Gesang, da Odysseus die verwegenen Freyer tödtet. Schauderhaft ist das Gemählde der von Odysseus Pfeilen getödteten Schar, die im Saale umher liegt.

Jetzo schaut Odysseus im Saale umher, ob vielleicht noch
Lebend ein Mann sich verbärge, den schwarzen Tod zu vermeiden.
Aber er sah sie Alle, mit Blut und Staube besudelt,
Hingestreckt in Menge, den Fischen gleich, die der Fischer
An den gehöhleten Strand aus graulicher Woge des Meeres
Ausgezogen im maschigen Netz: nun liegen sie Alle,
Lechzend in salziger Fluth umher im Sande geschüttet,

Odysseus aber — — — ähnlich dem Löwen,
Der, vom ländlichen Stiere gesättigt, stolz umher geht,
Rings die zottige Brust und die Backen an jeglicher Seite
Triefen von schwarzem Blut, und fürchterlich droht sein Antlitz:
So war Odysseus besudelt an Händen umher und an Füßen. —

In den Reise-Abenteuern des Odysseus zeigt sich Homers schöpferische Phantasie in ihrem vollsten Glanze. Was die moralische Tendenz der Odyssee betrifft, so hat man sie mit Recht ein Lehrgedicht der Menschheit genannt. Wir wollen uns nun an einigen der herrlichsten, den Genius des Dichters und den Charakter seines Gedichtes bezeichnenden Stellen ergetzen.

Beschreibung der Burg und der Gärten des Königs Alkinoos (7. Gesang).

Wie der Sonne Glanz umherstrahlt, oder des Mondes,
Strahlte des hochgesinnten Alkinoos ragende Wohnung.
Wänd' aus gediegenem Erz erstreckten sich hierhin und dorthin,
Tief hinein von der Schwelle, gesimst mit der Bläue des Stahles.
Eine goldene Pforte verschloß die innere Wohnung;
Silbern waren die Pfosten, gepflanzt auf eherner Schwelle,
Silbern auch oben der Kranz, und golden der Ring an der Pforte.
Goldene Hund' umstanden und silberne jegliche Seite,
Welche Hephästos gebildet mit kundigem Geist der Erfindung,
Dort des hochgesinnten Alkinoos Saal zu bewachen,
Sie unsterblich geschaffen in ewigblühender Jugend,
Sessel entlang an der Wand auch reihten sich hierhin und dorthin,
Tief hinein von der Schwelle des Saals; und Teppiche rings um,
Fein und künstlich gewirkt, bedeckten sie, Werke der Weiber.
Hierauf setzten sich stets der Phäakier hohe Beherrscher
Festlich zu Speis' und Trank, des beständigen Mahls sich erfreuend.
Goldene Jünglinge dann auf schön erfund'nen Gestühlen
Standen erhöht, mit den Händen die brennende Fackel erhebend,
Rings den Gästen im Saal bey nächtlichem Schmause zu leuchten.
Fünfzig dienten der Weiber umher im Pallaste des Königs.
Diese mit rasselnder Mühle zermalmeten gelbes Getreide;
Jene wirkten Geweb', und dreheten emsig die Spindel,
Sitzend am Werk', wie die Blätter der luftigen Zitterpappel;
Und wie von triefendem Öhl, war hell die gewebete Leinwand.

— — — — — — — — — — — —

Außer dem Hof erstreckt ein Garten sich, nahe der Pforte,

Eine Huf' ins Geviert'; und rings umläuft ihn die Mauer.
Dort sind ragende Bäume gepflanzt, mit laubigen Wipfeln,
Voll der saftigen Birne, der süßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Äpfel.
Diese tragen beständig im Jahre, nie mangelnd des Obstes,
Nicht im Sommer noch Winter; vom athmenden Weste gefächelt,
Knospen sie hier und blüh'n, dort zeitigen schwellende Früchte.
Birne reift auf Birne heran, und Apfel auf Apfel,
Traub' auf Traube gelangt, und Feig' auf Feige, zum Vollwuchs.
Dort auch prangt ein Gefilde von edlem Weine beschattet.
Einige Trauben umher auf ebenem Raume gebreitet
Dorren am Sonnenstrahl, und andere schneidet der Winzer,
Andere keltert man schon; hier steh'n noch Herlinge vorwärts,
Eben der Blüth' entschwellend, und andere bräunen sich mählig.
Dort sind auch geebnete Beet' am Ende des Gartens,
Reich an manchem Gewächs, und stets von Blumen umduftet.
Auch sind dort zwo Quellen; die eine fleußt durch den Garten
Schlängelnd umher, und die andr' ergießet sich unter des Hofes
Schwell' an den hohen Pallast, woher sich schöpfen die Bürger.
Siehe, so prachtvoll schmückten Alkinoos Wohnung die Götter!

Glücklich zu preisen ist ein Zeitalter, wo jene einfache Naturschönheit dem zufriedenen Menschen als eine von den Göttern prachtvoll geschmückte Wohnung erschien!

Odysseus erzählt seine Ankunft im nächtlichen Lande der Kimmerier, und wie er an der Kluft, die zum Orkus hinabgeht, ein Todtenopfer brachte, worauf die Geister aus der Tiefe dem Blute nahen.

Nieder tauchte die Sonn', und schattiger wurden die Pfade,
Als wir des tiefen Stroms Okeanos Ende erreichten.
Allda lieget das Land und Gebieth der kimmerischen Männer,
Eingehüllt in Nebel und Finsterniß; nimmer auf jene
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen,
Nicht wenn empor er steiget zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch wenn er wieder zur Erde hinab vom Himmel sich wendet;

Sondern entsetzliche Nacht umruht die elenden Menschen.
Dorthin steuerten wir und landeten, nahmen die Schafe
Dann aus dem Schilf, und selber einher an Okeanos Fluthen
Gingen wir, bis zum Ort wir gelangt, den Kirke bezeichnet.
Jetzo hielten die Opfer Eurylochos und Perimedes,
Aber ich selbst, das geschliffene Schwert von der Hüfte mir reißend,
Eilte die Gruft zu graben von einer Ell' in's Gevierte.
Drüber goßen wir dann für alle Todten ein Opfer;
Erst von Honig und Milch, und dann von lieblichem Weine,
Drauf von Wasser zuletzt, mit weißem Mehl' es bestreuend.
Viel dann fleht' und gelobt' ich den Luftgebilden der Todten,
Wann ich gen Ithaka käm', ein Rind, unfruchtbar und fehllos,
Darzubringen im Haus, und die Scheiter mit Gut zu umhäufen,
Auch für Tiresias noch den stattlichsten Widder zu opfern,
Schwarz umher, der stolz aus Heerden hervorragt.
Als ich jetzt mit Gelübd' und Fleh'n die Scharen der Todten
Angefleht, da nahm und zerschnitt' ich den Schafen die Gurgeln
Über der Gruft; schwarz strömte das Blut, und es kamen versammelt
Tief aus dem Erebos Seelen der abgeschiedenen Todten:
Bräut' und Jünglinge kamen, und lang ausduldende Greise,
Und noch kindliche Mädchen, in jungem Grame sich härmend;
Viele zugleich, verwundet von ehernen Kriegeslanzen,
Männer, im Streit gefallen, mit blutbesudelter Rüstung,
Welche die Gruft scharweis' umwandelten, anderswo andre,
Mit graunvollem Geschrey; und es faßte mich bleiches Entsetzen.

Skylla.

Dorthin sind zween Felsen. Der eine ragt an den Himmel,
Spitz erhebend das Haupt, und Gewölk umwallet ihn ringsum,
Dunkelblau, das nimmer hinwegzieht; nie auch erhellt ihm
Heiterer Glanz den Gipfel, im Sommer nicht, oder im Herbste,
Auch nicht stiege hinauf ein Sterblicher, oder herunter,
Nicht ob zwanzig Händ' und zwanzig Füß' er bewegte,
Denn das Gestein ist glatt, dem ringsbehauenen ähnlich.
Aber mitten im Fels ist eine benachtete Höhle,
Gegen das Dunkel gewandt zum Erebos. — — —
Nie vermöcht' aus dem Raume des Schiffs ein muthiger Jüngling,
Schnellend mit straffem Geschoß, die hohle Kluft zu erreichen.

Drinnen im Fels wohnt Skylla, das fürchterlich bellende Scheusal,
Deren Stimme so hell wie des neugeborenen Hundes
Hertönt; aber sie selbst ein entsetzliches Graun, daß schwerlich
Einer sich freut sie zu seh'n, wenn auch ein Gott ihr begegnet.
Siehe, das Ungeheuer hat zwölf unförmliche Füße;
Auch sechs Hälse zugleich langschlängelnde; aber auf jedem
Droht ein gräßliches Haupt, worin drey Reihen der Zähne,
Häufig und dicht, umlaufen, und voll des finsteren Todes.
Halb ist jen' inwendig hinabgesenkt in die Felskluft;
Auswärts streckt sie die Häupter hervor aus dem schrecklichen Abgrund,
Schnappet umher und fischt sich, den Fels mit Begier umforschend,
Meerhund' oft und Delphin', und oft noch ein größeres Seewild,
Aufgehascht aus den Scharen der brausenden Amphitrite.
Niemahls rühmte sich noch ein Segeler, frey des Verderbens
Dort vorüberzusteuern; sie trägt in jeglichem Rachen
Einen geraubeten Mann aus dem schwarzgeschnäbelten Meerschiff.

Athene gibt dem in Ithaka gelandeten Odysseus die Gestalt eines bettelnden Greises:

— — — Athene berührt' ihn sanft mit dem Stabe;
Schrumpft' ihm das schöne Fleisch um die leichtgebogenen Glieder,
Und vertilgte vom Haupt sein bräunliches Haar; und es welkt' ihm
Rings um alle Gelenke die Haut des veralteten Greises;
Blöd' auch wurden die Augen, die vormahls strahlten von Anmuth;
Statt der Gewand' umhüllt' ihn ein häßlicher Kittel und Leibrock,
Beyde zerlumpt und schmutzig, von häßlichem Rauche besudelt;
Auch ein großes Fell des hurtigen Hirsches bedeckt' ihn,
Kahl von Haar; und sie reicht' ihm den Stab, und den garstigen Ranzen,
Häufig geflickt ringsum, und daran ein geflochtenes Tragband.

Athene gibt dem Odysseus seine wahre Gestalt wieder, in welcher er sich seinem Sohne Telemachos zu erkennen gibt; Athene winkt;

— — — ihr Geboth verstand der edle Odysseus,
Ging aus der Wohnung hinaus vor die ragende Mauer des Hofes,
Nahete dann der Göttinn; da redete Pallas Athene:

Edler Laertiad', erfindungsreicher Odysseus,
Jetzo darfst du dem Sohn es verkündigen ohne Verhehlung,
Daß ihr zugleich, den Freyern das Graun des Todes bereitend,
In die gepriesene Stadt hineingeht. Selber auch werd' ich
Euch nicht lang entsteh'n; mich drängt die Begierde des Kampfes.

Also sprach, und berührt' ihn mit goldenem Stabe die Göttinn.
Schnell mit dem ersten Gewande, dem sauberen Mantel und Leibrock,
Hüllte sie jenem die Brust, und mehrt' ihm Hoheit und Jugend.
Braun ward wieder des Helden Gestalt, und voller die Wangen,
Und sein Kinn umsproßte der finsteren Locken Gesäusel.
Als sie solches vollbracht, enteilte sie. Aber Odysseus
Trat in die Hütte zurück: mit Staunen erblickt' ihn der Sohn nun,
Wandte die Augen hinweg, und fürchtete, daß er ein Gott sey;
Und er begann zu jenem, und sprach die geflügelten Worte:

Anders mir, o Fremdling, erscheinest du jetzo, denn vormahls,
Andere Kleider auch hast du; die ganze Gestalt ist gewandelt.
Wahrlich du bist ein Gott, ein erhabner Himmelsbewohner!
Sey uns hold, damit wir gefällige Opfer dir bringen,
Auch Geschenke von Gold, kunstprangende! Schone doch unser! —

Ihm antwortete d'rauf der herrliche Dulder Odysseus:
Nein, ich bin kein Gott! wie wär' ich Unsterblichen ähnlich?
Sondern ich bin dein Vater, um den du herzlich dich grämest,
Und viel Kränkungen trägst, dem Trotz der Männer dich schmiegend. —

Also sprach er, und küßte den Sohn; und herab von den Wangen
Stürzte die Thrän' ihm zur Erde, die stets mit Gewalt er gehemmet.
Aber Telemachos stand noch erstaunt, und konnte nicht glauben,
Daß sein Vater es sey, und jetzt antwortet' er jenem:

Nein, nicht bist du mein Vater Odysseus, sondern ein Dämon
Täuscht mich, daß ich noch mehr in Gram und Kummer versinke.
Nie vermöchte ja solches ein sterblicher Mann zu vollenden,
Er durch eignen Verstand, wenn nicht ein Himmlischer nahend,
Leicht, wie er will, umschafft zum Jünglinge, oder zum Greise.
Traun, nur eben erschienst du ein Greis, und in häßlicher Kleidung;
Jetzo ein Gott von Gestalt, ein erhabner Himmelsbewohner.

Ihm antwortete drauf der erfindungsreiche Odysseus:
Nicht, o Telemachos, ziemt es, den liebenden Vater, der heimkehrt,
Weder so anzustaunen, noch, gränzenlos zu bewundern,
Nimmer fürwahr noch kommt dir allhier ein anderer Odysseus;
Sondern ich selbst, ein solcher, gebeugt von Leiden und Irren,
Kam im zwanzigsten Jahre zurück in der Väter Gefilde.
Aber ein Werk ist dieses der Leiterinn Pallas Athene,
Welche so, wie sie wollte, mich umschuf: (denn sie vermag es!)
Daß ich jetzt wie ein Bettler einher ging, jetzt in des Jünglings
Frischer Gestalt, mit schönem Gewand um die Glieder bekleidet.
Leicht ja wird's den Göttern, die hoch den Himmel bewohnen,
Einen sterblichen Mann zu verherrlichen, und zu verdunkeln.

Also redete jener, und setzte sich. Aber der Jüngling
Schlang um den herrlichen Vater sich schmerzvoll, Thränen vergießend.
Beyden regte sich jetzo des Grams wehmüthige Sehnsucht.
Ach sie weineten laut, und klagender noch, als Vögel,
Als scharfklauige Adler und Habichte, welchen die Kinder
Ländliche Männer geraubt, bevor sie flügge geworden;
Also nun zum Erbarmen vergoßen sie Thränen der Wehmuth.

Verwirrung der Freyer, die in wilder Lust den, ihnen drohenden Tod ahnen. Der weissagende Theoklymenos wird von ihnen verhöhnt;

— — — Den Freyern erregte Pallas Athene
Ohne Maß ein Gelächter, und machte verwirrt die Gedanken,
Und schon lachten sie alle mit wild verzerretem Antlitz.

Blutbesudeltes Fleisch nun aßen sie; aber die Augen
Waren mit Thränen erfüllt, und ihr Herz umschwebete Jammer.'

Jetzt vor ihnen begann Theoklymenos, göttlicher Bildung:
Ach, unglückliche Männer, was duldet ihr? Rings ja in Nacht sind
Euch gehüllt die Häupter, die Angesicht' und die Glieder!
Schrecklich ertönt Wehklag', und thränenbenetzt sind die Wangen!
Blut auch trieft an den Wänden und jeglicher schönen Vertiefung!
Voll der Schattengebild' ist die Flur, und voll auch der Vorhof,
Die zum Erebos eilen in Finsterniß! Aber die Sonn' ist
Ausgelöscht am Himmel, und rings herrscht gräßliches Dunkel. —
Jener sprach's; doch alle mit herzlicher Lache vernahmen's. —

Ich gebe hier zum Schlusse ein Bruchstück aus Humboldt's ästhetischen Versuchen, welches hier an seiner rechten Stelle sich befindet. Es enthält eine Parallele zwischen Homer und Ariost, scharfsinnig und treffend im höchsten Grade. Nachdem er behauptet hat, daß es kaum möglich seyn dürfte, bey gleich großer Verschiedenheit, eine größere Ähnlichkeit zwischen zwey durch so viele Jahrhunderte getrennten Dichtern anzutreffen; — fährt er fort:

„Wo lebt, seit Homer, in einem andern Dichter eine solche Fülle und ein solcher Reichthum von Gestalten, wo eine solche nie stillstehende, sich immer wieder aus sich selbst erzeugende Bewegung, wo strömt ein so unversieglicher Quell ewig neuer und überraschender Erfindungen, als in den Gesängen Ariost's? Welcher andere neuere Dichter erscheint nicht, von diesen Seiten mit ihm verglichen, arm und dürftig, ernst und feyerlich, trocken und schwer? Wenn die höchste Bewegung und die lebendigste Sinnlichkeit das Wesen der Dichtkunst ausmachen, und niemand anstehen wird, dem Homer hierin den Vorzug einzuräumen, so gebührt dem italienischen Sänger unstreitig gleich die erste Stelle nach ihm. — Und doch, welche ungeheure Verschiedenheit, wie stark ausgezeichnet der eben geschilderte Unterschied! Im Homer tritt immer der Gegen-

stand auf, und der Sänger verschwindet. Achill und Agamemnon, Patroklos und Hektor stehen vor uns da; wir sehen sie handeln und wirken, und vergessen, welche Macht sie aus dem Reiche der Schatten in diese lebendige Wirklichkeit heraufgerufen hat. Im Ariost sind die handelnden Personen uns nicht weniger gegenwärtig; aber wir verlieren auch den Dichter nicht aus dem Auge, er bleibt immer zugleich mit auf der Bühne, er ist es, der sie uns zeigt, ihre Reden erzählt, ihre Handlungen beschreibt. Im Homer entsteht Begebenheit aus Begebenheit, alles hängt fest mit einander zusammen, und erzeugt sich selbst eins aus dem andern. Ariost knüpft seine Fäden nicht nur lockerer zusammen, sondern wenn sie auch noch so fest verbunden wären, so zerreißt er sie selbst wie in muthwilligem Spiel, und läßt immer mehr die Herrschaft seiner Willkühr, als die Festigkeit seines Gewerbes, blicken; er unterbricht sich mit Fleiß, springt von Geschichte zu Geschichte über, scheint (und darin liegt zum Theil seine größte Kunst versteckt) nur nach Laune an einander zu reihen, ordnet aber im Grunde nach den innern Gesetzen der Sympathie und des Contrastes der Empfindungen, die er in seinem Zuhörer weckt. Aber dieser Umstand liegt bey weitem nicht bloß in der Composition des Ganzen; wir finden ihn eben so gut in jeder einzelnen Schilderung, in jeder einzelnen Stanze wieder. Homer beschreibt eigentlich nie; die Phantasie seines Lesers befindet sich nie in dem Zustande, wo sie, wie sonst der Verstand, bloß die einzelnen Züge, die ihr gezeigt werden, aufnimmt, an einander reiht, und so ein Ganzes zusammensetzt; wie sie dem Sänger folgt, stehen die Gestalten vor ihr da; sie hat sie nicht von ihm empfangen und doch auch nicht allein erzeugt; auf eine unerklärbare Weise ist beydes zugleich und auf einmahl vor sich gegangen. Ariost beschreibt immer, zeigt uns immer absichtlich Zug für Zug; und obgleich die Einbildungskraft durch ihn gleichfalls frey und lebendig beschäftigt und echt dichterisch gestimmt wird, so hat sie doch nie gleich rein bloß den Gegenstand, und noch bey weitem weniger

nur das Ganze vor sich; auch der Theil, auch die einzelnen Züge des Gemähldes hat der Dichter so behandelt, daß sie für sich die Phantasie gewinnen, und sie von dem Ganzen abziehen. Im Homer ist durchaus bloß die Natur und die Sache, im Ariost immer zugleich auch die Kunst und die Person, sowohl die des Dichters, als die des Lesers. Denn, wenn der Leser sich selbst vergessen soll, darf er nicht an den Dichter erinnert werden. — Beyde besitzen einen hohen Grad von Objectivität, beyde bezeichnen sinnliche und lebendige Gestalten; aber nur im Homer leuchtet das Streben nach der vollendeten Darstellung seines Gegenstandes hervor. Beyde sind treue Mahler der Welt und der Natur, aber Ariost gefällt mehr durch den Glanz und den Reichthum seiner Farben, Homer zeichnet sich mehr durch die Reinheit der Formen, durch die Schönheit der Composition aus." —

„Der so eben geschilderte Contrast muß jedem Leser Homers und Arioſts auffallend seyn, welcher die Totalwirkung, die beyde Dichter auf ihn machten, in sein Gedächtniß zurückruft. Entwickelt man denselben genauer, so findet man den zweyfachen Charakter derselben. Homer verbindet eine ungeheure Menge von Gestalten in eine einzige Gruppe; Arioſt faßt eine vielleicht noch größere Anzahl, in vielfache Gruppen vertheilt, nur gleichsam in denselben Rahmen ein. Im Homer strebt Alles durchaus zum Ganzen; es ist überall Einheit: Einheit der Handlung, der Charaktere, der Gesinnungen, der Empfindungen; die Verschiedenheit, die bis in ihre feinsten Züge nuancirt ist, wird immer nur als eine Stufenfolge von Bestimmungen gezeigt, die sich in sich zu einem Ganzen zusammenschließt. Arioſt kann eben so wenig der Einheit, als Homer des Reichthums und der Mannigfaltigkeit, entbehren; es ist einmahl ohne beydes keine dichterische Wirkung möglich. — Wenn auch die Helden Arioſts eben so als die Helden Homers alle Hauptseiten des menschlichen Charakters vollständig darstellten, so würde man dennoch immer nur in diesen den Reichthum der Mensch-

heit, in jenen bloß die Verschiedenheit der Menschen zu sehen glauben." —

„Wenn Homer sich strenger an das Ganze hält, Ariost mehr den einzelnen Theil heraushebt, so muß der erstere mehr auf die Form, der letztere mehr auf den Effect rechnen, den in der Verbindung eine Figur mit der andern macht. — Homer arbeitet überall auf die Form; erst in den einzelnen Figuren, in ihrer Ruhe und ihrer Bewegung, dann in der Verbindung derselben, wo er eine an die andere, oder mehrere zusammen, oder endlich alle in Ein Ganzes verknüpft. Darum läßt sich die ganze Ilias oder Odyssee am Ende wie eine einzige Statue, oder wenigstens wie eine einzige Gruppe betrachten." —

„Daß Ariost auch einzelnen Zügen seiner Schilderungen eine vom Ganzen unabhängige Wichtigkeit einräumt, und daß er den Ton seines Gesanges vor der Form seines Stoffes vorwalten läßt, dieß beydes kommt darin zusammen, daß er, weniger ausschließend mit seinem Gegenstande beschäftigt, öfter in sich selbst zurückblickt. Statt die Wirkung auf das Gemüth seiner Zuhörer allein am Ende dem Ganzen seines Gemähldes zu überlassen, wendet er sich selbst, noch während seines Laufes, immerfort zu ihnen hin, und hat mehr den Effect, den er auf sie macht, als seinen Stoff vor Augen. Daher ist es auch seinem Leser in den meisten Fällen beynahe gleichgültig, welche Gestalt, welche Reihe von Begebenheiten er ihm vorführt, sobald nur überhaupt dasselbe Leben und dieselbe Bewegung bleibt.

Wir finden daher hier den allgemeinen Unterschied alter und neuer Dichtkunst wieder; aus Homer blickt eine naivere, aus Ariost eine mehr sentimentale Natur hervor.

Apollonius, der Rhodier

genannt, weil er zu Rhodus, wo er längere Zeit die Rhetorik lehrte, das Bürgerrecht erhielt, war aus Alexandrien gebürtig. Seine Blüthe fällt in die Zeit der Regierung des Pto-

lomäus Evergetes, da er Vorsteher der berühmten alexandrinischen Bibliothek war.

Über ihn als Dichter überhaupt ist schon in der Skizze der griechischen Poesie gesprochen worden. Wir betrachten nun ausführlich sein episches Gedicht vom Argonautenzuge. Den Inhalt desselben erzählt man so. Ich theile ihn auszugsweise mit:

Erstes Buch. Ein Orakel hatte den König Pelias gewarnt, sich vor dem Manne zu hüten, der nur mit einem Schuhe angethan, vor ihn treten würde. Einst, als er ein Opfer brachte, erschien Jason, welcher der Feyerlichkeit beywohnen wollte und beym Durchwaten des Flusses Anourus einen Schuh verloren hatte, ohne seinen Verlust zu ersetzen, vor ihm, und Pelias, des Götterspruchs eingedenk, befahl ihm sogleich, einen Zug über die See zu unternehmen, um sich seiner auf diese Art zu entledigen. Zu dieser Seereise verbanden sich mit ihm mehrere Heldenjünglinge, drey und fünfzig an der Zahl. Alle versammeln sich unter einem großen Zulaufe des Volkes und unter den lauten Klagen der Alcimede, Jasons Mutter, in dem Hafen Pagasä, und erwählen daselbst den Jason zu ihrem Führer. Auf Befehl desselben wird das Schiff Argo vom Stapel gelassen, und dem Apoll ein Opfer gebracht, aus dessen Flammen Idmon seinen Gefährten eine glückliche Heimkunft weissagt. Gegen Abend schmausen die Jünglinge, und freuen sich; Jason allein ist ernst und stille. Orpheus singt zur Zither die Entwickelung des Chaos und die Thaten der Götter. Die Argonauten, nachdem sie sich durch Gastmahl und Gesang ergetzt haben, legen sich an dem Ufer schlafen. Mit dem Anbruche des Morgens begibt sich jeder an seine Stelle, und bewegt nach Orpheus Gesang das Ruder. Alle Götter und Göttinnen staunen das Schiff und diejenigen, die es lenken, an. Nach einer Reise von einigen Tagen erreichen sie die Insel Lemnos, woselbst die Weiber, ein Jahr zuvor, alle Männer getödtet und nur Hypsipyle sich ihres Vaters Thoas erbarmt hatte. Als daher die Lemnierinnen das Schiff Argo erblicken, so glauben sie,

daß Thracier, zur Bestrafung des begangenen Mordes heranrücken, und waffnen sich. Der Herold, von den Argonauten voraus gesandt, beruhigt sie, und man beschließt, die Fremdlinge nicht nur zu beschenken, sondern sogar sie in die Stadt aufzunehmen. Sie werden eingeladen. Jason schmückt sich mit einem schön gestickten Gewande, der Arbeit Minervens, und besucht Hypsipylen, welche ihn, den an Männern begangenen Mord verschweigend, durch eine schlau ersonnene Erzählung täuscht, und ihn auffordert, sich mit seinen Gefährten auf dem Eilande niederzulassen. Der Erfolg dieser Unterredung ist, daß Jason und seine Gefährten, mit Ausnahme des Herkules, der freywillig zur Bewachung des Schiffes zurückbleibt, in die Stadt einkehren. Nach einer ernsten Ermahnung des Herkules reißen sie sich los und segeln nach der Insel der Atlantide Elektra, wo sie, um sicherer der Gefahr des Meeres zu trotzen, sich, auf Orpheus Rath, in heilige Geheimnisse einweihen lassen. Von dieser Insel verfolgen sie ihren Weg durch den Hellespont nach einer andern, im Propontis gelegenen, Nahmens Cycikus, deren Volk und König sie gastfreundlich aufnehmen; als sie aber absegeln wollen, werden sie zuerst von den Giganten, die die Berge der Insel bewohnen, angegriffen, und als sie, nach Erlegung derselben, wirklich absegeln, durch einen Sturm an das Ufer zurückgeworfen, und in der Dunkelheit und ohne daß sie das Geringste ahnen, mit den Einwohnern und ihrem Könige selbst, der seine Feinde, die Makrienser zu bekriegen glaubt, in eine Schlacht verwickelt, die ihm und einem großen Theil seines Volkes das Leben kostet, und, da der Morgen den Irrthum enthüllt, ein großes Trauern verursacht. Endlich segeln die Argonauten ab, und kommen in das Gebieth der Mysier. Hier steigen sie aus und thun sich gütlich. Herkules der unterwegs sein Ruder zerbrochen hat, geht in den Wald, um eine Tanne zu diesem Behufe auszureißen. Mittlerweile sucht Hylas, der Gefährte des Herkules, eine Quelle auf, um Wasser zu schöpfen, und wird von der Nymphe der Quelle,

die sich in ihn verliebt, hinabgezogen. Der Argonaute Polyphem hört ihn schreyen, sucht ihn vergebens, und hinterbringt den Verlust dem zurückkehrenden Herkules, der nach jenem wüthend umherläuft. Mit Tagesanbruch reisen die Helden weiter, ohne zu bemerken, daß Herkules und Polyphem ihnen nicht folgen. Telemon dringt darauf, daß man umkehre. Die Söhne des Boreas widersetzen sich, und es entsteht ein heftiger Wortwechsel. Endlich erscheint der Seegott Glaucus, und belehrt sie, es sey vom Schicksal beschlossen, daß Herkules zu Argos wirken, Polyphem in Mysien umkommen und Hylas bey der Nymphe leben solle. Die Argonauten landen am Ufer der Bebryker.

Zweytes Buch. Hier stellt sich ihnen Amykus, der König des Landes, der alle Fremden zum Faustkampfe zu zwingen pflegt, entgegen, und fordert sie auf, sich mit ihm zu messen. Pollux nimmt die Ausforderung an, und ist so glücklich ihn zu erlegen. Auch die Bebryker, die ihres Königs Mord zu rächen suchen, werden geschlagen und zerstreut. Die Argonauten segeln fort und landen an der, Bithynien gegenüber liegenden Küste. An dieser wohnt Phineus, den Jupiter, wegen des Mißbrauchs der ihm beywohnenden Weissagungsgabe, des Gesichts beraubt und der Verfolgung der Harpyen preisgegeben hat. Kaum erfährt er die Ankunft der Argonauten, so beschwört er sie, den ihm ertheilten Orakelspruch zu erfüllen und ihn von den Ungeheuern zu befreyen. Die geflügelten Söhne des Boreas erheben sich hierauf und verfolgen die Harpyen bis zu den strophadischen Inseln, indeß Phineus die übrigen Argonauten bewirthet. Nach der Rückkehr der Boreaden wird dem Apoll ein Opfer gebracht. Von diesem Lande absegelnd gelangen die Argonauten zu den cyanischen Klippen; und segeln von nun an immer längs der Südküste des euxinischen Meeres morgenwärts, bis sie endlich in den kolchischen Fluß Phasis, den Ort ihrer Bestimmung, einlaufen.

Drittes Buch. Nach Jasons Ankunft in Kolchis überlegen Juno und Minerva, wie sie ihren Lieblingen thätigen

Beystand leisten wollen, und vereinigen sich, die Venus anzusprechen und durch die Mutter den Sohn zu überreden, Medeen, der Tochter des kolchischen Königs, Liebe für Jason einzuflößen. Nach einigen Bedenklichkeiten unterzieht sich Venus dem Geschäft, und Amor, mit Köcher und Bogen bewaffnet, tritt seine Reise an. Mittlerweile berathschlagen sich auch die Helden über die Ausführung ihres Unternehmens und kommen überein, den Jason selbst, nebst den Söhnen des Phryxus und zwey andern Gefährten, an den Aetes zu senden und die Auslieferung des goldenen Vließes zu fordern. Diese machen sich sogleich auf den Weg und erreichen, von Juno in eine Wolke gehüllt, ungesehen, die Burg des Aetes, wo sie zuerst von Medeen und ihrer Schwester Chalciope, sodann von Aetes und seiner Gemahlinn Idya empfangen werden, und Amor der Gelegenheit wahrnimmt und Medeen für Jason entzündet. Nach der Mahlzeit befragt Aetes seine Enkel (die Söhne des Phryxus und der Chalciope) über die Ursache ihrer Rückkehr und die Absicht der fremden Ankömmlinge, wird aufgebracht, als ihm Argus die letztere entdeckt, und nur mit Mühe durch Jason besänftigt. Endlich, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen ist, eröffnet er dem Helden, daß er, um das goldene Vließ zu besitzen, mit feuerspeyenden Stieren ein Feld pflügen, Drachenzähne hineinsäen, und die daraus emporkeimenden Männer erlegen müsse. Jason erschrickt, nimmt aber die Bedingungen an und kehrt, während Medea im Stillen sein Schicksal bejammert, mit dem Argus, dem einen Sohne des Phryxus, und seinen beyden Gefährten zu dem Schiffe zurück. Als er daselbst anlangt, legt er seinen Begleitern die Bedingungen des Aetes vor und findet mehrere sogleich entschlossen, die Gefahr mit ihm zu theilen; allein Argus schlägt ihm vor, zuvörderst durch seine Mutter Chalciope, die der Zauberey kundige Medea auszuforschen, ob sie vielleicht hülfreiche Hand leisten wolle, und da sowohl die Augurien als auch die Ermahnung des Phineus, sich mit der Venus zu vereinigen, dem gege-

benen Rathe entsprechen, wird Argus in die Stadt zurückgesandt und das Schiff an das Land gezogen. Aetes ist so eben beschäftiget, seinen Kolchern Gehorsam gegen sich und Aufmerksamkeit auf die Fremden zu empfehlen, als Argus eintrifft und seine Mutter ermuntert, Medeen für Jason zu gewinnen. Aber bey dieser ist die Liebe bereits jeder Aufforderung zuvor gekommen. Träume von Jason haben sie die Nacht durch beunruhigt, und nur die Scham hält sie zurück, sich ihrer Schwester zu entdecken. Eine Sclavinn, die ihre Thränen bemerkt, thut es an ihrer Stelle, und Chalciope säumt nicht, herbeyzueilen und Medeen um die Ursache ihrer Betrübniß und ihrer Unruhe zu fragen. Da Medea einzig für die Söhne ihrer Schwester bekümmert zu seyn vorgibt, so empfiehlt ihr Chalciope zuerst diese und dann den griechischen Helden selbst, und erhält leicht eine zusagende Antwort. Die Nacht darauf erneuert sich der Kampf in Medeens Brust heftiger als zuvor. Die widerstrebendsten Leidenschaften zerreißen sie abwechselnd und foltern sie so gewaltig, daß sie sogar Gift zu nehmen beschließt. Endlich erscheint die erwünschte Morgenröthe und beruhigt sie durch die Thätigkeit, zu welcher sie auffordert. Schön geschmückt und mit einer unverwundbar machenden Salbe versehen, fährt sie sogleich in den Tempel der Hekate, entdeckt den Slavinnen, die ihr folgen, daß sie entschlossen sey, dem Jason beyzustehen, und befiehlt ihnen, wenn er erscheine, sich zu entfernen. Jason kommt in den Tempel. Er biethet zuerst seine ganze Beredsamkeit auf, um die furchtsame Schöne zu beruhigen, und bittet sie sodann um Beystand. Sie, die kaum weiß, was sie antworten soll, gibt ihm die Salbe, belehrt ihn, wie er sie anwenden und überhaupt das ganze Geschäft betreiben solle, klagt, daß er sie verlassen werde, ermahnt ihn, ihrer nie zu vergessen, und befragt ihn um Vaterland, Ältern und Freunde. Jason ertheilt ihr Nachricht von seinem Geschlechte, und gelobt ihr, sie mit nach Griechenland zu führen und als Gattinn zu lieben. Beyde scheiden in Freude. Den folgenden Tag erhalten die

Argonauten von Aetes die zu säenden Drachenzähne. Jason reinigt sich, und opfert, wie ihn Medea geheißen hat, stählt und stärkt sich mit der erhaltenen Salbe und schifft mit seinen Gefährten dem Kampfplatze zu, wo die Kolcher und ihr König bereits angelangt sind. Nun beginnt die gefahrvolle Arbeit. Aus einem unterirdischen Stalle hohlt er feuerspeyende Stiere, spannt sie, ohne daß sie ihn mit ihren Hörnern verwunden, oder durch ihre Flammenströme schaden können, ans Joch, pflügt mit ihnen die Erde, säet die Zähne, und begibt sich, nachdem er die Stiere wieder abgespannt hat, zu seinem Schiffe, um neue Kräfte zu sammeln. Mittlerweile keimen gewaffnete Männer im Felde empor. Jason, Medeens Rath eingedenk, wirft einen ungeheuern Feldstein unter sie, der die Wirkung hervorbringt, daß sie auf einander losgehen, sich größten Theils selbst umbringen und die übrigbleibenden, eine leichte Beute, unter dem Schwerte des Helden fallen. Aetes kehrt trostlos in die Stadt zurück.

Viertes Buch. Nach diesem glücklichen Erfolge der Unternehmung Jasons fängt Medea, durch die Einwirkung der Juno, zu fürchten an, daß ihr Vater ihren Antheil an dem Ausgange des Kampfes argwohnen und sie zur Rechenschaft fordern möge, und flüchtet aus dem väterlichen Hause zu dem Schiffe der Griechen. Hier verspricht sie, den Drachen, der das goldene Vließ bewacht, einzuschläfern, erhält von Jason die eidliche Versicherung, daß er sie mit sich nach Griechenland nehmen wolle, und segelt, nachdem sie noch vor Anbruch des Tages ihre Zusage erfüllt, und ihn zum Besitzer des goldenen Vließes gemacht hat, davon. Am dritten Tag erreichen sie, verfolgt von den Kolchern, Paphlagonien, und wenden sich nördlich nach der Küste des Isters, während ein Theil der Kolcher südlich steuert, und der andere, unter der Anführung des Absyrtus, Medeens Bruder, durch eine zweyte Mündung des Isters segelt, und, als die Argonauten durch den südlichen Arm des Stromes in das asiatische Meer einlaufen, sie daselbst erwartet und anzufallen droht. Nach einer

vorhergegangenen hinterlistigen Verabredung zwischen Jason und Medea wird die Sache dahin vermittelt, daß jener das goldene Vließ behalten, und diese auf die Dianen-Insel ausgesetzt werden soll. Aber kaum ist sie daselbst angelangt, so ermordet Jason den Absyrtus, der ihr mit einigen von seinen Gefährten nachgefolgt ist, und steuert, nachdem er Medeen wieder auf das Schiff genommen hat, nach Corcyra, während die übrigen Kolcher, durch Blitze und die Furcht vor Aetes geschreckt, sich auf den Inseln des adriatischen Meeres niederlassen. Mittlerweile macht Juno die Entdeckung, Jupiter habe, durch die Ermordung des Absyrtus aufgebracht, den Entschluß gefaßt, daß die Argonauten, um sich von ihrer Blutschuld reinigen zu lassen, an der Insel der Circe landen, vorher aber noch viele Leiden bestehen sollen, und erregt zu dem Ende einen Sturm, der die Helden an die Insel Elektris zurück wirft. Hier vernehmen sie von dem Schiffskiele, dem Minerva die Gabe der Rede verliehen hat, das ihnen bestimmte Schicksal und treten eine neue und gefahrvolle Reise an. Nach vielen Beschwerden und Unfällen langen sie am Schlusse dieses mehr geographisch- als mythologisch-epischen Gedichts wohlbehalten im thessalischen Hafen Pagasä an.

Sehr richtig hat man bemerkt, wie viel poetisch-schöner und rührender die Herumirrungen des Ulysses als jene der Argonauten sind. Eben so groß ist auch der Abstand zwischen Homer und Apollonius in Hinsicht des Gebrauches der, an der epischen Handlung theilnehmenden Götter, die in der Ilias und Odyssee viel thätiger eingreifen und zur Entwickelung viel kräftiger mitwirken; wogegen Apollonius nicht einmahl die Triebfedern ihrer Einmischung gehörig motivirt. Jason, der Held des Gedichts, ist nicht genug ausgestattet, um unsere Bewunderung und Theilnahme zu erregen: auch verhält er sich zu passiv. Medea greift zwar mehr in die Handlung ein, stoßt aber durch den Ungestüm ihrer Leidenschaft zurück. Zudem ist der geographische Theil in dem ganzen Gedichte zu vorherrschend. Indessen fehlt es nicht an manchen schönen und glänzenden Parthien,

Reinheit und Zierlichkeit der Sprache, Wohlklang der Verse, gelungenen Beschreibungen und Gleichnissen, kluger Vermeidung alles Ausschweifenden und Schwülstigen. Für die Meisterstelle des ganzen Gedichtes wird das Gemählde der Leidenschaft Medeens, in deren Brust Liebe und Ehre kämpfen, erklärt. Es befindet sich im 3. Gesange:

Jetzt bedeckt die Nacht das Land mit Dunkel; es blickten
Aus den Schiffen die Schiffer empor nach den Sternen Orions
Und nach Helicens Glanz. Zur Ruhe neigte der Wandrer
Und der Hüter am Thor das Haupt: selbst über der Mutter,
Die um der Kinder Verlust sich härmte, schwebte der Schlummer.
Weder der Hunde Gebell, noch ein anderes lautes Getöse
Füllte die Stadt; das Schweigen beherrschte der Finsterniß Schatten.
Nur zu Medeen herab stieg nicht der liebliche Schlummer.
Wach erhielt sie die sehnende Lieb' und die Sorge für Jason,
Und die Furcht vor der Kraft der Stiere, der zu erliegen
Ihn das harte Geschick in Mavors Felde bestimmte.
Mächtig erbebte darob das Herz ihr im innersten Busen,
Wie von der Wand des Hauses der Strahl der leuchtenden Sonne
Wiederprallet; es wirft ihn zurück das Wasser, so eben
In ein Gefäß oder Becken gegossen; in flüchtigen Kreisen
Hüpft er empor und wendet sich unstät dahin und dorthin:
Also bewegte sich auch das Herz in dem Busen des Mädchens.
Thränen des Grams entrissen sich ihren Augen, und mächtig
Tobet der stechende Schmerz durch den Körper, tobet durch alle
Zarte Fibern und dringt zu des Hauptes innersten Nerven,
Wo am heftigsten stets die Empfindung wüthet, wenn Cypris
Unermüdeter Sohn mit Kummer die Seele belastet.
Bald gedenkt sie bey sich, die Stiere bezähmenden Mittel
Ihm zu verleihen, bald nicht. Jetzt wählt sie, selber zu enden,
Und drauf weder zu sterben, noch ihm die Mittel zu reichen,
Sondern gefaßt ihr Leiden in stiller Ruhe zu tragen.
Wiederum sitzet sie sinnig und in sich versenkt, und beginnet:
„Ach ich Ärmste! wohin ich mich wende, überall folget
Jammer mir nach und umwindet die Seele. Nirgends ein Mittel
Wider das Übel! Es brennt und zerreißet und foltert. O hätte
Artemis schnelles Geschoß mich ereilt und niedergeschmettert,
Eh' ich ihn sah und die Söhne Chalciopens zu den Gestaden

Gräciens zogen! — Ein Gott, wo nicht der Furien eine
Hat sie, uns Elend und Qual zu bereiten, rückwärts geleitet.
Mag er fallen im Kampf, wenn ihm das Schicksal in Ares
Flur zu sterben beschied! Wie könnt' ich's den Ältern verbergen,
Daß ihn mein Zauber erhielt? und wie mich selbst ihm entdecken?
Wie und durch welcherley Rath und Betrug ihm Hülfe verleihen? —
Soll ich allein ihn seh'n, und ohne Zeugen umarmen?
Ach, ich Bedrängte! Und doch wird, fällt er im Kampfe, mein Jammer
Darum, ich fürcht' es, nicht ruh'n. Vermehren wird sich mein Leiden,
Wenn er, der Seele beraubt, dahin sinkt. — Lebe dann, Ehre,
Leb', o Züchtigkeit, wohl! durch mich gerettet, entrinn' er
Jeder Gefahr und wandle, wohin das Herz ihm gebiethet.
Sterben will ich, ich selbst an dem Tage, der, mit des Sieges
Palme gekrönt, ihn erblickt, sey's in die Schlinge den Nacken
Knüpfend, oder durch Gift des Lebens Flamme verzehrend.
Aber Lästerung harret auch dann der Erblaßten und folget
Über die Erd' ihr nach. Von meinem Schicksal ertönen
Werden die Straßen der Stadt, und Kolcherinnen mit frecher
Zunge gewiß, die so und anders jene, das Mädchen
Tadeln, das für den Fremdling, von Liebe durchglüht, in des Todes
Arme sich warf, und, von Wahnsinn besiegt, ihr Haus und die theuern
Ältern entehrte. Wie viel wird meine Schande nicht mehren?
Weh mir ob solchem Geschick! O wahrlich, es wäre mir besser,
Noch in der heutigen Nacht in dem Schlafgemache des Lebens
Bande behend zu lösen und aller Schmach zu entfliehen,
Eh' ich ein schimpfliches Werk und ein unnennbares beginne!" —

Also sagend, ergriff sie ein Kästchen, in dem sie der seltnen
Gifte, der heilsamen viel' und der tödtenden viele bewahrte,
Hub's auf die Knie hinauf und weinte. Thränen an Thränen
Rollten herab in den Schooß, und drängten sich dichter und dichter,
Weil sie den eigenen Tod bejammerte, denn sie gedachte
Aus feindseligen Giften zu wählen, daß sie vollende.

Und schon hatte sie langsam des Kästchens Riegel gelöset,
Und die forschende Hand ihm genahet: aber auf einmahl
Drängte sich ihr vor die Seele das Bild des scheußlichen Todes.
Langsam saß sie, erstaunt und der Sprache beraubt, und des Lebens
Wunderselige Sorgen umschwebten sie alle. Mit Sehnsucht
Dachte sie jeglicher Lust, die unter den Sterblichen wallet,
Dacht', ein Mädchen zurück an der frohen Gespielinnen Kreise,
Und es däucht ihr, sie sehe die Sonne schöner als jemahls
Leuchten, während ihr Sinn auf dem Einzelnen prüfend verweilet.
Ruhig hebt sie (so ganz hat Here den Sinn ihr gewendet)
Von den Knieen das Kästchen herab, und ihre Gedanken
Schweifen nicht länger getheilt umher. Ihr einziger Wunsch ist,
Eos, die Holde, zu schau'n, damit sie die zähmenden Gifte,
Wie sie verhieß, ihm reich' und seinen Augen begegne.
Öfters löset sie nun die Riegel der Thüren und forschet,
Ob nicht im Osten die Wolken sich röthen. Endlich erscheinet
Eos erfreulicher Strahl, und die Straßen füllet die Menge.

Geschichte der römischen Poesie.

Wer nur einiger Maßen mit der Poesie der Römer bekannt ist, weiß, daß sie bey ihnen in Geist und Form nicht originell und selbstständig hervorging, sondern sich stets — mehr oder weniger — als ein Wiederschein der griechischen Dichtkunst zeigte. Die dramatische Poesie fand bey den Römern zuerst Eingang. Die ersten theatralischen Vorstellungen bekamen sie aus Etrurien; Man holte, bey einer heftigen Pest, Histrionen aus jenem Lande, die beym Schall einer Flöte eine Art von mimischem Tanz aufführten. Man wendete dieses Schauspiel als ein Mittel an, den Zorn der Götter zu versöhnen. Die erste Tragödie wurde unter dem Consulat des Claudius Cethegus und des Sempronius Tuditanus im Jahr 514 nach Erbauung der Stadt gegeben. Sie hatte den Livius Andronicus, einen römischen Sclaven griechischer Abkunft, der auch mehrere griechische Tragödien in die römische Sprache übertrug, zum Verfasser. Bey der Vorstellung dieser Stücke waren jedoch Gesticulation und Declamation so von einander getrennt, daß jede einem andern Schauspieler übertragen wurde.

Auf dem von Livius gebahnten Wege traten seine Nachfolger Nävius, M. Pacuvius, und Attius (auch Actius) weiter. Nävius, aus Campanien gebürtig, bildete sich nach Mustern der alten griechischen Komödie, die er für die Römer bearbeitete. Cicero rühmt die in seinen Stücken herrschende Laune. War diese vielleicht hie und da zu beleidigend? Es scheint; denn er mußte Rom verlassen und starb zu Utika an der Küste von Afrika.

Pacuvius war aus Brundusium in Großgriechenland gebürtig. Er lieferte gleichfalls keine Originalstücke, sondern, so wie seine Vorgänger, Nachbildungen griechischer Werke. Er ward selbst zu Cicero's Zeit noch geachtet, und zwar nicht nur als Dichter, sondern auch als Mahler. Sein Preiswerber war Attius, erhaben in den Gedanken, die Sprache kräftig, doch rauh. Aulus Gellius erzählt von diesen beyden Nebenbuhlern, die von den Römern, wie Sophokles und Euripides von den Griechen, mit einander verglichen wurden, folgende Anekdote: Als Pacuvius in seinem hohen Alter und seiner anhaltenden Kränklichkeit wegen sich von Rom nach Tarent begab, um daselbst zu wohnen, besuchte ihn Attius auf seiner Reise nach Asien. Pacuvius nahm ihn sehr freundlich auf, und bath ihn, einige Tage zu verweilen, und seine neueste Tragödie Atreus ihm vorzulesen. Nach geendigter Vorlesung sagte Pacuvius: das Stück sey herrlich und enthalte die erhabensten Gedanken, die Sprache aber komme ihm etwas hart und rauh vor. — Attius stimmte diesem Urtheile selbst bey, und bemerkte zugleich, daß es ihm gar nicht weh thue, er schöpfe daraus vielmehr die beste Hoffnung für seine künftigen Werke, indem es sich mit den Geistesfrüchten eben so verhalte wie mit andern Früchten, von denen diejenigen, die zuerst hart und herbe sind, nachher um desto schmackhafter und süßer werden, wogegen eine Frucht, die gleich anfangs mürbe, weich und saftig ist, gewöhnlich nicht zur Reife komme, sondern verfaule. —

Decimus Brutus schätzte den Attius so hoch, daß er die Eingänge der, von der feindlichen Beute erbauten Tempel mit den Versen, die Attius ihm zu Ehren gemacht hatte, verzieren ließ. Attius starb im Jahre 665 nach Erbauung der Stadt Rom. Quintilian fällt über beyde Nebenbuhler das folgende Urtheil: „Attius und Pacuvius sind durch Würde der Gedanken, Gewicht der Worte und hohes Ansehen der Charaktere berühmt. Die Kunst der Verfeinerung und die letzte Feile bey der Ausbildung scheint mehr ihrer Zeit als ihnen gefehlt zu ha-

ben. Dennoch schreibt man dem Attius mehr Kraft zu rühren, zu; den Pacuvius wollen diejenigen, die selbst gern gelehrt seyn mögen, für gelehrter gehalten wissen."

Auch Ennius, so geistvoll er war, schlug denselben Weg der Nachahmung ein. Er war aus Rudiä, einer griechischen Colonie in Calabrien, gebürtig, und lebte in der Zeit zwischen dem ersten und zweyten punischen Kriege. Er schrieb nebst vielen dramatischen und epischen Werken auch eine Biographie des Scipio Africanus, und erwarb sich dadurch die Gunst des Cornelischen Hauses in solchem Grade, daß seine Asche sogar im Grabmahle jenes großen Helden beygesetzt und eine Statue von Marmor ihm errichtet wurde. Nur einzelne kurze Stellen aus Ennius Werken sind von Schriftstellern hier und da angeführt worden, und dadurch auf uns gekommen. Einige dieser Stellen, sammt Fragmenten des Trauerspiels Medea hat Plank gesammelt und (Göttingen 1807) herausgegeben.

In der römischen Komödie glänzen Plautus und Terentius als Zwillingsgestirn vor allen Mitwerbern. M. Accius Plautus lebte ungefähr 200 Jahre vor Christi Geburt. Er war zu Sarsina in Umbrien geboren, niedrigen Herkommens. Durch seine Lustspiele, deren Aulus Gellius 130 zählt, erwarb er sich einiges Vermögen, verarmte aber so sehr, daß er sich bey einem Bäcker zum Drehen der Handmühle verdingte, und erschrieb sich endlich durch Hülfe der komischen Muse neuerdings wieder einiges Vermögen und freye Selbstständigkeit *).

Terentius Afer, ein geborner Afrikaner, kam als Sclave nach Rom, erhielt von seinem Herrn, dem Senator Terentius Lucanus, nebst dem Vornahmen, als Auszeichnung erkannter Talente die Freyheit, und erwarb sich in der Folge die Gunst mehrerer der ersten Männer Roms, insbesondere des Scipio Afrikanus und des Lälius. Auf einer Reise nach

*) Eine metrische Übersetzung der sämmtlichen Lustspiele des Plautus, unter den bisherigen die einzige vollständige und allgemein gerühmte, mit erläuternden Anmerkungen begleitet, ist bey Ant. Doll, Wien, 1807, in fünf Bänden erschienen.

Griechenland litt er Schiffbruch, und starb in seinen schönsten Jahren. Er setzte sich den griechischen Lustspieldichter Menander zum Vorbilde. Besaß er gleich weniger Originalität und komische Kraft als Plautus, so ist dafür sein Geschmack gediegener, und die Feinheit des Tons hat den Vorzug vor der plautinischen Derbheit, die oft ins Rohe ausartet. Wir haben von ihm sechs Lustspiele; da man bey den Alten keine andern als diese sechs erwähnt findet, so ist es wahrscheinlich, daß er auch nicht mehr geschrieben hat. Sie heißen: Das Mädchen von Andros; die Hecyra (die Stiefmutter); Heautontimerumenos (der Selbstquäler); der Eunuch; die Brüder; Phormio (der Schmarotzer). Für den Eunuch soll Terenz 8000 Sestertien erhalten haben.

Von Plautus sind noch 20 Stück übrig: Amphitruo. — Asinaria (die Komödie vom Eselsverkauf). — Aulularia (die Komödie vom Geldtopf). — Bacchides (die zwey Bacchiden). — Captivi (die Gefangenen). — Pseudolus. — Rudens (das Seil). — Phasma oder Mostellaria (die Gespensterkomödie). — Trinumus (der Groschen-Sykophant). — Miles gloriosus (der prahlerische Soldat). — Persa (der Perser). — Menaechmus (die Verwechslungen). — Mercator (der Kaufmann). — Casina. — Epidicus. — Curculio (der Kornwurm). — Stichus. — Cistellaria (das Kästchen). — Truculentus (der Grobian). Poenulus. —

Sehr richtig sagt Quintilian: „In der Komödie hinken wir den Griechen nach. Wenn gleich Varro sagt, daß nach dem Urtheile des Älius Stolo die Musen, wenn sie lateinisch reden wollten, sich in der Sprache des Plautus ausdrücken würden; wenn gleich Terenzens Schriften zum afrikanischen Scipio gebracht wurden, die freylich in dieser Dichtungsart die zierlichsten sind: so erreichen wir doch kaum einen Schatten von dem Ruhme der Griechen."

Im originellen Lustspiel that sich der Dichter Afranius hervor; doch tadelt der so eben genannte römische Kunstrichter, daß er seine Stücke durch schändliche Liebes-Intriguen entstellt,

und seine eigenen schlechten Sitten auf die Bühne gebracht habe.

Einen gleichen Einfluß wie auf die dramatischen Dichter Roms, hatten die griechischen Vorbilder auch auf die übrigen, mehr oder weniger, da der römische Knabe von griechischen Lehrern unterrichtet wurde, und der Jüngling seine Ausbildung in Griechenland erhielt. So erhoben sich denn sehr wenige römische Dichter zu einem gewissen Grade von Originalität; die meisten derselben ahmten griechische Muster nach, bald im Stoff, bald in der Darstellungsweise, bald in beyden. Lucretius Carus, zu Rom geboren im Jahre 659 nach Erbauung der Stadt, also ein Zeitgenosse Cicero's, schrieb ein philosophisches Lehrgedicht in sechs Büchern über das Wesen der Dinge, nach den Grundsätzen von Epikurs philosophischem System, von dem er ganz begeistert war. Der Dichter besaß genug Phantasie und Versinnlichungsgabe, um diesen größten Theils trockenen und spröden Stoff oft zu beleben, und selbst den leblosen Theilen Anmuth einzuhauchen. Seine Sprache erhält sich auf einem mittlern Grad der Höhe, ohne zu sinken; auch weiß er das Einförmige durch eingeflochtene Episoden zu heben und zu schmücken. Dessen ungeachtet aber herrscht in dem Ganzen etwas Schwerfälliges, und es leuchtet mehr Kunst als Genie hervor. Der Ausdruck wird oft zu nüchtern, und der ernsthafte Gegenstand theilt seine Kälte dem Dichter selbst mit, der sodann zurückweicht und den Philosophen vortreten läßt, welcher bündige Schlüsse und Beweise auf eine schulgerechte, manchmahl sogar steife Weise vorträgt. Die hervorragendsten und gerühmtesten Parthien dieses Gedichtes sind: im ersten Buche, die enthusiastische Anrede an die Göttinn der Liebe; im zweyten die Ermunterung zum Studium der Philosophie; im dritten, das Lob Epikurs; im vierten die Rechtfertigung der poetischen Darstellung philosophischer Wahrheiten; im sechsten Buche endlich die Schilderung der schrecklichen Pest zur Zeit des peloponnesischen Krieges.

Catull, geboren auf der Halbinsel Sirmio im Veroneſiſchen, im J. n. E. d. St. 668, geſtorben im J. 705, ein Zeitgenoſſe Cicero's, zeigte ſich mit Glück als lyriſcher Dichter. Er wußte, ungeachtet der Nachahmung griechiſcher Vorbilder, einen gewiſſen Grad von römiſcher Originalität beyzubehalten. Die lyriſche Poeſie ſcheint ihm nur ein leichtes Spiel zu ſeyn; darum haben manche ſeiner Liederchen die lieblichſte Naivetät. Beweiſe davon geben die zwey Gedichtchen an Lesbia's Sperling, und die Nänie auf den Tod dieſes Lieblingsvogels. Leichte Tändeley iſt in beyden auf wunderbare Art mit inniger Empfindung gepaart. Auf gleiche Weiſe haben faſt alle kleinere Gedichte Catulls eine gewiſſe reizende Nachläſſigkeit und eine joviale Laune. Gefühl und Scherz wechſeln immerzu. Der Ausdruck iſt durchgehends leicht, gefällig, und anſpruchslos im höchſten Grade. Den meiſten ſeiner Gedichte ſcheint eine wirkliche Veranlaſſung zum Grunde zu liegen. Bey dieſen ſchönen Eigenſchaften entwürdiget Catull doch manchmahl die Poeſie durch ungeſittete Ausdrücke und unreine Bilder, die nur hier und da einige Entſchuldigung geſtatten, nähmlich da, wo er ſich ihrer nur als ſatyriſcher Mittel bedient, verächtliche Menſchen dem bitterſten Spotte preiszugeben. Griechiſchen Muſtern nachgebildet ſcheinen die zwey größern, erzählenden Gedichte: Atys, dann die Hochzeit des Peleus und der Thetis. Dasſelbe gilt von der Elegie auf die Locke der Berenice, die nach dem Kallimachus oder doch in ſeiner Manier gedichtet iſt. Im Atys herrſcht eine kühne Sprache und viel Lebendigkeit. Die letztern Gedichte ſind mehr zierlich, gelehrt, hier und da etwas nüchtern. Ein Gegenſtück zu der ſchlichten Einfachheit in Catulls kleinern Gedichten liefert Martial durch ſeine künſtlich zugeſpitzten Epigramme, worin das Beſtreben, witzig zu ſeyn, oft zu mühſam hervorblickt. In vielen derſelben herrſcht zwar auch ein ſehr treffender ſatyriſcher Witz, in einigen ſelbſt Anmuth, wogegen der Dichter in andern, worin er die Laſter züchtiget, gegen den guten Ton und die Schamhaftigkeit verſtößt.

Martial war zu Bilbilis in Spanien geboren, und kam als Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom. Er genoß hier die Gunst mehrerer Kaiser, insbesondere des Galba und des Domitian, den er in manchen Gedichten während seines Lebens vergötterte. Trajan, den Satyrikern nicht hold, achtete ihn weniger; dieß kränkte den Dichter so sehr, daß er sich in seine Vaterstadt zurückzog, wo er im Jahr 101 nach Chr. Geburt starb. Sey an Martial auch noch so viel zu tadeln, so bleibt ihm doch die Ehre, daß er unter den Römern der Erste war, der das Epigramm als eine eigene Dichtungsart bearbeitete. Martials Fehler entschuldigt der jüngere Plinius in seinen Briefen (X. 19.)

Martial selbst entschuldigt sein Leben durch den Vers:

Lasciva est nobis pagina, vita proba est;

so wie er seine Gedichte wieder durch den Vers:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plúra, —

nach Möglichkeit zu entschuldigen sucht. Auf jeden Fall zeigt sich hieraus, daß Martial selbst fühlte, daß eine Entschuldigung ihm nöthig sey für manche Obscönität. Dessen ungeachtet aber müssen seine Gedichte vielen Beyfall erhalten haben, da er von sich selbst (I. 1.) sagen durfte:

Toto notus in orbe Martialis,
Argutis epigrammaton libellis.

Die Elegie fand unter den Römern drey vorzügliche Dichter: Tibull, Properz, und Ovid. Unter diesen sind Tibull und Ovid mehr original, wogegen Properz sich mehr an die griechischen Dichter hält, und zwar hauptsächlich an den Schimmer und die mythologischen gelehrten Verzierungen der alexandrinischen Schule. Tibull und Properz blühten um das Jahr der Erbauung Roms 721, Ovid um das Jahr 732, also in dem sogenannten goldenen Zeitalter der römischen Poesie.

Der erste Rang gebührt allerdings dem Tibull. Er stammte aus einer Familie des Ritterstandes. Seine Jugend fiel in die stürmische Zeit des dritten Triumvirats, die dem Jüngling den größten Theil seines väterlichen Vermögens raubte. In der Folge scheint ihn die Leidenschaft der Liebe nicht weniger beunruhigt und gequält zu haben, als früher die Stürme der bürgerlichen Unruhen es thaten. Darum tragen auch seine Gedichte den unverkennbaren Stempel des Localen und Individuellen. Er scheint Alles, was er sang, selbst erlebt und in der Wirklichkeit empfunden zu haben. Die Sinnlichkeit der Liebe erscheint in seinen Gesängen in verfeinerter Gestalt. Die Hauptzüge seines Charakters, wie er in den Elegien sich ausspricht, sind: Innige Wahrheit zarter Empfindung, Sehnsucht nach dem ruhigen Glück der Liebe, sanfte Schwärmerey, mit lebhaften Aufwallungen verbunden, und eine rührende Weichheit, die nicht selten in Schwermuth übergeht. Besonders gefällt sich Tibull in ländlichen Gemählden, die mehr durch milde Ruhe als durch schimmerndes Colorit gefallen. Verehrung der Götter leuchtet überall hervor; die Liebe aber ist in sein ganzes Wesen auf das innigste verflochten. Daher die vielen Klagen über den Leichtsinn der Schönen und über den Schmerz der Trennung; daher die Lebhaftigkeit der Leidenschaft und die Wahrheit in ihrer Darstellung, die unmittelbar aus dem Herzen zu kommen scheint. Auch bey dem Bilde des Todes verweilt Tibull gerne, und versenkt sich dann in eine rührend schwärmerische Wehmuth, die ihn manchmahl unter den fröhlichsten Empfindungen plötzlich überfällt, wogegen es ihm an anderen Stellen gelingt, die Schwermuth durch sanfte lachende Züge zu erheitern.

In der elegischen Dichtkunst der Römer ist auch noch Cornelius Gallus und Sulpicia zu nennen. Man findet einige ihrer Gedichte gewöhnlich in den Ausgaben des Tibull, als Anhang.

Der zweyte Rang unter den römischen Elegikern wird dem Properz zuerkannt, geboren zu Hispellum in Umbrien,

einige Jahre nach dem Tibull. Er gab der Rechtswissenschaft, der er zuerst bestimmt war, bald den Abschied, und widmete sein Leben dem Gesang und der Liebe. In seinen Elegien zeigt sich mehr Kunst als in jenen des Tibull, aber weniger Wärme und Tiefe des Gemüths. Er neigt sich mehr zu Ovids spielendem Leichtsinne, und ist überhaupt mehr für die Wonne, als für den Schmerz der Liebe gestimmt. Mit Recht hat man ihm die Üppigkeit mancher, das sittliche Gefühl beleidigenden Schilderungen vorgeworfen; er verweilt bey Gegenständen, auf welche der züchtigere Tibull nur flüchtig hinblickt, und gefällt sich im Ausmahlen von Scenen, welche die Schamhaftigkeit eines keuschen Herzens verletzten. Tibulls Sentimentalität wird bey ihm oft zur Sinnenschwelgerey, in deren Darstellung er glühende Farben verschwendet. Die Elegien des Properz haben einen ruhigeren, manchmahl sogar berechneten Gang, fern von der rührenden Sehnsucht und der schönen, oft feyerlichen Schwermuth, womit Tibull hinreißt. Der Gedanke an den Tod erscheint nur selten; der Lebenslustige denkt mehr daran, düstere Bilder von sich abzuhalten, den Schmerz zu zerstreuen, und einen erlittenen Verlust wieder zu ersetzen. Dabey haben aber die Elegien des Properz den Vorzug, daß sie zierlicher und stets gerundete Ganze sind.

Eine eigene Art von Elegien, die wir im Tibull nicht finden, hat Properz; es ist die didaktische und die historische. Das dritte und vierte Buch enthält viele Elegien dieser Art. So z. B. straft er in der fünften Elegie des dritten Buches den Geiz, in der eilften Elegie desselben Buches die Schwelgerey seiner Zeit und den weiblichen Aufwand. In der sechzehnten Elegie dieses Buches zeigt er die Nichtigkeit der menschlichen Hoheit und die Vergänglichkeit des Lebens. Die größte Berühmtheit hat die eilfte Elegie des vierten Buches erhalten; man hat sie die Königinn der Elegien genannt. Cornelia, eine der edelsten Römerinnen, schreibt aus dem Schattenreiche an ihren Gatten, den Censor Paullus, und endet mit mütterlichen Lehren an ihre hinterlassene Tochter.

Das ganze Gedicht ist die schönste Lobrede auf weibliche Tugend, voll großer Gedanken, voll Würde im Ausdruck. In den historischen und mythologischen Elegien scheint Properz insbesondere griechischen Mustern gefolgt zu seyn, auf jeden Fall mehr als in seinen übrigen Gedichten. Er selbst wenigstens nennt einmal den Kallimachus und Philetas, zwey Dichter aus der alexandrinischen Schule, seine Lehrer, und an einer andern Stelle sich selbst den römischen Kallimachus. Sehr treffend ist die Parallele, die Muret in der Vorrede zu den Scholien über den Properz zieht:

„Im Tibull findet man die höchste Nettigkeit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, im Properz hingegen eine eben so große als mannigfaltige poetische Gelehrsamkeit; in jenem ist Alles römisch, in diesem das Meiste ausländisch. Der Erste zeigt durch eine gewisse natürliche, unverfälscht erhaltene Reinigkeit der Sprache, daß er in Rom geboren und erzogen worden, der Andere hingegen verräth schon durch den Bau und den Charakter seiner Schreibart, daß er die Schriften der Griechen zu seinem täglichen Studium machte. — Tibull ist weicher und zärtlicher, Properz nachdrücklicher und gewählter; jenen liebt man und diesen beneidet man mehr. Der Eine scheint, was er dachte, einfacher niedergeschrieben, der Andere, was er schreiben wollte, sorgfältiger überdacht zu haben; in dem Ersten ist mehr Natur, in dem Zweyten mehr Arbeit und Fleiß sichtbar." —

Einen von beyden verschiedenen Charakter zeigen Ovids Elegien. Er war zu Sulmo einer Stadt der Peligner, in Mittel-Italien, im Jahr 711 nach Erbauung der Stadt Rom, oder 43 Jahre vor Christi Geburt, geboren, und stammte aus einem ritterlichen Geschlechte. Er kam als Jüngling nach Rom, wo er seine Bildung erhielt. Auch er verließ bald seine frühere Bestimmung zum Redner und Sachwalter, und gab sich seiner Neigung zur Poesie hin. Ein charakteristischer Zug seiner Muse ist die fröhliche Laune, eine überwiegende Sinnlichkeit ohne Gemüthstiefe, und ein an Muth-

willen gränzender Leichtsinn. Hierin hat er viele Ähnlichkeit mit Properz, von dem er sich wieder durch einen höhern Grad jovialer Laune und lasciver Stimmung, die der geistigen Schönheit noch weniger huldigt, unterscheidet.

In einem andern Theil seiner Elegien erscheint Ovid ganz als das Gegentheil von sich selbst und seiner frühern Dichtungsweise. Er, der einst nur Lebenslust athmete, nur nach Lebensgenüssen jagte, und in seinem glücklichen Zustande schwelgte, konnte das ihn treffende Unglück der Verbannung aus Rom, und den traurigen Aufenthalt in Tomi, so wenig vertragen, daß er im höchsten Grade kleinmüthig und trostlos wurde. Seine Trauerbücher und die elegischen Briefe aus dem Pontus, sind mit unmännlichen Klagen angefüllt, und bewähren den Mangel an Seelenstärke. Wir betrachten bey dieser Gelegenheit zugleich die übrigen Werke dieses fruchtbaren Dichters, der reich an Phantasie und Witz, aber arm an Gefühl ist, wenigstens keine Gemüthstiefe besitzt, obschon er durch Schönheit und Fülle der Bilder, so wie durch seine leichte Darstellungsgabe und durch den fließenden Versbau oft hinreißt.

Die erste Stelle unter seinen Werken gebührt allerdings dem großen epischen Gedichte, worin er die mythologischen Verwandlungen besingt. War der Stoff in den Metamorphosen gleich schon vorhanden und ausgebildet, so bleibt dem Ovid doch immer das Verdienst, daß kein Dichter vor ihm diese Verwandlungsmythen, so wie er, zu einem fortlaufenden, in einander greifenden Ganzen zu verbinden wußte. Es war schwierig, einem so bunten Stoff Ordnung und Einheit zu geben; es war schwierig, das gewisse darin liegende Einförmige — denn jede einzelne Fabel endet mit einer Verwandlung — wieder mannigfaltig zu machen; es war endlich nicht minder schwierig, den fehlenden Zusammenhang der einzelnen Fabeln durch glückliche Wendungen und Übergänge zu ersetzen. Aus diesem Gedichte allein ließe sich schon darthun, daß Ovid unter allen römischen Dichtern, so mancher Fehler

ungeachtet, die meiste eigentliche Genialität besaß. Hat er in den Metamorphosen hier und da eine Schwierigkeit nicht ganz besiegt, so ist er durch den Stoff entschuldigt. Sehr treffend sagt Gierig in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Metamorphosen: „Die Wege, die Ovid eingeschlagen hat, um Fabel an Fabel zu knüpfen, sind ungemein mannigfaltig. Bald findet sich eine Ähnlichkeit zwischen der vorhergehenden und nachfolgenden Geschichte, bald beziehen sich mehrere Vorfälle auf einen und denselben Gott oder Menschen; bald führt das, mehreren Mythen gemeinsame Local die Erzählung weiter. Zuweilen werden Verwandlungen als Hymnen gesungen, zuweilen im Gespräch beygebracht, zuweilen von Frauenzimmern in Teppiche gewebt. Das eine Mahl wird in einem Zirkel von Glückwünschenden oder Leidtragenden Jemand vermißt, den ein Familienunglück, — eine Verwandlung, die man sich bey der Gelegenheit mittheilt, — zurückhält, und das andere Mahl erinnert eine so eben vorgetragene Erzählung die Anwesenden an einen frühern Unfall, von dem sie selbst Zeugen waren. Die meisten Fabeln sind indeß so geordnet, daß sie nicht gesucht, sondern gefunden, nicht herbeygeführt, sondern von selbst in in die Reihe eingetreten zu seyn scheinen." —

Nicht minder glücklich als die Anordnung des Plans ist auch die Auswahl der Mythen und die poetische Darstellung in den Metamorphosen. In dem reichen Stoffe zeigt sich zugleich auch die reiche Ader des Dichters; indeß ist auch nicht zu leugnen, daß dieser Reichthum oft in Üppigkeit ausartet, der Witz in tändelndes Spiel, der Glanz in Flitterstaat und falschen Schimmer.

Weniger reich und glänzend zeigt sich Ovids Gedicht: Fasti, worin er den Ursprung und die Feyer der römischen Feste in chronologischer Folge besingt. Dieser poetische Festkalender ist seinem Inhalte nach ein episches Gedicht, in der Form aber elegisch. Die Sprache ist viel ungeschmückter als die in den Metamorphosen und gränzt manchmahl an die Prosa.

Zunächst verdienen die Heroiden erwähnt zu werden, Briefe, von Frauen und Mädchen der alten Heroen an diese ihre Gatten und Geliebten geschrieben. Es sind deren ein und zwanzig; in allen herrscht nur eine Leidenschaft: die Liebe, größten Theils in ihrer elegischen Gestalt. Manche dieser Briefe könnte man beynahe für Monodrame oder dramatische Monologe gelten lassen. Diese Briefe schreiben. 1. Penelope an Ulysses. 2. Phyllis an Demophon. 3. Briseis an Achill. 4. Phädra an Hippolyt. 5. Onone an Paris. 6. Hypsipyle an Jason. 7. Dido an Äneas. 8. Hermione an Orest. 9. Dejanira an Herkules. 10. Ariadne an Theseus. 11. Canace an Macareus. 12. Medea an Jason. 13. Laodamia an Protesilaus. 14. Hypermenestra an Lynceus. 15. Sappho an Phaon. 16. Paris an Helena. 17. Helena an Paris. 18. Leander an Hero. 19. Hero an Leander 20. Acontius an Cydippe. 21. Cydippe an Acontius.

Ovids erotische Gedichte sind: Die drey Bücher der Liebe, Elegien. Ein sogenanntes Lehrgedicht: Die Kunst zu lieben, in drey Gesängen: welches richtiger; die Kunst zu gefallen und zu verführen, heißen sollte. Seine Tendenz ist von jener der reinen und schönen Liebe so weit entfernt, als der klare Mond von der Pfütze, die in seinem Lichte schimmert. Dieses Gedicht hat für den Bessern nur in so fern einigen Werth, als es ein Gemählde der sittlichen Verderbtheit seiner Zeit liefert.

Ein, dem vorigen entgegengesetztes Gedicht Ovids ist jenes, welches die Überschrift: Mittel gegen die Liebe, führt; es hat die Absicht, den Verliebten von seiner Leidenschaft zu heilen.

Ein Gedicht, von allen bisherigen ganz verschieden, ist der Ibis, welches aus einer Reihe von Schmähungen und Verwünschungen über einen Böswicht besteht.

Über alle epischen Dichter der Römer ragt Virgil hoch empor. Homer war das Ideal, dem er nacheiferte. Hat er es auch nie erreicht, so bleibt selbst die Nacheiferung ruhm-

würdig. Mit Kenntnissen und mit einem feingebildeten Geschmack ausgerüstet, unternahm er sein Epos, die Äneide, in zwölf Büchern. Würde der Composition, Schönheit des Colorits, der Sprache und des Versbau zeichnen sein Gedicht im höchsten Grade vortheilhaft aus; an eigentlicher Genialität aber, nähmlich an schöpferischer Phantasie, blieb er hinter seinem Ideale weit zurück. Eben diese Originalität fehlt auch einem Theil seiner Eklogen, worin Theokrit sein Vorbild war. Mit der meisten Eigenthümlichkeit erscheint er in seinem Georgicon, einem Lehrgedicht über die Landwirthschaft.

Virgil war zu Andes, einem Flecken im Mantuanischen Gebieth, im Jahre 684 nach Erbauung der Stadt, (also 70 vor Christi Geburt) geboren. Seine Blüthe fällt in die Zeit der Regierung des Augustus Octavianus. Er starb auf der Rückreise aus Griechenland, wohin er sich begeben hatte, um die letzte Hand an sein großes Heldengedicht zu legen.

Die Eklogen scheinen seine ersten poetischen Arbeiten zu seyn. Ein Theil derselben ist allerdings dem Theokrit nachgebildet, wogegen die andere Hälfte keine Spur von Nachahmung verräth. So viele Bewunderer die einzelnen Schönheiten dieser Gedichte auch von jeher gefunden haben, so haben manche strenge Kunstrichter an Virgils bukolischer Darstellung, mit gleichem Recht, viele Fehler gerügt, die wir hier nur in Kürze anführen können:

Seinen Gemählden fehlt die individualisirende Bestimmtheit, die uns den geschilderten Gegenstand mit scharfen Zügen bezeichnet und ihn lebendig vor die Augen stellt. Virgil hält sich zu viel an das Allgemeine und wird daher vag und nebelnd, indem er zu selten das Örtliche benützt, um die Scene der Begebenheit für die dramatische Darstellung derselben zu versinnlichen. Eben so sind auch die Charaktere seiner Hirten zu wenig individualisirt; es zeigt sich an allen eine gewisse einförmige Ähnlichkeit und Allgemeinheit der Umrisse, und großen Theils hören wir aus ihrem Munde den Dichter sprechen. Überdieß findet sich in Virgils Eklogen zu wenig

Handlung und Bewegung, dafür aber desto mehr Gespräche und Wettgesänge, worin die Sänger für Hirten zu kostbare Ausdrücke, zu glänzende Bilder verschwenden.

Viel mehr als in diesen idyllischen Gedichten hat Virgil in seinem Gedichte vom Landbau (in vier Gesängen) durch Talent und Kunst geleistet. Der Stoff ist reich, konnte aber durch zu viele Dehnung und Ausführlichkeit leicht verlieren. Virgil ergriff die Mannigfaltigkeit, suchte sie aber in der Behandlung der einzelnen Theile zu beschränken, und hütete sich insbesondere, den Gegenstand erschöpfen zu wollen, indem das Gedicht, so viel es an Gründlichkeit gewonnen hätte, eben so viel an poetischem Werth verlieren mußte. Nicht minder glücklich als die Wahl des Stoffes ist auch die Anordnung und Stufenfolge der besungenen Gegenstände, die ein immer zunehmendes Interesse einflößen. Sehr richtig sagt ein Kunstrichter: „Mit der Zurichtung der todten Masse, der Erde, und mit der Einstreuung des Samens beginnt der Dichter in seinem ersten Buche, also mit einem Gegenstande, der im Vergleich mit den übrigen von ihm behandelten, der sprödeste der Form — und der schwächste der Wirkung nach, ist, weil er die Bewegung entbehrt. In dem zweyten treten wir bereits, an der Hand des Dichters, in die reiche und dankbare Natur selbst, in den Schatten der Obsthaine und Rebengärten, und unser Vergnügen wächst mit der freyern Aussicht und unter den bekannten Umgebungen. In dem dritten begegnen wir dem fröhlichen, üppigen Leben. Die nützlichen Heerden, das muthige Roß und die Nomaden Afrika's und Scythiens werden uns, der Reihe nach, vorgeführt, und die rege Schöpfung erregt auch die Einbildungskraft stärker. Endlich im vierten empfangen uns die Bürger eines wohleingerichteten Staates, Thiere, die, wenn wir auf ihre Natur, Fähigkeiten, Gesetze, Ordnungsliebe und Sitten sehen, dem Menschen verwandt zu seyn scheinen, die fleißigen Bienen, und die poetische Schilderung ihrer Lebensweise ist nicht bloß

der müßigen Phantasie, sondern selbst dem vergleichenden Verstande willkommen."

An einzelnen hervortretenden Schönheiten sind die drey letzten Bücher besonders reich; das erste ist beynahe durchaus didaktisch, das vierte mehr mahlerisch. Zu den vorzüglichsten Parthien dieses Gedichtes gehören, im zweyten Buche: Das Lob Italiens; die Schilderung vom glücklichen Landleben. Im dritten Buche: Die Darstellung von der Macht der Liebe und ihren Äußerungen am Menschen und Thieren; das Gemählde einer Viehseuche. Im vierten Buche: Die Fabel vom Aristäus, dann Orpheus und Eurydice.

Ein bedeutender Vorzug dieses Gedichts liegt in der gewählten, gerundeten Sprache, und in der Vollkommenheit des poetischen Ausdrucks mit glücklicher Wortstellung und überraschenden Wendungen, bald kraftvoll und stark, bald zart und lieblich. Der Wohlklang des virgilischen Hexameters ist stets erfreulich, oft entzückend.

Das Georgicon nimmt auf jeden Fall unter den Lehrgedichten einen weit höhern Platz ein, als die Äneis unter den Heldengedichten. Äneas, der Held dieser Epopee, entspricht keineswegs dem Helden-Charakter; es fehlt ihm an Selbstständigkeit und an innerer Kraft. Eigentlich thätig erscheint er erst in den sechs letztern Gesängen, in den frühern aber zu passiv. Wir nehmen daher an ihm, obschon er die Hauptperson ist, wenig Antheil, desto mehr aber an andern Personen und Begebenheiten, wie z. B. an der unglücklichen Dido und an dem Untergange Troja's. Der hervorstechendste Zug im Charakter des Äneas ist Götterfurcht und Pflichtgefühl; so bezeichnet ihn das permanente Beywort pius. Mehr spricht uns der Charakter des Königs Turnus an. Er zeigt sich kräftig im Wollen und im Handeln; er ist ein Held in der Blüthe der Jugend, er kämpft muthig für sein Reich, ihn beflügeln Liebe und Ehre, und mit Verachtung blickt er auf das Leben. Noch in dem Augenblicke, da Äneas ihm das

Schwert in die Brust stoßen will, behält er die stolze Ruhe des Helden.

Unter den übrigen Charakteren der Äneis ragen noch zum Theile hervor: Dido, Nisus und Eurjalus, der junge Pallas, Mezentius und sein Sohn Lausus, und Camilla, die Führerinn der Volsker. Sie erwecken jedoch eine bedeutend geringere Theilnahme als die Personen der Ilias und der Odyssee. Dagegen aber fehlt es der Äneis nicht an manchen eigenthümlichen Schönheiten. Diese sind insbesondere die folgenden:

a. Der Reichthum an trefflichen Schilderungen, wie z. B. im zweyten Buche Troja's Untergang, im vierten die Liebe und der Tod der Königinn Dido, im sechsten Tartarus und Elysium.

b. Die weise Mäßigung, mit welcher er sich des poetischen Schmuckes bedient, wodurch jene schöne Einheit des Tons entsteht.

c. Die feinen Züge, womit er seine Gleichnisse ausmahlt.

Im Ganzen genommen ist Virgil zu subjectiv, und viel weniger plastisch als Homer, daher auch seinen Figuren die lebendige Anschaulichkeit des griechischen Dichters fehlt. Nur Turnus und Äneas, Dido und Camilla, sind vollkommen individualisirt, alle übrigen aber mit allgemeinen Zügen gezeichnet. Dessen ungeachtet aber steht Virgil in dieser, so wie in jeder andern Hinsicht auf keiner unbedeutenden Stufe. Sehr richtig sagt daher Quintilian: „Wenn auch Virgil Homers göttlicher und unsterblicher Natur weichen muß, so verdient dafür seine Sorgfalt und seine nie ermüdende Aufmerksamkeit ein desto größeres Lob; und wenn er ihm an Erhabenheit nachsteht, so übertrifft er ihn an Gleichgewicht. — Die zweyte Stelle behauptet Virgil, doch steht er der ersten näher als der dritten." —

Der zweyte große Dichter des augustischen Zeitalters ist Horaz, für die lyrische Poesie das, was Virgil für die epi-

sche. Horaz ist nicht originell; seine Gedichte sind sehr gelungene geistreiche Nachbildungen griechischer Lyriker. Er wurde im Jahr d. E. R. 689, zu Venusia geboren, und starb im Jahr 746.

Horaz ist in zweyfacher Hinsicht zu betrachten, als lyrischer, und als satyrischer Dichter. Als erstern bezeichnet ihn Quintilian auf seine eigene Weise kurz und treffend: „Unter den lyrischen Dichtern verdient Horaz fast allein gelesen zu werden; denn er schwingt sich häufig zur Erhabenheit empor, ist doch auch voll gefälliger Anmuth und Grazie, und im Wechsel von Bildern und Worten mit dem glücklichsten Erfolge kühn." —

Unter den Neuern hat über Horaz als Lyriker Niemand wahrer und schöner gesprochen als Herder, dessen Bemerkungen hier zum Theile angeführt werden. Anmuth und Grazie selbst verbothen es dem Horaz oft, sich zu kühn zu erheben. Nicht zum stürmischen Auffluge reizte ihn sein Genius; Anmuth und Grazie waren seine Muse, die in rhythmischem Tanze schwebet. Er bediente sich der Sylbenmaße der Griechen, aber nie der schweren und verworrenen Pindars oder des tragischen Chors. Die leichteren aber, die seiner schwergebiethenden Sprache angemessen waren, — mit welchem Verstande hat er sie zu jedem seiner Gegenstände gewählt! mit welcher Zartheit in jeder Fuge, jeder Cadenz und Cäsur hat er sie behandelt! Alcäus und Sappho sangen ihm vor; nach den kleinen Resten, die wir von ihnen haben, ward auch ihr Gesang auf Horazens Leyer künstlich-gebundener, zierlicher, fester. In ihnen ist jede Wendung, jedes leichte Innehalten, Auf- und Niederschweben, jeder stärkere und leisere Tritt Grazie. Jeder horazischen Ode liegt eine geistige Situation zum Grunde, welche der Dichter darstellen und beleben wollte. Manchmahl schließen sich an Ein Wort, an Eine Wendung eine Menge von feinen Zügen an. In allem zeigt Horazens Muse einen moralischen Ernst, und nur zur Warnung erlaubt sie sich manchmahl in ihren Liebesgemählden den freyesten Spiegel aufzustellen. Überhaupt darf man sagen,

daß Horaz nie zur Lüsternheit reizt. Er lehrt die wahre Philosophie, den vernünftigen Gebrauch des Lebens, auf die lieblichste Weise. Er macht die Seele frey von jedem Vorurtheil, von jeder Bürde, und thut dieß so leicht, als ob er es nicht thäte, indem er wohl weiß, daß directe, oder gar aufgedrungene Lehren wenig fruchten, oft vielmehr ermüden oder gar zurückstoßen, wogegen ein unerwarteter, aber vorbereiteter Wink, eine gleichsam stumme Lehre, eine Miene der Lebensgrazie, das Herz treffen, erwecken und beleben.

Horaz wählte zu diesen Lehren der Weisheit die mannigfaltigsten Formen; so z. B. wenn er bey wiederkommendem Frühling, als wäre dieser der erste und letzte, zu neuem Genusse des Lebens ermuntert; wenn er das unschuldige, durch sich selbst sichere Gemüth im Bilde eines ruhigen klaren Sees schildert, u. d. gl. Oft erinnert er an die Kürze des Lebens, an die Nichtigkeit der menschlichen Hoffnungen und Wünsche, an das kommende Alter; dann läßt er wohl sogar den Todtenschedel des weisen Archias sprechen, und daran erinnern. Kaum gibt es eine angenehme Weise, die Horaz zu diesem Zwecke nicht versucht hätte, und oft ist's Ein Wort, Ein vorübergehendes Bild, das uns den ganzen Zweck und Umfang unsers Daseyns anmuthig in Erinnerung bringt. Wie sittlich Horaz seine Feyerstunden des Lebens anordnet, dessen sind mehrere Oden Zeuge. Nichts ist ihm mehr zuwider als der wilde Rausch, die Trunkenheit jedes Vergnügens; sie ist ihm eine barbarische Entweihung. Gefälligkeit, Liebe und Freundschaft sind ihm Huldinnen des Lebens, denen er stets treu ergeben bleibt. Schön ist daher auch das Patronat-Ververhältniß des Horaz zum Mäcenas. So viele sich des Nahmens der Mäcenaten angemaßt haben, so wird mit Horaz der Nahme Mäcenas immer ein einzelner Nahme bleiben. Horaz machte den Nahmen berühmt, und zwar mit einer Fülle abwechselnder kleiner Lebensumstände, ohne welche kein Lobpreis dem Fremden anmuthig seyn kann. Jede Ode an Mäcenas lesen wir mit neuem Vergnügen, denn sie biethet

einen neuen Inhalt dar. Und immer einen Inhalt angenehmer fröhlicher Gattung, oft mit dem Scherze gewürzt, der in Mäcenas Umgange selbst herrschte. —

Im Lobe Cäsars zeigt sich die Anmuth der horazischen Muse im höchsten Grade. Den erhabenen Oden merkt man einige Mühe an, wogegen die sanftern wie organische Gewächse hervorsproßen. Die mythologischen Wesen betrachtet Horaz größten Theils nur menschlich. Borgt er gleich vieles von griechischen Dichtern, so weiß er doch seiner Darstellungsweise Eigenthümlichkeit und Einheit zu geben. Auf jeden Fall ist die Sammlung seiner Gedichte für uns ein Garten, in welchen griechische Blumen verpflanzt sind, die ohne ihn für die Nachwelt verloren wären.

Ehe wir vom Lyriker Horaz zu ihm als Satyriker übergehen, ist Einiges von seinen Vorgängern und von der römischen Satyre überhaupt zu sagen. Die Erfindung der eigentlichen didaktischen Satyre wird dem Ennius zugeschrieben. Der bedeutendste, und wahrscheinlich auch der nächste in der Zeit war C. Lucilius, aus Suessa, einer Stadt der Aurunker, gebürtig, ungefähr siebzig bis achtzig Jahre nach dem Ennius geboren. Er soll dreyßig Bücher Satyren geschrieben haben, von denen nur einzelne Fragmente auf uns gekommen sind. Er bediente sich zuerst in dieser Dichtungsart des eigentlichen reinen Hexameters, welchen Ennius voll Härten und Übelklang mit andern Versarten zusammensetzte. Zwar fehlt auch dem Hexameter Lucils Rundung und eigentlicher Wohlklang; er gab ihm indeß doch eine feinere Ausbildung. Überdieß war Lucils Witz und Spott feiner, als bey seinem Vorgänger. Horaz und Cicero gedenken seiner rühmlich; der letztere lobt Lucils Leichtigkeit und Laune. Er hatte sich die alte griechische Komödie zum Vorbilde genommen, worin jeder Verbrecher mit kühner Freymüthigkeit getadelt wurde. Und so scheint auch Lucils Satyre nicht sowohl die Erregung der Lachlust, sondern

ernsthafte, strafende Rüge zum Zweck gehabt zu haben. Darum schwang er seine satyrische Geißel nicht über gemeine, unbedeutende Menschen, sondern über die ersten und angesehensten Männer im Staat, Consuln, Senatoren, u. d. gl.

Zwischen Lucil und Horaz lag ein Zeitraum von ungefähr fünfzig bis sechzig Jahren, während dessen eine gänzliche Veränderung der Regierungsform, und mit ihr auch eine gleiche Veränderung in den Sitten und im Charakter der Römer vor sich gegangen war. Eben so mußte denn auch die Satyre des Horaz einen von jener seines Vorgängers ganz verschiedenen Charakter bekommen. Wäre Horaz mit Lucils wüthenden Geißelhieben gegen Laster und Thorheiten aufgetreten, so würde er, statt Andere lächerlich zu machen, selbst lächerlich geworden seyn. Er schlug also einen ganz entgegen gesetzten Weg ein, und schilderte in seinen Satyren mehr das Thörichte, Ungereimte, und Ausschweifende in den Lastern, als ihre verabscheuungswürdige Häßlichkeit. Er schilt nicht, sondern spottet, er schmäht nicht, sondern neckt, und weiß Alles dieses launig einzukleiden; dabey stoßt er aber doch Jeden an der empfindlichsten Seite und enthüllt das vor aller Welt, was der Betroffene gern vor aller Welt verbergen möchte. So macht er's mit den Schwelgern, den Zudringlichen, den vornehmen und den philosophischen Thoren. Sehr richtig sagt von Manso in einem Aufsatze über den Horaz: „Betrachten wir die einzelnen Züge desselben, so können wir keinen Augenblick zweifeln, daß die Tugenden des Biedermannes mit den Tugenden des Weltmannes selten in dem Charakter eines Sterblichen inniger und schöner vereinigt gewesen sind, als in dem Charakter Horazens. Nie in Gefahr, die Festigkeit erprobter Grundsätze einer höfischen Geschmeidigkeit zum Opfer zu bringen, und die Rechtschaffenheit zu verleugnen, um das Lob eines artigen Gesellschafters zu verdienen; stets geneigt, die Welt mehr lächerlich als boshaft zu finden, und sich in seinen Urtheilen über sie mehr nachsichtig als streng zu beweisen; durch Erziehung und Umgang endlich zu einer ruhigen Betrachtung und Über-

windung seiner selbst gewöhnt, war er unter dem Zepter eines Augusts nicht unglücklicher, als er unter der Fahne des M. Brutus gewesen war, und in dem neuen und verwandelten Rom nicht unzufriedener und mürrischer, als in dem alten republikanischen. Überall unterwarf er sich den Umständen, ohne sich von ihnen überwältigen zu lassen, und lebte mit der Welt, ohne seine Eigenthümlichkeit und Selbstheit in ihr zu verlieren. Und diese Handlungsweise, die er befolgt, ohne mit ihr zu prahlen, und anpreist, ohne sie jemanden aufzudringen, diese echte und einzige Lebensphilosophie ist es, die schon in mehreren seiner Satyren hervorgeht, oder vielmehr ihr eigentlicher Gegenstand ist."

Eben so zeigt sich Horaz auch in seinen Episteln, die in Form und Ton von den Satyren oder Sermonen wenig verschieden, oder wenigstens mit ihnen nahe verwandt sind. Sie enthalten einen Schatz von Lebensweisheit, oder — wie Wieland in seinen Erläuterungen zur Übersetzung der Satyren sagt: „Das Einzige, was unter allen Umständen und in allen Lagen mitten unter den Ungewißheiten der menschlichen Dinge, den Zweifeln der Vernunft, und den Unbeständigkeiten des Glückes für ihn wahr und unveränderlich blieb; es ist der goldne Spruch, den er seinem Arist zuruft: Lebe mit deinem Loose vergnügt! es ist die freundliche Ermahnung an den ehrlichen Bullatius, der die Krankheit seines Gemüths durch Luftveränderungen und Reisen zu heilen hoffte:

— — Nimm jede frohe Stunde,
Die Gott dir schenkt, mit Dank an und verliere
Die Gegenwart nicht um der Zukunft willen,
Damit du, wo du lebest, sagen könnest:
Ich lebte gern;

es ist mit einem Worte der große Grundsatz der Philosophie des sokratischen Aristipp: Das, was wir suchen, ist immer in unserer Gewalt; es ist hier oder nirgends."

Ist diese Wahrheit gleich nicht neu, so weiß doch Horaz ihr durch seine Einkleidung und Darstellung eine neue verstärkte

Kraft zu geben, indem er in beyden den Reichthum von Gedanken, Wendungen und Übergängen, von Laune, Leichtigkeit und Feinheit so verbindet, daß jene durchgreifende Hauptidee die wechselvollste Mannigfaltigkeit zu haben scheint.

Zu diesem großen Vorzuge kommt noch der einnehmende Charakter des Dichters, welcher überall durchblickt, und bey dem unverkennbaren Gepräge von Wahrheitsliebe, Offenheit und Freymüthigkeit jenen feinen Ton, welcher bey diesen so äußerst selten zu treffen ist, immerzu beobachtet. Dieser leichte ungezwungene Ton spricht sich selbst in der anmuthigen Nachlässigkeit des horazischen Hexameters und in der Planlosigkeit der Satyren und Episteln aus, die aber nur eine scheinbare ist, indem der Dichter sich durch Abschweifungen und mäandrische Wege von seinem Ziele nur deßhalb entfernt, um desto gewisser und überraschender dahin zu kommen. —

Unter Augusts Regierung lebte, wie man mit Wahrscheinkeit vermuthet, auch der Dichter Marcus Manilius. Er schrieb ein astronomisches Gedicht in fünf Büchern, womit es aber noch nicht geendigt ist. Es hat im Ganzen wenig poetischen Werth, doch mehrere schöne Stellen. Es scheint, daß Manilius bloß ein scientifisches Gedicht liefern wollte; von der Mythologie machte er gar keinen Gebrauch, vermuthlich weil den poetischen Himmel schon so viele Dichter vor ihm beschrieben hatten, wie er im 37. Verse des zweyten Buches ausdrücklich erklärt.

Der erste bedeutende Dichter nach dem Zeitalter Augusts war der Philosoph L. Annäus Seneca, welcher einige Tragödien schrieb. Er muß in Rom Epoche gemacht und vorzüglich die Jugend ganz bezaubert haben. Merkwürdig ist die Stelle, worin Quintilian von ihm spricht: „Absichtlich, sagt er, habe ich den Seneca in jeder Gattung von Schriften bis hierher verspart, und dieß zwar wegen einer fälschlich von mir verbreiteten Meinung. Man hat mich in den Verdacht gebracht, als ob ich ihn verdamme, und sogar einen bittern Haß auf ihn geworfen hätte. Dieß mag daher kommen, weil ich die geschmacklose

und durch alle möglichen Fehler entstellte Schreibart unseres Zeitalters nach strengeren Gesetzen zu bessern bemüht bin. Nun ist Seneca aber fast der einzige Schriftsteller, welchen man in den Händen unserer Jünglinge findet. Ich dürfte es nicht wagen, ihnen denselben ganz zu nehmen; aber das konnte ich doch auch nicht leiden, daß er den bessern vorgezogen wurde, jenen, auf die er nie aufhörte zu schimpfen, weil er, sich seines merklichen Abstandes bewußt, ein Mißtrauen in sich selbst setzte, daß seine Schreibart je den Beyfall derjenigen, welchen sie gefiel, erhalten konnte. Die jungen Leute waren aber mehr in ihn verliebt, als sie ihn nachahmten, und fielen so tief unter ihn herab, als er selbst von den Alten abgefallen war; denn es wäre immer noch zu wünschen, daß Viele nur diesem Manne gleich werden oder wenigstens ihm nahe kommen möchten. Allein er hatte nur Beyfall wegen seiner Fehler, und jeder bestrebte sich diejenigen noch auszubilden, die er kannte. Daher kam es denn, daß, wenn jeder sich rühmte, sich eben so wie Seneca ausdrücken zu können, jeder den Seneca in den schlechtesten Ruf brachte. In der That hat dieser Schriftsteller viele und ausgezeichnete Eigenschaften, ein fähiges und viel umfassendes Genie, sehr vielen Fleiß und eine Menge nützlicher Kenntnisse. Er hat auch fast jede Gattung von Studien bearbeitet. Denn man hat ja noch Reden, Gedichte, Briefe, Dialogen von ihm." —

Quintilian charakterisirt nun insbesondere Seneca's philosophische Werke, und schließt dann mit den Worten: „Vieles ist an ihm zu loben, vieles auch zu bewundern; nur bemühe man sich, die rechte Auswahl zu treffen. Möchte er doch dieses Geschäft selbst über sich genommen haben, denn ein solches Genie war es werth, etwas Besseres schaffen zu *wollen*, da er Alles, was er wollte, zu schaffen *vermochte*."

Nach dieser allgemeinen Charakteristik gehen wir nun zu den Tragödien über, die unter dem Nahmen des Seneca auf uns gekommen sind. Es werden ihm deren zehn zugeschrieben, von welchen jedoch wahrscheinlich nur einige dem Philosophen Seneca, andere dem gleichnahmigen Rhetor gehören. Das

Trauerspiel Octavia scheint von einem dritten Verfasser zu seyn. Die Periode, in welche diese Stücke fallen, war überhaupt in der römischen Literatur die Periode der rhetorischen Dichter. Sehr richtig bemerkt ein Schriftsteller von diesen Tragödien: „Unbekümmert um das Wesen der Tragödie, betrachtet Seneca sie als eine declamatorische Übung, Alles, was in einer gegebenen Situaton gedacht und gesagt werden könnte, auszukramen. Alle seine Personen scheinen daher Schülern ähnlich, welche, vor ihrem Lehrer stehend, ihr Thema mit überspanntem Pathos aufsagen. Ein wohl angelegter Plan, Natur und Wahrheit, fehlen ganz; aber manche Reden sind, als Declamation, vortrefflich, mit großen Gedanken, fruchtbaren Sittensprüchen und kühnen Bildern angefüllt. Seine Helden aber sind insgesammt Ungeheuer in Tugend und Laster, Fatalisten und Stoiker." —

Seneca (L. Annäus) war im zweyten Jahr nach Ch. G. zu Corduba in Spanien geboren, kam aber schon als Kind mit seinem Vater Marcus nach Rom, wo er Beredsamkeit und Philosophie studierte. Er wurde Quästor vor der Regierung des Kaisers Claudius, der ihn nach der Insel Corsika verbannte, weil er ihn eines sträflichen Umgangs mit Julia, der Tochter des Calligula, beschuldigte; durch Verwendung der Agrippina wieder zurückberufen und mit der Prätorwürde bekleidet, ward er von jener zum Erzieher ihres Sohnes Nero ernannt, stieg zum Consulat empor, und starb endlich auf Befehl seines Zöglings, der ihm nur die Wahl der Todesart frey ließ.

Seneca's philosophische Abhandlungen und Werke, die wir noch besitzen, sind: a) De Ira; libri III. b) Liber de Consolatione, ad Helviam. c) Liber de Consolatione ad Polybium. d) Liber de Consolatione ad Marcium. e) Liber de Providentia. f) De animi Tranquillitate. g) De Constantia sapientis. h) De Clementia. i) De brevitate Vitae. k) De Vita beata. l) De Otio aut secessu sapientis. m) De Beneficiis, libri VII. n) Naturalium quaestionum libri VII.

Außerdem haben wir von ihm noch 124 Briefe, einige

Sinngedichte, und eine satyrische Schrift, die Vergötterung des Claudius.

Wir kommen nun auf die sogenannten Tragödien. In dieser Dichtungsart hatten die Römer nach dem Ennius nur wenige neuere Dichter erhalten. Zu erwähnen sind hierin: Varius, der unter August lebte. Quintilian rühmt von seinem Trauerspiel Thyestes, daß es mit jedem griechischen den Vergleich aushalte. Ovid schrieb eine Medea. Pomponius Secundus erwarb sich einen Nahmen durch mehrere Tragödien. Doch fand man an ihnen mehr Glanz und Gelehrsamkeit als poetischen Geist. Curatius Maternus, welchen Domitian hinrichten ließ, machte sich gleichfalls als tragischer Dichter rühmlich bekannt. Die Tragödien des Seneca charakterisirt am richtigsten Professor Jacobs in einer eigenen Abhandlung folgender Maßen: „Wenn wir die Tragödien des Seneca als eine Reihe von Situationen betrachten, welche zu glänzenden und witzigen Denksprüchen, zu ausführlichen Beschreibungen und zu kühnen Declamationen Gelegenheit geben sollen, so kann man ihnen diejenigen Verdienste keineswegs abstreiten, nach denen man in dem Zeitalter, in welchem sie geschrieben wurden, am gierigsten strebte. Alles scheint in ihnen einzig und allein darauf angelegt zu seyn, die Einbildungskraft durch reiche und ausführliche Beschreibungen zu blenden, durch gehäufte Sentenzen die Aufmerksamkeit zu beschäftigen, und den Verstand durch eine Menge von rhetorischen Künsten zu betäuben. In wie ferne dabey der eigentliche Zweck der Tragödie, die Rührung, erreicht werde, scheint dem Verfasser vollkommen gleichgültig gewesen zu seyn. — Es ist unverkennbar, daß in den Trauerspielen des Seneca nur der Zweck des Rhetors herrscht. Oft ist man gezwungen, die Anstrengung seines Witzes und seiner Einbildungskraft zu bewundern, wenn man sein Verdienst als tragischer Dichter am tiefsten herabsetzen muß. — Aus diesem Zwecke, auf welchen die ganze Arbeit hingeführt worden ist, nicht aus einem Mangel an Kenntnissen, muß es erklärt werden, daß Seneca die Beobachtung jener Regeln, welche zur

Erhaltung der Täuschung und zur Beförderung der tragischen Rührung nothwendig ist, so häufig vernachlässiget hat. Die Anlage der Handlung ist fast immer mehr oder weniger fehlerhaft. Die einzelnen Theile vereinigen sich nicht zu einem Ganzen, und das Tragische, das sich in dem Einzelnen findet, bringt zwar zuweilen Staunen oder Entsetzen, aber niemals Rührung hervor. Die Monologe, die Erzählungen und Beschreibungen sind unverhältnißmäßig lang, und alles in ihnen ist ohne Rücksicht auf Zweckmäßigkeit ausgeführt, und mit rhetorischem Schmucke überladen. Die Begebenheiten werden nicht mit gehöriger Sorgfalt herbeygeführt; die Scenen stehen einzeln und ohne Verbindung; nicht einmahl das Auftreten und Abgehen der handelnden Personen ist hinlänglich motivirt. Alles dieses schien dem Dichter für seinen Zweck überflüssig; ja, einige Regeln der Kunst absichtlich zu vernachlässigen, konnte demselben sogar angemessen seyn. Das Bestreben, die größte Anstrengung der Geisteskräfte zu zeigen, sollte in einer rhetorischen Übung keinen Augenblick verkannt werden; jede Scene, ja wo möglich, jede Zeile sollte Bewunderung und Staunen erregen. Daher ist in dem ganzen Werke Alles in gleicher Spannung vom Anfang bis zum Ende. Entwicklung der Charaktere, Wachsen der Leidenschaften, allmähliges Steigen zu immer interessantern Situationen, ist entweder hier gar nicht, oder nur zufälliger Weise zu finden." —

Seneca hat zur Behandlung — mit Ausnahme der Octavia, die ohnedieß von einem andern Verfasser zu seyn scheint, — solche Stoffe genommen, die schon vor ihm von griechischen Dichtern wiederhohlt bearbeitet worden waren. Sie sind: 1) Hippolytus, größern Theils der Phädra des Euripides nachgebildet. 2) Herkules auf dem Öta, nach dem Sophokles. 3) Ödip, nach eben demselben. 4) Thyest, so viel wir wissen, ein Originalstück. 5) Agamemnon, worin Äschylus ein Vorbild war. 6) Die Trojanerinnen; als Muster kann des Euripides Andromache gelten. 7) Die Thebais, nach Euripides. 8) Medea, nach demselben. 9) Der rasende Herkules. 10) Octavia,

ein Originalstück aus der römischen Geschichte, das einzige in seiner Art.

Fruchtbarer war die römische Literatur an epischen Dichtern, deren nach Virgil noch vier in nicht bedeutenden Zwischenräumen aufstanden, nähmlich: M. Annäus Lucanus, Silius Italicus, Valerius Flaccus, und Papinius Statius. Auffallend ist bey diesen vier Epikern die Ähnlichkeit ihrer Darstellungsweise; selbe scheint eine Wirkung des gleichen Zeitgeistes zu seyn.

Lucan war zu Corduba in Spanien, im Jahr acht und dreyßig nach Ch. G. geboren, kam schon als achtjähriger Knabe nach Rom, und starb als Jüngling von sieben und zwanzig Jahren, da Nero ihn nöthigte, sich die Ader zu öffnen. Man erzählt von seinem Tode folgenden merkwürdigen Zug hoher Seelenstärke: Als er, nach geöffneten Adern, fühlte, daß der starke Blutverlust schon die Ermattung des nahen Todes herbeyführe, wiederhohlte er sterbend noch zwey Stellen aus seinem epischen Gedichte, die auf ihn Bezug hatten. Die eine:

Sanguis erant lacrimae; quaecunque foramina novit
Humor, ab his largus fluit cruor, ora redundant
Et patulae nares, sudor rubet, omnia plenis
Membra fluunt venis, totum est pro vulnere corpus. —

Die andere Stelle:

Scinditur avulsus, nec sicut vulnere sanguis
Emicuit lentus, ruptis vadit undique venis,
Discursusque animae diversa in membra meantis
Interceptus aquis; nullius vita peremti
Est tanta dimissa via.

Dem Lucan gebührt vor allem der Ruhm der Originalität. In seinem Heldengedicht Pharsalia zeigt er einen, von der Ilias und Äneis ganz verschiedenen, eigenthümlichen Charak-

ter. Zum Stoff wählte er sich den Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar bis zu dem Tode des erstern. In der Folge der Erzählung der Begebenheiten hält er sich treu an die Geschichte. Von der eigentlichen Göttermaschinerie, deren Homer und Virgil sich bedienten, macht Lucan keinen Gebrauch, sogar von dem Wunderbaren nur äußerst selten, wie z. B. in der Episode von der thessalischen Zauberinn und Geisterbeschwörerinn. Vermuthlich schien ihm die Handlung schon an und für sich so groß und wichtig, daß er jene Ausschmückung entbehren zu können glaubte. Das mag seyn; auf jeden Fall aber hält sich Lucan doch an die Geschichte zu ängstlich, und zeigt daher zu wenig die schöpferische Dichtungskraft, weßhalb er auch unsere Phantasie zu wenig aufregt. Die Pharsalia ist dadurch ein schönes, kräftiges Gemählde historischer, poetisch erzählter Thatsachen geworden, doch kein eigentliches Kunstwerk.

Unter den Charakteren der Pharsalia treten insbesondere Pompejus, Cäsar und Cato hervor. Der eigentliche Held des ganzen Werkes ist Pompejus; ihn sucht er in das glänzendste Licht zu stellen, den Cäsar aber dagegen zu verkleinern und schwärzer zu zeigen, als er war. Dessen ungeachtet bleibt letzterer — selbst gegen den Willen des Dichters — durch Geist und Thatkraft die Seele des Gedichtes. Pompejus erregt unsere Theilnahme größten Theils nur durch sein Unglück, Cäsar stets durch sich selbst, Pompejus durch das, was er war und jetzt leidet, Cäsar durch das, was er ist und thut. Was die Detail-Ausführung betrifft, so enthält die Pharsalia allerdings mehrere Stellen, die bald zu breit sind, bald mit dem Ganzen nicht genug zusammen hängen, bald zu viel mit Gelehrsamkeit prunken. Letzteres z. B. findet Statt in der geographisch-historischen Beschreibung Thessaliens im sechsten, und in der von Lybien im neunten Gesang. Dagegen glänzen auch manche größere Parthien durch poetische Schönheiten. Hier gelten als die vorzüglichsten im ersten Buche, die Schilderung der Prodigien, und die Charakterzeichnungen von Cäsar und Pompejus; im zweyten die Schilderung der Denkungsweise und der Sitten

des Cato; im dritten das Traumgesicht des Pompejus; im vierten die Standrede über der Leiche des Curio; im fünften die Trennung des Pompejus von seiner Gattinn Cornelia, und die Befreyung der delphischen Priesterinn; im sechsten die durch die thessalische Zauberinn Erichto bewirkte Wiederbelebung des wahrsagenden Leichnams; im achten die Zusammenkunft des Pompejus und der Cornelia nach der in Thessalien verlornen Schlacht, und der Tod des Pompejus durch den Meuchelmörder Achillas. — Zu den ausgezeichneten Parthien der Pharsalia gehört überhaupt der größere Theil der eingeflochtenen Reden, aus welchen in Gedanken und Empfindungen der Geist einer echt römischen Größe athmet.

Silius Italicus war unter dem Tiber geboren, wahrscheinlich in Italien. Er stieg durch alle Staatsämter bis zum Consulat empor. Erst nachdem er den öffentlichen Geschäften entsagt hatte, widmete er seine übrige Lebenszeit der Einsamkeit und den Musen. Wohlhabend, wie er war, kaufte er nun Cicero's tusculanische Villa und ein Gut bey Neapel, welches dem Virgil gehört haben soll, dessen Grab er oft besuchte, so wie er auch den Geburtstag desselben als eine jährliche Feyerlichkeit beging. Durch festen Charakter und Standhaftigkeit des Betragens soll er sich bey den Römern den Beynahmen perpetuus, der Beständige, erworben haben. Er starb, ein Freund Martials und des jüngern Plinius, unter der Regierung des Trajan, indem er, von einem unheilbaren Geschwüre durch mehrere Jahre gequält, sein Leben durch freywilligen Hungertod endete.

Silius wählte sich zum Stoffe eines epischen Gedichtes den zweyten punischen Krieg, und folgte in Hinsicht der historischen Thatsachen dem Livius mit zu viel Genauigkeit. Poetische Ausschmückung gab er dem Werke durch das eingeflochtene Wunderbare. Sein Styl ist einfacher und ungekünstelter als jener des Lucan. Dabey ist er jedoch zu sehr Nachahmer Virgils; seine Götter spielen eine traurige Rolle, und die Episoden sind fast durchgehends nur unbedeutend.

Publius Papinius Statius, aus Neapel gebürtig, lebte unter dem Domitian. Durch sein glückliches Talent in Gelegenheitsgedichten erwarb er sich die Gunst vieler Großen, endlich selbst des Domitian. Es ist wahrscheinlich, daß er unter Trajans Regierung starb. Seine poetischen Werke sind:

1) Thebais, ein episches Gedicht in zwölf Büchern, von dem Kriege der sieben Fürsten gegen Theben. 2) Achilleis, ein Heldengedicht von den Begebenheiten Achills vor dem trojanischen Kriege; wir haben nur zwey Bücher desselben erhalten. 3) Silvae, poetische Wälder, in 5 Büchern vermischter Gedichte.

In seinen epischen Gedichten nahm auch Statius sich den Virgil zum Vorbilde, bekennt aber selbst, daß er wohl fühle, wie tief er unter jenem stehe. Die Achilleis hat er vermuthlich nicht vollendet. Die Silvae enthalten manche gelungene Gedichte; die Sprache ist leicht und zierlich, nur selten erhebt er sich zu einem höhern Fluge. Von der Thebais berichtet Juvenal in seiner siebenten Satyre, daß sie bey der Vorlesung zu Rom vielen Beyfall erhalten habe, mehr als sie von der Nachwelt erhielt. Statius ist, gleich seinen beyden Vorgängern, zu historisch; es fehlt dem Gedicht an einem Hauptcharakter. Dagegen fehlt es nicht an einzelnen Schönheiten in Gemählden der Leidenschaft, Beschreibungen, Gleichnissen und pathetischen Reden.

C. Valerius Flaccus, ein Zeitgenosse Martials, starb noch sehr jung, und hinterließ ein unvollendetes Gedicht vom Argonautenzuge. Er nahm sich den griechischen Dichter Apollonius, welcher denselben Stoff episch behandelte, zum Muster der Nachahmung. Der erste Mißgriff lag also schon darin, daß er einen Dichter aus der alexandrinischen Schule, der selbst über die Mittelmäßigkeit nie hinauf geht, sich zum Vorbild wählte. An Reinheit der Diction, so wie an Schönheit des poetischen Styls steht er höher als Silius Italicus, doch unter dem Statius. Sein Argonauticon hat mehr Göttermaschinerie als die Äneis; den Charaktern der Helden fehlt weder die

Richtigkeit der Zeichnung, noch die Mannigfaltigkeit. An glänzenden Beschreibungen und passenden Vergleichungen ist kein Mangel.

Mit Flaccus schließt die Reihe der epischen Dichter, zu denen nur noch Claudian hinzu kam, dessen wir, hinsichtlich seiner kleineren epischen Gedichte, späterhin erwähnen werden. Eine ausführlichere Betrachtung verdienen die zwey Satyrendichter Persius und Juvenal. Eine sehr treffende Parallele zwischen Horaz und diesen beyden zieht Professor Jacobs in der folgenden Stelle: „Persius wagte sich auf eine Bahn, welche Horaz vor ihm so glücklich durchlaufen war, aber mit weit weniger Kenntniß der Welt, Feinheit des Tons und Darstellungskraft. Die feine Ironie des Venusiners wurde in seinem Munde dunkle Ironie; seine geläuterte, menschliche Lebensweisheit rauher Stoicismus; seine sanfte Wärme declamatorische Heftigkeit. Noch weiter entfernte sich Juvenal von Horazens Manier. Der Spott ward gegen Bitterkeit umgetauscht. Die Thorheiten, auf welche jener in seinen Sittengemählden gleichsam nur zufällig stieß, wurden zum Hauptgegenstande erhoben, und mit censorischer Strenge gerügt. Juvenal gefällt sich in der Mahlerey zügelloser Laster und Ausschweifungen; und wenn er einmahl den Pinsel ergreift, ist ihm keine Farbe zu grell, kein Strich zu hart. Fürchterlich kommen ihm dann die Producte seiner erhitzten Einbildungskraft vor, und er greift sie mit cynischer Heftigkeit an. Umsonst sucht man also Horazens Laune und Urbanität bey diesem Dichter, der immer die Geißel schwingt, und in seiner gespannten tragischen Sprache immer hyperbolisirt." —

Der Tadel ist richtig, allein ein triftiger Entschuldigungsgrund für beyde Dichter liegt in dem Charakter der Zeit, die seit Horazens Periode viel verderbter geworden war *), und

*) Persius war im zwanzigsten Jahre der Regierung Tibers geboren, zu Volaterrä, einer Stadt in Etrurien, und starb im neunten Jahre der Regierung des Nero, lebte folglich vom

den Geist der sarkastischen Satyre entflammten. Nebstdem wird auch an der Darstellungsweise dieser beyden Dichter noch manches getadelt, und zwar zuerst an Persius: daß seine Satyren zu sehr den kalten, ruhigen Gang einer philosophischen Abhandlung haben, zu viel schulgerechte Ordnung des mühsamen Nachdenkens. Er trägt die Wahrheiten zu trocken, ohne poetische Einkleidung vor, daher seine Satyren nur Menschen von vorherrschendem Verstande ganz gefallen können. Die Sprache ist schwerfällig, manchmahl auch räthselhaft dunkel, durch das Streben nach Kürze. Er entfernt sich absichtlich von dem natürlichen und gewöhnlichen Ausdrucke und versteigt sich in Tropen, was denn durch den Contrast noch auffallender wird, da er mitunter horazische Ausdrücke beynahe wörtlich aufnimmt.

Es sind sechs Satyren des Persius auf uns gekommen: die erste über den Verfall der Poesie und Redekunst zu seiner Zeit; die zweyte über den lasterhaften oder ungereimten Gebrauch, den Manche vom Gebethe machen, da sie von den Göttern etwas Schlechtes oder Unmögliches verlangen; die dritte über die Weichlichkeit der jungen Römer; die vierte über die zu hohe Meinung, welche die Menschen von ihrem eigenen Werthe haben; die fünfte über den Satz, daß nur der Weise frey ist, der seine Leidenschaften beherrscht; die sechste über die Thorheit des Kargens und Sparens zum Vortheile der lachenden Erben.

Von Juvenals Vaterland und Leben ist uns nichts bekannt geworden. Nur die Zeit seines Leben wissen wir; eine sehr verderbte Zeit! Voll von Luxus, Thorheiten und Ausschweifungen aller Art! Juvenals Satyren sind der getreue schwarze Spiegel derselben. In so fern der moralische Charakter des Menschen sich aus seinem schriftstellerischen beurtheilen läßt, scheint Juvenal besser als seine Zeit gewesen zu seyn, und den Charakter

Jahre der Erbauung Roms 787 bis 815. Juvenal ward unter der Regierung des Kaisers Claudius Drusus geboren, und starb unter Hadrian, ziemlich bejahrt, kurze Zeit nach seiner Verweisung aus Rom, der Folge einer bittern Satyre.

der Römer der guten alten Zeit als Ideal in sich getragen zu haben.

Juvenal, sagt Jacobs, züchtiget nur das Laster, und erklärt gleich in der ersten Satyre unverhohlen, daß er sich einzig in solchen Schilderungen gefalle. Die Heucheleyen der Philosophen, die durch ihr Betragen ihre Reden und Ermahnungen Lügen strafen, die Unanständigkeiten, die sich Sachwalter und Richter zu begehen erlauben, die Verachtung und niederträchtige Herabwürdigung der Lehrer und Freunde der Wissenschaften und schönen Künste, die gränzenlose Verschwendung der Großen und Reichen, verbunden mit der vorsätzlichen und schmachvollen Erniedrigung der Armen und Hülflosen, die Ausschweifung des weiblichen Geschlechts in jeder Art des Genusses, der eitle Stolz auf Rang und Geburt, ohne alles wahre Verdienst, die Entweihung der menschlichen Natur durch Wollust und Schwelgerey, die Hintansetzung der Pflicht, wenn es darauf ankömmt, durch Erbschaftsschleicherey oder andere unerlaubte Mittel sich zu bereichern, die Schändlichkeit der Ältern, die durch böses Beyspiel ihre Kinder frühzeitig vergiften, — diese und ähnliche Frevel sind es, die Juvenal fast ausschließend hervorzieht und rügt. — In der That läßt unter allen Satyrikern der ältern und neuern Zeit, von Seiten des leidenschaftlichen Hasses und der unerbittlichen Strenge gegen das Laster, keiner mit Juvenal sich vergleichen. Man merkt es an jeder Zeile, daß ein bitterer Unwille gegen alles Unwürdige und Entehrende, entsprungen aus einer früh gebildeten Achtung für Tugend, genährt durch reifes Nachdenken über die Natur und Bestimmung des Menschen, und entflammt durch die gränzenlose Verderbtheit des Zeitalters, in seiner Seele Wurzel gefaßt hat und dieser Unwille zu mächtig ist, um sich durch irgend eine Betrachtung zügeln oder einschränken zu lassen. —

Bey diesen Vorzügen Juvenals finden auch Fehler Statt, und zwar meistens solche, die er mit dem Persius gemein hat, nähmlich: Dunkelheiten, Haschen nach Kraftausdrücken und Metaphern, ein gewisser vorherrschender rhetorischer Geist, Ein-

förmigkeit des Vortrags, und zu viel methodische Anordnung des Plans mit kalter Überlegung in der Ausführung.

Wir haben von Juvenal fünfzehn Satyren: 1) Roms Verdorbenheit. 2) Die Heuchler. 3) Der Emigrant. 4) Der Rhomb. 5) Die Clienten. 6) Die römischen Damen. 7) Gelehrten-Schicksal. 8) Ahnenstolz. 9) Unbelohnte Dienste. 10) Der beste Wunsch. 11) Die Schmausereyen. 12) Der Erbschaftlaurer. 13) Die Geduld. 14) Die Erziehung. 15) Die Menschenfresser.

Nach diesen Dichtern blieb das Feld der Poesie brach liegen, bis zu Hadrians Regierung. Dieser Kaiser begünstigte zwar Wissenschaften und Künste, war aber vorzüglich den Griechen geneigt. So geschah es denn, daß in einem Zeitraum von beynahe dreyhundert Jahren nur zwey Dichter erschienen, die sich über die Mittelmäßigkeit erhoben, Petron und Claudian. Über die Zeit, in welcher Petronius lebte, sind die Gelehrten nicht einig, sehr wahrscheinlich unter Nero, auf dessen Befehl er sich die Adern öffnete. Er war Verfasser eines Gedichtes, Satyricon betitelt; es ist ein Sittengemählde seiner höchst entarteten Zeit, nicht ohne Witz und Lebhaftigkeit, aber auch voll obscöner Schilderungen. Ihm wird auch das noch vorhandene Fragment eines Gedichtes über den Bürgerkrieg zugeschrieben.

Claudius Claudianus war geboren zu Alexandrien in Ägypten, zu Anfang der Regierung des ersten Valentianus, vermuthlich im Jahr nach Ch. G. 365. Er schrieb griechische und lateinische Gedichte. Aus einigen Gedichten, für deren Verfasser man ihn irrig hielt, entstand die falsche Sage, er sey ein Christ gewesen. Der heilige Augustinus *) sagt in seinem Werke de Civitate Dei I. 26. ausdrücklich, daß Claudian ein Heide war.

Unter den Kaisern Theodosius, Arcadius und Honorius

*) Er war zum Theil ein Zeitgenosse desselben.

scheint er Hofdichter gewesen zu seyn, bekleidete Ehrenstellen, und hatte sich hoher Gunst zu erfreuen. Auf dem Foro Trajani ward ihm sogar eine Statue mit der folgenden Aufschrift errichtet:

Claudio Claudiano V. C. Tribuno et Notario, inter ceteras ingentes artes, praegloriosissimo poetarum, licet ad memoriam sempiternam carmina ab eodem scripta sufficiant, attamen testimonii gratia ob judicii sui fidem D. D. N. N. Arcadius et Honorius felicissimi et doctissimi imperatores, Senatu petente, statuam in foro divi Trajani erigi collocarique jusserunt. *)

Unter dieser Inschrift stand eine in griechischer Sprache, worin gesagt ward, er habe Homers Muse mit Virgils Geist vereinigt.

Man rühmt die reizende Leichtigkeit und das Fließende in seiner Versification, wie auch die Lebhaftigkeit seines Styls, wogegen man den Mangel an Kraft und Mannigfaltigkeit, tadelt. Claudian hat zuerst die epischen Gelegenheitsgedichte, die Statius anfing, weiter ausgesponnen. Sein vorzüglichster Ruhm scheint auf dem Raub der Proserpina zu ruhen, ein episches Gedicht in drey Gesängen, deren letzter nicht vollendet auf uns gekommen ist. In diesem, so wie in den übrigen Gedichten, zeigt Claudian ein üppiges, dem Ovid verwandtes Genie. Claudians übrige Poesien sind Lob- oder Schmähgedichte, Briefe, Sinngedichte und sogenannte Idyllia, kleine Gemählde, wie z. B. der Phönix, der Nil u. a.

*) „Dem Claudius Claudianus, dem Tribun und Notar, und, unter anderen herrlichen Kunsttalenten, dem berühmtesten Dichter, haben, obschon zu seinem immerwährenden Gedächtniß die von ihm geschriebenen Gedichte hinreichen, doch zum Zeugnisse und zum Beweis ihres Beyfalls unsere Herren Arcadius und Honorius, die glücklichsten und einsichtvollen Kaiser auf Verlangen des Senats, diese Statue auf dem Forum des vergötterten Trajan errichten und setzen lassen." —

In den Schmähgedichten zeigt sich ein nicht gemeines Talent zur Satyre. Die vorzüglichsten derselben sind die gegen den Eutropius und Ruffinus. Lobgedichte schrieb Claudian auf den Honorius, Mallius, Theodorus, auf den Feldherrn Stilicho und dessen Gattinn Serena. Den Ruhm des Stilicho preist er noch insbesondere in den zwey Gedichten auf den getischen, und auf den gildonischen Krieg. Sehr lieblich ist das Epithalamium auf die Vermählung des Honorius und der Maria. Außer noch einigen Lobgedichten und fescenainischen Versen, existirt auch noch ein Gedicht, Lob des Herkules, und ein Fragment von einer Gigantomachie.

Den Schluß der Geschichte der römischen Poesie macht Apulejus, geboren zu Mandaura, einer römischen Colonie in Afrika, gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts nach Christi Geburt. Er lebte als Sachwalter zu Rom, und war ein Anhänger der platonischen Philosophie. Er reiste viel umher, und soll im Rufe eines Zauberers und Wunderthäters gestanden haben. Als Schriftsteller machte er sich berühmt durch eine, zu einem Ganzen verbundene Sammlung milesischer Zaubermährchen, die er unter dem Titel: der goldene Esel, in eilf Büchern bekannt machte. Sie haben viel Unterhaltendes und Witziges, doch ist der Styl manchmahl hart und veraltet; dagegen wird man durch viele Stellen voll Phantasie und Laune erfreut. Der Mythus von Amor und Psyche im sechsten Buche dieses Romans ist nicht nur die schönste Parthie des Ganzen, sondern auch an und für sich eine der schönsten Erzählungen.

Die bisher genannten Dichter sind die ausgezeichnetsten ihrer Art. Man würde aber die Poesie der Römer für ein sehr mageres Feld halten, wenn man glaubte, jene wären Alles, was Rom hierin hatte. Es gab noch viele Dichter, von denen wir nur die Nahmen und die rühmlichen Zeugnisse anderer Schriftsteller über den Werth ihrer Werke erhalten haben. Diese Angabe zu beweisen, steht das nachfolgende chronologische Verzeichniß aller römischen Dichter: Livius An-

dronicus, dessen Trauerspiel Ulyß für das Beste unter seinen Werken gehalten wurde, brachte sein erstes Stück im Jahr 514 nach Erbauung der Stadt auf die Bühne. Im darauf folgenden Jahre wurde Ennius geboren. Im Jahr 519 kam das erste Stück des Nävius. Im Jahr 527 wurde Plautus geboren; nach ihm kamen die Komiker Lucinius Tegula, und Statius Cäcilius. Im Jahr 533 erschien der tragische Dichter Pacuvius; 554 die komischen Dichter, M. Plautius, und Cn. Aquilius; 559 Terenz; 564 der Lustspieldichter Portius Licinius; nach ihm in demselben Fache Trabea und Turpilius. 583 ward der tragische Dichter Attius geboren; 588 wurde die Andria des Terenz zum ersten Mahl aufgeführt, im nächsten Jahre die Hecyra, 590 der Heautontimorumenos, 592 der Eunuch und Phormio, 593 die Brüder. 603 blühte Attilius, 633 Afranius, beyde komische Dichter. 637 — 643 blühten die drey Verfasser atelanischer Gedichte: Novius, Mummius und Pomponius. Um das Jahr 647 wurde der epische Dichter Varro Atacinus geboren, im nächsten Jahre der lyrische Dichter Furius Bibaculus, und der Epigrammatist Lutatius Catullus, 653 der tragische Dichter C. Titius, 658 Lucretius, 664 der tragische Dichter Julius Cäsar Strabo, 672 der elegische Dichter Valerius Cato, 673 der komische Dichter Titus Quinctius Atta, 683 Nabirius, ein vorzüglicher epischer Dichter, 684 Virgil, 688 Horaz, 694 Calidius, 705 Laberius, Verfasser der Mimenspiele, 706 Phädrus, 707 Properz, 710 Syrus, ein Mimendichter, 710 Tibull und Ovid. Im Jahre 713 schrieb Virgil seine erste Ekloge, im Jahre 715 die achte, im darauf folgenden die zehnte; 724 vollendete er sein Georgicon; 728 tödtete sich der elegische Dichter Cornelius Gallus, ein Liebling Augusts; 735 starb Virgil, 742 Tibull, 745 Horaz; 739 blühte Pedo Albinovanus; 753 ward Seneca geboren, 760 Ovid nach Tomi verwiesen; um das Jahr 761 schrieb Manilius einen Theil seines Astronomicons; 767 starb Ovid, 783 Phädrus; im Jahr vorher blühte der tragische Dichter Pomponius Secundus. 786 wurde Si-

lius Italicus geboren, 787 Persius, 789 Lucan und Sale-jus Bassus, 793 Statius, 794 Seneca nach Corsica verbannt; 797 ward Juvenal geboren, 800 Martial, 802 Seneca aus der Verbannung zurückberufen; 816 war das Todesjahr Lucans und Seneca's, 817 des Petronius. Valerius Flaccus blühte um das Jahr 825, die Dichterinn Sulpitia 842. Um das Jahr 854 starb Statius und Silius Italicus, 861 Martial, 1035 blühten Calpurnius und Nemesianus, zwey bukolische Dichter; 1117 wurde Claudian geboren. —

Der ganze Zeitraum vom Livius Andronicus im Jahre nach Erb. der Stadt Rom 514 und vor Chr. Geb. 239 bis zur Einnahme Roms durch den Gothenkönig Alarich im Jahre 1162 nach Erb. Roms, oder 410 Jahre nach Chr. Geb., begreift 650 Jahre.

P. Virgilius Maro

wurde am 15. October im Jahre 648 nach Erbauung Roms (70 Jahre vor Christi Geburt) zu Andes, einem Flecken im mantuanischen Gebieth, in der Nähe der Stadt Mantua, geboren. Im siebenten Jahre seines Alters ward er nach Cremona gebracht, um hier den ersten Unterricht zu erhalten. Seine höhere Bildung fing in Mailand an, wo Syro, ein Philosoph aus der epikuräischen Schule, seinen Geist entwickelte. Cicero ertheilt diesem Syro ein sehr rühmliches Zeugniß; dessen ungeachtet aber neigte sich Virgil in der Folge mehr zu den Grundsätzen der platonischen Philosophie. Beyspiele hiervon will man im vierten Buche seines Lehrgedichts über den Landbau, und im sechsten der Äneide finden, so wie man auch der Meinung ist, daß er in seiner sechsten Ekloge Syro's Lehrsätze vorgetragen habe.

Als seine wissenschaftliche Ausbildung in Mailand vollendet war, ging er nach Neapel, und hierauf nach Rom, um sein kleines älterliches Erbgut, das ihm bey der Länder-Vertheilung unter Augusts Soldaten, weggenommen worden war, wieder zu erlangen. Zum Glück fand er hier den Varus und den Pollio, zwey ihm freundschaftlich geneigte, an Augusts Hofe vielvermögende Männer, durch deren Verwendung seine Bitte nach Wunsch erfüllt wurde; unter diesen Agrippa, Mäcenas, und Augustus selbst. Er fand auch bald mehr als er suchte, fand Unterstützung und Aufmunterung von mehreren der — durch Rang, Macht und Geist ausgezeichnetsten Männer, da jetzt die glückliche Periode des lang entbehrten Friedens und der Ruhe für Rom erschien.

Nach Angabe der Grammatiker brachte Virgil sieben Jahre mit seinem Georgicon zu, und endigte es gerade zur Zeit, da August von der Eroberung Ägyptens siegreich zurückkehrte. Im zwey und vierzigsten Jahre seines Lebens begann er die Äneide, der er sich nun ausschließend widmete. Dieses Gedicht erwarb ihm bald Augusts volle Gunst, dem er auch in demselben, theils gerade zu, theils mehr verblümt, vielen Weihrauch streute. Nachdem er sechs Gesänge in sieben Jahren gedichtet hatte, soll er — wie man erzählt — den sechsten Gesang dem August und seiner Schwester Octavia, auf ihr dringendes Verlangen, vorgelesen haben, bald nach dem Tode Marcells, eines Sohnes der eben so herrlichen als unglücklichen Octavia *). Virgil hatte hier einige Verse eingewebt, die sich auf ihn bezogen; die zärtliche Mutter wurde von dem Pathos dieser Stelle so ergriffen, daß sie in Ohnmacht fiel, und, als sie sich wieder erhohlt hatte, dem Dichter für jeden Vers zehntausend Sesterzien auszahlen ließ.

Die Stelle ist aber folgende. Äneas besucht die Unterwelt; Anchises zeigt dem Sohne die Seelen seiner Nachkom-

*) August hatte diesen sehr hoffnungsvollen Jüngling zu seinem Nachfolger bestimmt.

men in Alba und Rom bis zu Augustus und Marcellus. Jetzt folgen die Verse, die reicher belohnt wurden als irgend ein Vers aller Völker und Zeiten, ja, man kann sagen: Verse, deren einer besser bezahlt wurde, als heut zu Tage ein ganzes Manuscript.

„Aber Äneas begann; denn er schauete, daß mit einherging,
Auserwählt an Gestalt und leuchtenden Waffen, ein Jüngling,
Doch unheiter die Stirn, und erdwärts blickend das Antlitz."

Wer doch, Vater, ist dort der Gefährt' des wandelnden Mannes?
Etwa der Sohn? sonst einer vom großen Stamme der Enkel?
Welch ein Gedräng' umrauscht ihn! wie gleich an ihm selber das Abbild!
Doch Nachtdunkel umschwebt mit traurigem Schatten das Haupt ihm. —
Drauf Anchises der Greis, mit des Grams vorquellender Thräne:
O nicht forsche, mein Sohn, der Deinigen große Betrübniß!
Zeigen nur wird das Geschick dem Erdkreis Jenen, und länger
Läßt es ihn nicht! Zu mächtig erschien wohl, obere Götter,
Euch der romanische Stamm, wenn dauernder dieses Geschenk war!
Ach, wie seufzet der Kamp an der mächtigen Veste des Mavors
Einst vom Männergeseufz'! wie traurigen Zug, Tiberinus,
Schauest du, wenn du am Hügel des Frischbegrabenen hinwallst!
Nie ein anderer Knab' aus ilischem Samen erhebet
So zur Hoffnung das Herz latinischen Greisen, und keines
Zöglinges freuet sich je so stolz die romulische Herrschaft.
Frömmigkeit, ach! altbiedere Treu, und im Krieg unbezwung'ne
Stärke des Arms! Nicht wär' ungestraft ihm Einer begegnet,
Ob er, umstrahlt von Waffen, zu Fuß andräng' in die Feinde,
Ob er dem schäumenden Ross' in die Bug' einbohrte die Spornen.
Mitleidswürdiger Knab', o verschont dich das rauhe Verhängniß,
Du, ein Marcellus hinfort! Werft Lilien voll aus den Händen!
Ich will purpurne Blumen ihm streu'n, und die Seele des Enkels
Wenigstens ehren mit diesem Geschenk, ausübend die eitle
Zärtlichkeit! —

Als Virgil sein Heldengedicht binnen eilf Jahren vollendet hatte, unternahm er eine Reise nach Griechenland mit dem Vorsatze, bey Muße demselben die letzte Feile zu geben. Er wurde aber zu Megara von einer heftigen Krankheit befallen, die ihm das Leben raubte. Er starb zu Brundusium, wurde aber, seinem Wunsche gemäß, bey Neapel begraben. Das Grab mit dem dabey stehenden Lorberbaum ist noch heut zu Tage ein Gegenstand der Neugierde und Bewunderung aller Reisenden.

Aus allen zerstreuten — mehr oder weniger authentischen — Nachrichten über Virgils Charakter und Leben geht hervor, daß er sehr bescheiden, ja schüchtern und ängstlich war. Von seinen Gedichten, die er sorgfältig feilte, soll er gesagt haben, er behandle sie wie der Bär seine Jungen. Diese Ängstlichkeit über die Unvollkommenheit seiner Werke quälte ihn noch in den letzten Augenblicken seines Lebens so heftig, daß er nur mit Mühe abgehalten werden konnte, sie nicht zu verbrennen. Kurz vor seinem Tode soll er sich selbst das folgende Distichon als Grabschrift verfertiget zu haben:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope; cecini pascua, rura, duces.

(Mantua erzeugte, Calabrien raubte mich, jetzt besitzt mich Parthenope. Ich besang Weiden, Fluren, Helden.)

Virgils Äneide in zwölf Büchern hat eben so viel Tadler als Lobredner gefunden. Hören wir zuerst jene, so rügen sie in dem römischen Heldengedichte vorzüglich den Mangel einer tauglichen, die Handlung bewegenden und belebenden Ursache. Sie bemerken: es sey nicht hinreichend motivirt, warum Äneas nicht in Karthago bleibe? was ihn gerade nach Italien ziehe? und was ihm ein Recht gebe, sich hier ohne weiters ein fremdes Reich und die Braut eines Andern zuzueignen? u. s. w. Eben so streng, als die Erfindung und An-

lage dieser Epopee, wird auch die Charakteristik getadelt, und zwar vorzüglich der Hauptcharakter, Äneas, der Held des Gedichts, dem es an den — einem Helden vorzugsweise nöthigen zwey Haupttugenden — an Kraft und Selbstständigkeit fehlt. Fast durchgehends bewegen ihn die Götter zum Handeln oder handeln wohl gar für ihn; er selbst aber thut fast nichts aus eigenem Antriebe. Er läßt uns daher, insbesondere in der erstern Hälfte des Gedichts, ganz kalt und — ungeachtet seiner schönen Erzählung im zweyten Buche, ohne Theilnahme. Und fühlen wir diese hier und da dennoch, so trifft sie nur die geschilderten Gegenstände, nicht aber den Helden des Gedichts, der erst in den letztern Gesängen als solcher thätig und eingreifend erscheint. Ein anderes Gebrechen im Charakter des Äneas liegt darin, daß er zu viel nachgebildete Züge homerischer Helden an sich trägt, folglich immerzu am Mangel an selbstständiger, aus eigenem Antriebe wirksamer Kraft wirklich kränkelt oder wenigstens zu kränkeln scheint, und die heroische Seite so selten vorkehrt. Sein von reinem Pflichtgefühl beseeltes Inneres ist zu ruhig, zu besonnen. Ungleich gelungener ist die Zeichnung der meisten Charaktere vom zweyten Rang, wie z. B. der rasche, kräftige, muthige, von Lieb' und Ehre begeisterte König Turnus, die in Heldenfreundschaft glühenden Jünglinge Nisus und Euryalus; Mezentius und sein Sohn, und mehrere andere Nebenfiguren. Unter den weiblichen Gestalten ragt zwar Dido, die unglückliche Liebende, bedeutend hervor; allein auch die Heroinen Camilla und Juturna (im 11. und 12. Gesange) sind erfreuliche Erscheinungen.

Wir beleuchten nun, zum Beweise dieser Behauptung, die einzelnen Züge dieser Figuren. Im 9. Gesange stürmt Turnus das Lager des Äneas, tödtet mehrere, und verbreitet rings umher Schrecken. Erst nach langem Kampfe, da die immer wachsende Menge der Feinde ihn überwältigt, weicht er nach der Seite des Stroms und schwimmt zu den Seinigen; aber wie herrlich erscheint uns selbst der fliehende Held!

Endlich, vernehmend den Mord der Ihrigen, kamen der Teukrer
Fürsten daher, mit Mnestheus der ungestüme Seresthus.
Ringsum schau'n sie zerrüttet ihr Volk, und den Feind in den Mauern.
Mnestheus jetzt: Wo eilet ihr hin? was trachtet ihr? rief er;
Was für andere Mauern, was noch für Festungen habt ihr?
Was? ein einzeler Mann, in euren Schanzen, o Bürger,
Rings umhegt, der hätt' ungestraft durch die Veste so häufig
Morde geübt, und gesendet die edelste Jugend zum Orcus?
Nicht des bekümmerten Volks und der heimischen Götter gedenkt ihr,
Noch des großen Äneas, mit Scham, ihr Feigen, und Mitleid?

Durch die entflammenden Worte gekräftiget, steh'n sie in Heerschar
Dichtgedrängt. Doch Turnus entweicht allmählig dem Kampfe,
Näher zum Strom und dem Ende gewandt, wo die Woge sich umbeugt.
Heftiger noch stürmt Teukrergewühl mit großem Geschrey nach;
Drängender rollet die Macht: wie der Schwarm den grausamen Löwen
Mit feindseligen Waffen umdrängt; der erschrockene jetzo,
Rauher, mit herberem Blick, entfernet sich; weder zurückflieh'n
Läßt ihn das muthige Herz und der Zorn, noch entgegen sich stürzen
Kann er, wie eifrig er wünscht, vor dem Droh'n der Geschoss' und der Männer:
So auch zweifelnd von dannen mit unbeschleunigtem Fußtritt
Hebet sich Turnus hinfort; doch es wogt vom Zorne' der Geist auf.
Zweymahl erneut' er auch jetzt in umringende Feinde den Angriff;
Zweymahl wandt' er in Flucht die zerrütteten Scharen die Stadt durch,
Doch schnell strömen zurück die Versammelten All' auf den Einen.
Auch nicht wagt dagegen ihm Kraft die saturnische Juno
Noch zu verleih'n; denn es sandte die luftige Iris vom Himmel
Jupiter, die unsanfte Verkündigung brächte der Schwester,
Wenn nicht Turnus entwiche der Dardaner thürmenden Mauern.
Drum nicht kann mit dem Schilde so sehr anstreben der Jüngling,
Noch mit der Hand: so unter umfliegendem Sturm der Geschosse
Wird er bedeckt. Rings tönt den gehöhleten Schläfen beständig
Klingend der Helm; es zerlechzt das gediegene Erz von dem Steinwurf;

Fortgeschnellt sind die Mähnen vom Haupt; auch der wölbende Schild nicht
Dau'rt der Gewalt: Speere werfen auf Speer' die Troer, und Mnestheus
Tobt wie der Donner heran. Jetzt träuft um die Glieder ihm ringsher
Schweiß, und Dunkel wie Pech (nicht aufzuathmen vermag er)
Rinnet der Strom; schwerkeuchend erbebt der entkräftete Leib ihm.
Sieh, nun endlich im Sprung vorwärts mit der sämmtlichen Rüstung
Schwang er zum Strom sich hinab; doch jener mit gelblichem Strudel
Nahm den Kommenden auf, und, in sanfterm Gewog' ihn erhebend,
Trug er den Fröhlichen zu den Genossen. —

Eben so kräftig, und zugleich mit rührender Ergebung in sein Schicksal, zeigt sich Turnus, da er sich gegen Äneas zum Zweykampfe stellt, besiegt wird, und den Todesstoß erfleht und empfängt:

Gegen den zögernden (Turnus) zuckt mit der Schicksalswaffe der Troer (Äneas),
Wo er das Glück mit den Augen erzielt; mit des Leibes Gewalt dann
Drehet er ferne den Schwung. Niemahls vom belagernden Feldstück
Saust so gegen die Mauer ein Fels, noch vom Strahle des Donners
Knallt so zerschmetternder Schlag. Rasch fliegt wie die nachtende Windsbraut
Grauses Verderben hintragend, der Speer, und entschließet des Panzers
Rand, und die äußersten Kreise des siebenfältigen Schildes;
Grade die Hüfte durchbohrt ihm der klirrende, und von dem Stoße
Fällt mit gekrümmetem Knie erdwärts der gewaltige Turnus.
All' ersteh'n aufseufzend die Rutuler, daß die Gebirghöh'n
Lauten umher und den Ruf die erhabene Waldung zurückhallt.

Jener, gebeugt, demüthig den Blick und die bittende Rechte
Vorgestreckt: Ich verdient' es, und will nicht Gnade, beginnt er;
Brauche dein Glück! Doch wenn dich des mitleidswürdigen Vaters
Sorge zu rühren vermag, so fleh' ich dir (gleich war an Alter
Auch dein Vater Anchises!), erbarme dich Daunus des Greises!
Gib mich, oder den Leib, wenn du willst, des Lichtes beraubet,

Sieger, den Meinen zurück! Daß besiegt ich streckte die Hände,
Sah der Ausonier Heer. Dir ist Lavinia Gattinn.
Weiter nicht erstrecke den Haß! —
Wuthvoll in den Waffen
Stand Äneas, und rollte den Blick, und hemmte die Rechte. —

Mehr und mehr schon hatte des Zögernden Seele die Rede
Umgelenkt; da erschien zum Unheil hoch an der Schulter
Ihm das Gehenk, und die Gurte, bekannt anblickend mit Buckeln,
Pallas des Jünglinges einst, den der Arm des siegenden Turnus
Hingestreckt, und des Feinds Denkmahl um die Schultern einhertrug.
Als in das Aug' er gefaßt des empörenden Schmerzes Erinn'rung,
Ach des Geliebtesten Tracht! Da entbrannt' er von Grimm und
Unmuth
Fürchterlich: Du, du solltest, geschmückt mit der Meinigen Siegsraub,
Jetzt mir entgeh'n? Nein, Pallas mit dieser Wunde, dich opfert
Pallas dem Tod, und empfängt von dem frevelen Blute Ver-
geltung! —

Also ruft er, und birgt in dem zugewendeten Busen
Eifrig den Stahl. Ihm starren gelöst vom Froste die Glieder,
Und mit Seufzen entflieht unwillig der Geist in den Abgrund.

Herrlich sind die Charaktere der zwey befreundeten Heldenjünglinge Nisus und Euryalus gezeichnet. Die Stelle, da sie in der Nacht das feindliche Lager überfallen und vereinigt sterben, ist eine der schönsten in der Äneide. Ich theile sie, weil sie zu lange ist, nur theilweise mit:

Nisus stand dem Thore zu Huth, der verwegenste Kämpfer;
Neben ihm stand der Genoß Euryalus, welchem an Schönheit
Keiner der Äneaden in troischer Rüstung voranging;
Knab' annoch, um die Wangen mit sprossender Jugend gezeichnet.
Gleich war beiden der Trieb, und sie stürzten vereint in die Kämpfe.
Jetzt auch warteten beyde des Thors (im Lager) in gemeinsamer
Obhut.
Nisus zuerst: Ob Götter die Gluth in die Seele mir hauchen?
Ob, Euryalus, jedem ein Gott sein stürmisches Herz wird?
Kampf nun, oder was irgend für Herrliches, gleich zu beginnen,
Treibt mich der Geist, und kann die behagliche Ruhe nicht ausste'h'n!

Schau doch, welches Vertrauen der Macht die Rutuler einnimmt!
Sparsam leuchtet die Gluth; in Schlaf und Weine bestattet
Liegen sie, ringsum schweigen die Gegenden. Weiter vernimm jezt,
Was ich erwäg' und welcher Gedank' in der Seele mir aufsteigt!

Er theilt nun dem Freunde seinen Plan mit:

Aber Euryalus staunt, von begeisternder Liebe des Ruhmes
Innig durchbebt; und sofort zu dem brennenden Freunde beginnt er:
Ich denn werd', als Genoß erhabener That dir zu wandeln,
Nisus, verschmäht? Dich laß' ich allein in so große Gefahr geh'n?
Nicht so hat mein Vater, der kundige Krieger Opheltes,
Mich erzeugt und gelehrt. —
Hier ist, hier auch ein Herz, das den Tod verachtet, und wohlfeil
Glaubt mit dem Leben zu kaufen, wohin du trachtest, die Ehre! —

Nisus darauf: Nie sorgt' ich von dir dergleichen! Wie durft' ich?
Nein! So leite zurück mich Jauchzenden dir der erhabne
Jupiter, oder wer sonst mit gewogenen Blicken herabschaut!
Doch wenn nun (wie du häufig erkennst in so großer Entscheidung)
Wenn zum Widrigen etwa der Zufall, oder ein Gott, führt,
Bleib doch übrig du! Dein Alter ist werther des Lebens.
Möge mir einer den Leib, der entrafft ward, oder gelöset,
Nach dem Gebrauch der Erde vertrau'n; und versagt das Geschick dieß,
Weih' er doch dem Entfernten Geschenk' und Ehrenbegräbniß!
Ach, nie schaff' ich der Mutter so traurige Wehe, der Armen! —

Die beyden Jünglinge gehen, da Euryalus durchaus nicht zurückbleiben will, um dem Könige ihren Entschluß bekannt zu machen.

Alles umher in den Landen, was athmete, löset' im Schlummer
Still von Sorge das Herz, und vergaß mühseliger Arbeit;
Nur die Gebiether des Heers, die erlesene Dardanerjugend,
Sannen in Rathsversammlung das Heil des gefährdeten Reiches.
Auf langschaftige Lanzen gelehnt, und Schild' an den Armen,
Standen sie mitten im Lager des Felds. —

Die Jünglinge werden mit Erstaunen aufgenommen, von den Heerführern belobt und mit auserlesenen Waffen zur Voll-

ziehung ihrer großen That beschenkt. So gerüstet gehen die Muthigen, und —

— — die schattige Nacht durch
Nah'n sie dem Lager des Feind's; erst sollten sie wenigstens Manchem
Bringen den Tod! Rings um voll Schlafs und Weins durch die Kräuter
Seh'n sie die Leiber gestreckt. —

Sie überfallen die Schlafenden und tödten ihrer viele, bis ihnen endlich eine Schar von dreyhundert Reitern entgegen zieht. Der Übermacht weichend, entfliehen sie:

Rauh war der Wald, dichtstarrend von Strauch und dunkeler Steineich'
Überall, und mit Dorn und stachlichten Ranken verwildert.
Sparsam schimmerte Pfad durch überwachsene Steige.
Jetzt den Euryalus hemmt das düstre Gezweig' und des Raubes*)
Hindernde Last; auch täuschet die Furcht vor der Richtung der Wege.
Nisus enteilt. Schon war, wie betäubt, er den Feinden entronnen.

Da gewahrt Nisus den fehlenden Freund. Vergebens ruft er ihn zu sich. Er eilt rückwärts und durchsucht alle Gebüsche, aber —

Trabende Ross', und Geräusch und Zeichen Verfolgender hört er.
Und nicht lange noch währt's, da Geschrey zu den Ohren ertönet,
Und er Euryalus schaut, den schon die sämmtliche Heerschar,
Irre durch Gegend und Nacht und bestürzt von dem plötzlichen Aufruhr,
Einschließt, und, wie er Vieles umsonst noch trachtete, wegreißt.
Was zu thun? Mit Gewalt und verwegenen Waffen den Jüngling
Jenen entzieh'n? wie, oder, zum Sterben gefaßt, in die Schwerter
Stürzen, und rühmlichen Tod sich beschleunigen mitten in Wunden? —

Nach einem kurzen Gebeth an Diana beschließt er das Letztere, und schleudert seine Geschosse unter die Feinde, von denen sein Freund umrungen ist. Da jene aber nur die fliegenden Todeswaffen fühlen, ohne den Nisus zu sehen, glau-

*) Die Beute, von den Getödteten im Lager.

ben sie, Euryalus sey der Thäter, und dringen mit verdoppeltem Grimm auf ihn. Da vermag Nisus nicht länger, sich verborgen zu halten. Er stürzt aus dem nächtlichen Dunkel hervor und ruft:

Mir, mir! (Thäter bin Ich!) zu mir euch gewandt mit dem Eisen,
Rutuler! Mein ist der ganze Betrug! Nichts konnte ja Der noch
Wagen, noch thun. Dort Himmel und kundige Sterne bezeug' ich!
Nur bethört' ihn die Liebe des unglückseligen Freundes. —

Also redet er noch, da der Stoß des gewaltsamen Schwertes
Jenem die Rippen durchfährt und den Lilienbusen zerschmettert.
Ach, Euryalus krümmt sich im Tod, um die reizenden Glieder
Strömet das Blut, schwach sinket der welkende Hals auf die Schultern:
So wie die Purpurblume, gefaßt von der schneidenden Pflugschar,
Laß hinschmachtet und stirbt; wie der Mohn mit ermattetem Schafte
Niederbeuget das Haupt, wann schwer ihn Regen belastet;
Nisus stürzt in den Haufen mit Wuth, und allein vor den Andern
Rennt er den Volscens an, und allein verharrt er bey Volscens.*)
Dicht umschwärmender Feinde Gewühl, hier drängend und dorther,
Stürmt ihn hinweg. Eindringt er noch mehr, und wirbelt das Schwert um,
Flammend wie Blitz, bis er endlich dem Rutuler, so wie er aufschrie,
Grad' in den Mund es verbarg, und den Feind der Sterbende mitnahm.
Jetzo über den Freund, den entseeleten, warf er sich selber,
Ganz durchbohrt; hier fand er die friedsame Ruhe des Todes.

O glückseliges Paar! wenn meine Gesäng' es vermögen,
Euch raubt nimmer ein Tag andenkendem Preise der Nachwelt,
Weil Äneas Geschlecht Capitoliums ewigen Felsberg
Anwohnt, und mit Gewalt obherrscht der romanische Vater.

Vorzügliche Stärke besitzt Virgil in der Zeichnung weiblicher Charaktere. Dido, Amata, die Heroinnen Camilla und

*) Dem wüthendsten unter den Feinden.

Juturna, die wir in den letzten Gesängen auf dem Schlachtfelde kämpfend erblicken, sind hehre Gebilde. Wie sehr dem Dichter die Schilderung des mütterlichen Schmerzes und der unglücklichen Liebe gelangen, bewies er durch Dido und durch die Mutter des Euryalus. Da letztere die Nachricht vom Tod ihres Sohnes erfährt:

— — Plötzlich durchfuhr's der Elenden Mark und Gebein kalt;
Und ihr entsank aus den Händen das Schiff*), wegrollte die Arbeit.
Wild nun fliegt sie, die Arme, mit weiblichem Trauergeheul auf,
Rauft sich das Haar, und zur Mauer in Wuth und der vordersten Heerschar
Rennet sie, nicht der Männer, und nicht der Gefahr und der Waffen
Eingedenk; dann füllt sie mit jammernder Klage den Himmel:

So, Euryalus, schaut dich mein Blick? Du, welcher des Alters
Späten Trost mir verhieß, du konntest allein mich lassen,
Grausamer? Ward nicht einmahl, da in solche Gefahr du dich schwangest,
Abschiedsworte zu reden vergönnt der elenden Mutter?
Ach, im Fremdlingslande latinischen Hunden und Vögeln
Liegst du zum Raube gestreckt! Nicht hab' ich Mutter zur Gruft dich
Ehrsam gebracht, noch die Augen gedrückt, noch die Wunden gewaschen,
In das Gewand dich hüllend, das ich dir nächtlich und täglich
Fleißigte, und am Gewebe vergaß des sorgenden Alters.
Wo doch, wo find' ich das Land, das, getrennt von dem Rumpfe die Glieder
Nun und die Leiche bewahrt, die verstümmelte? Jenes von dir nun**)
Bringst du, o Sohn, mir zurück? Drum folgt' ich zu Land und zu Wasser?
Mich hier trefft, wenn Lieb' euch bewegt! mir eure Geschosse,
Rutuler, alle geschnellt! mich raffet zuerst mit dem Stahl hin!
Oder erbarme dich du, der ewige Vater, und donnre
Dieses Haupt, das verhaßte, mit deinem Geschoß in den Abgrund!
Nicht ja vermag ich anders die Qual zu enden des Lebens! —

*) Das Webschiff.
**) Das todte Haupt.

Allen bewegt ihr Jammer das Herz, und Seufzer der Wehmuth
Gehen umher; es starren gelähmt zum Kampfe die Kräfte.

Dido, die Verzweiflung ihrer unglücklichen Liebe, und ihr Tod, gehören zu den glänzendsten Parthien des Gedichts: Sie —

— — — von heftigem Kummer verwundet,
Nähret die Qual im Gebein, und vergeht an heimlicher Flamme.

Dieses große Gemählde füllt den ganzen vierten Gesang aus; der beschränkte Raum dieser Geschichte der epischen Poesie gestattet mir nur einige der glänzendsten Züge zum Beleg des Gesagten auszuheben:

Äneas hat ihr seinen festen Entschluß verkündet, Karthago zu verlassen, und endigte mit den Worten: Nach Italien muß ich und will ich.

Längst den Redenden schon betrachtete jene gewendet,
Hier hinrollend die Augen und dort; ganz über umschweift sie
Ihn mit verstummendem Blick, und entbrannt nun redet sie also:
— — — Dich zeugt' aus hartem Granit der umstarrte
Kaukasus, und dir reichten hyrkanische Tiger die Brüste.
Was noch gehehlt? zu welchem noch Größeren spar' ich mich länger?
Hat er geseufzt, da ich weint'? hat nur sein Auge geblinket?
Brach ihm in Thränen das Herz? und zeigt' er den Liebenden Mitleid?
— — — — — — — — — — — — — —
Nirgendwo Treue noch Dank! Den gestrandeten darbenden Fremdling
Nahm ich auf, und gab ihm ein Theil des Reiches, ich Thörinn!
Seine verloren Flott' und die Freunde entzog' ich dem Tode!
Ha, von den Furien tob' ich entbrannt! Jezt deutet Apollo,
Jezt ein lycisches Loos, jetzt bringt ihm von Jupiter selber
Gar der ewigen Bothe den grausen Befehl durch die Lüfte!
Traun, deß sorgen die Oberen wohl, so etwas bekümmert
Selige dort! Doch ich halte dich nicht, und bekämpfe dein Wort nicht!
Geh nach Italia, geh, und erjegle Reiche durch Meerfluth!
Ha, ich hoffe, du sollst, wenn fühlende Götter noch walten,
Unter Geklipp' abbüßen die Schuld, und gepeiniget Dido!
Dido, umsonst ausrufen! Ich folg' abwesend mit schwarzer
Furiengluth; und entstellte der kalte Tod mir die Glieder,

Schwebt, wo du weilst, mein Schatten um dich. Dann büße mir.
Unmensch!
Dann, dann hör' ich, wie froh! das Gerücht bey den Manen des
Orcus!" —

Die bisherigen Stellen sind von Voß übersetzt, die, vielleicht wegen zu strenger Treue, hier und da etwas fremdartig klingt, und den römischen Sänger zu einer etwas spröden, manchmahl sogar zurückstoßenden Erscheinung macht. Um ihn auch in einer freundlichern, uns näher verwandten Gestalt zu zeigen, gebe ich die folgenden Stellen aus Dido's Todesscene in der Schiller'schen Bearbeitung, die, obschon nicht wörtlich treu, doch in Geist und Colorit das wahrhafte Original reflectirt. —

Dido sieht hoffnungslos den Geliebten verloren:

Verhaßt ist ihr fortan des Himmels Bogen,
Von gräßlichen Erscheinungen bedroht,
Vom Schicksal selbst zum Abgrund hingezogen,
Beschließt die Unglückselige den Tod.

Die Verzweifelnde wendet sich an eine Zauberinn, und läßt im innern Hofe des Hauses einen Holzstoß aufrichten:

Ihn schmückt die Königinn, wohlwissend was sie thut,
Mit einem Kranz und der Cypresse traur'gen Ästen!
Und hoch auf ihrem Brautbett ruht
Des Trojers Bild und Schwert mit allen Überresten.

Auf jeder Seite zeigt sich ein Altar,
Und in der Mitte steht mit aufgelöstem Haar
Die Priesterinn, in heil'ge Wuth verloren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdonnert selbst die Nacht
Des Erebus. Des Chaos wilde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird beschworen,
Persephoneiens dreyfache Gewalt,
Dianens dreymahl wechselnde Gestalt.

Die Fluthen des Avernus vorzustellen,
Besprengt sie den Altar mit heil'gen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird gespäht,
Die von des Giftes schwarzen Tropfen schwellen,
Beym Mondlicht mit der Sichel abgemäht. — —

Sie selbst, das Opferbrot in frommer Hand,
Mit bloßem Fuß, mit losgebundenem Gewand,
Zum Tod entschlossen, steht an den Altären,
Des Himmels Zorn, der Götter Strafgericht
Auf ihres Mörders Haupt herabzuschwören,
Und schützt ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiliges Versprechen,
Ihn ruft sie auf, zu strafen und zu rächen.

Gekommen war die Nacht, und alle Wesen ruhten
Erschöpft im süßen Arm des Schlafs. Tief schweigt
Der Wald, gelegt hat sich der Zorn der Fluthen,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne sich geneigt.
Der Vögel bunter Chor verstummt, die Flur, die Heerden,
Was sich in Sümpfen birgt und in der Wälder Nacht,
Vergißt der Arbeit und Beschwerden,
Gefesselt von des Schlummers Macht.

Nur deines Busens immer wachen Kummer,
Unglückliche Elisa! schmilzt kein Schlummer,
Nie wird es Nacht auf deinem Augenlied.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
Aufs neu' entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den ach! Verzweiflung nur entschied.
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Kummers Beute,
Beginnt sie so in diesem innern Streite:

Unglückliche! ruft sie: was soll nunmehr geschehn?
Gehst du, von neuem dich den Freyern anzutragen,
Die du verächtlich ausgeschlagen,
Und der Nomaden Hand fußfällig zu erflehn?

Gehst du, den Teukriern als Magd dich anzubiethen?
Du kennst ja ihre Dankbarkeit;
Du solltest wissen, wie bereit
Sie sind, empfangne Opfer zu vergüten. — —

Nein, stirb, wie du verdient! das Schwert befreye dich!

* * *

Und jetzo windet sich aus Tithons gold'nem Schooß
Des Morgens junge Göttinn los,
Und überströmt die Welt mit neugebornen Strahlen.
Aus ihren Fenstern sieht mit silberfarbnem Grau
Die Königinn den Horizont sich mahlen,
Sieht durch der Wasser fernes Blau
Die Flotte schon mit gleichen Segeln fliegen,
Die Küste leer, den Hafen öde liegen.

* * *

Da schlägt sie mit ergrimmter Hand
Die schöne Brust, zerrauft die gelben Locken; — —

Und als ihre Verzweiflung endlich den höchsten Grad erreicht hat:

Sie selbst, zur Furie entstellt
Vom gräßlichen Entschluß, der ihren Busen schwellt,
Mit bluterhitztem Aug', gestachelt von Verlangen,
Der Farben wechselnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammenroth, und jetzt, vom nahenden Geschick
Durchschauert, bleich wie eine Büste,
Stürzt in den innern Hof, und Wahnsinn in dem Blick,
Besteigt sie das entsetzliche Gerüste;

* * *

Reißt aus der Scheide des Trojaners Schwert, —
Ach, nicht zu dieſem Endzweck ihr geschenkt! — —
Ehe ihre letzten Worte noch verhallen,
Seh'n ihre Frauen sie, durchrannt
Vom spitz'gen Stahl, zusammenfallen,
Das Schwert mit Blut beschäumt, mit Blut die Hand.

Umsonst versucht die herbeyeilende Schwester, des Blutes schwarze Wogen mit dem Kleide zu trocknen; umsonst versucht

Die Sterbende, den schwerbeladnen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten,
Rafft dreymahl sich empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreymahl taumelt sie zurück,
Durchirrt, das süße Licht der Sonne zu erspähen,
Des Äthers weiten Plan, und seufzt, da sie's gesehen.

* * *

Erweicht von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Iris, fortzueilen,
Der Glieder zähe Bande zu zertheilen,
Zu endigen der Seele schweren Streit;
Denn da kein Schicksal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur sie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unterird'schen Bächen
Das abgeschnittne Haar noch nicht geweiht.

* * *

Jetzt also kam, in tausendfarbnem Bogen,
Der Sonne gegenüber, feucht vom Thau,
Die Goldbeschwingte durch der Lüfte Grau
Herab auf's Haupt der Sterbenden geflogen;
Dieß weih' ich auf Befehl der Gottheit dem Kocyt!
Ruft sie; vom Leibe frey mag sich dein Geist erheben!
Sie sagt's und löst die Locke; schnell entflieht
Der Wärme Rest, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Zur Übersicht und Beurtheilung der Composition des Gedichtes, als eines organischen Ganzen, und der pragmatischen Darstellung, folgt hier der Inhalt der Gesänge, größten Theils nach der Angabe von Voß:

Erster Gesang. Äneas, im siebenten Jahre nach Troja's Zerstörung umherirrend, wird auf der Fahrt von Sicilien nach Italien durch einen Sturm, den Juno durch Äolus erregte, mit sieben Schiffen aus der zerstreuten Flotte nach Libyen verschlagen. Jupiter tröstet die Venus durch des Sohns Schicksale, und sendet den Merkur, ihm die neu angesiedelten

Karthager zu gewinnen. Dem spähenden Äneas begegnet die Mutter (Venus) als Jägerinn, und führt ihn, in eine Wolke gehüllt, nach Karthago, wo er Gesandte von den verlornen Schiffen, und freundliche Aufnahme bey der Königinn Dido findet. Statt des gerufenen Knaben Ascanius kommt Cupido, durch welchen Dido beym Gastmahle für den Äneas entbrennt, und die Geschichte seiner Irren verlangt.

Zweyter Gesang. Äneas erzählt Troja's Untergang:

Die von Troja zum Schein abziehenden Griechen lassen im Lager ein hölzernes Roß zurück, welches die Troer, durch Sinons Trug und Laokoons Tod bewogen, in die Stadt aufnehmen. Während des nächtlichen Überfalls ermahnt Hektors Schatten im Traume den Äneas, mit den Götterbildern zu entfliehen. Äneas stürzt dennoch in den Kampf; aber vergebens. Tod des Priamus. Auf der Venus Geheiß kehrt Äneas zum Vater zurück, rettet die Götter und die Seinigen, und verliert im Getümmel die Gattinn.

Dritter Gesang. Verfolg der Erzählung:

Äneas, mit zwanzig Schiffen auswandernd, wird von der Ansiedlung in Thracien durch ein Wunder abgeschreckt. Mißdeutung eines delischen Orakelspruches führt ihn nach Kreta, wo er seine Bestimmung nach Italien deutlich erfährt. Weissagung der Harpyen auf den Strophaden (= Inseln). Spiele bey Actium. Fahrt nach Italien, während welcher sein Vater Anchises stirbt. Ein Sturm treibt den Äneas nach Afrika.

Vierter Gesang. Dido vertraut der Schwester Anna ihr Gefühl für den Äneas und wünscht ihn zum Gatten. Juno will ihn von Italien entfernen, und unterhandelt hierüber mit Venus. Äneas und Dido auf der Jagd werden durch einen von der Juno veranlaßten Sturm in eine Höhle geschreckt. Jupiter sendet dem Äneas durch Merkur Befehl, nach Italien abzugehen. Die heimlichen Zurüstungen merkend, sucht Dido den Äneas durch Vorwürfe und Bitten zu halten, und beschließt, da nichts ihn bewegt, den Selbstmord. Merkurs neue Erscheinung beschleunigt die Abfahrt, worauf die verzweifelnde Dido

einen, gleichsam zu magischem Gebrauch errichteten Scheiterhaufen besteigt, und sich mit Äneas Schwert tödtet.

Fünfter Gesang. Äneas, durch den Sturm nach Sicilien zu dem trojanischen Gastfreunde Acestes verschlagen, feyert den Todestag des Anchises durch Spiele: Wettrennen zu Schiffe, Wettlauf, Faustkampf, Bogenkampf, Schlachtspiel der Knaben zu Pferd. Die Weiber, der Seefahrten müde, werfen Gluth in die Schiffe, die, außer vier, verbrannten, Jupiters Regen löscht. Äneas, die Weiber und Schwachen des Volkes dort zu lassen geneigt, wird im Traume von Anchises bestärkt, und in Italien durch Hülfe der Sibylla in die Unterwelt zu steigen ermahnt. Nach Erbauung der Stadt Aceste schifft Äneas, von Neptun begünstigt, nach Italien.

Sechster Gesang. Äneas besucht bey Cumä die Höhle der Sibylla Deiphobe, mit welcher er am Avernus hinabsteigt. Hier erblickt er mancherley Graungestalten, dann Seelen um Charons Boot. Nach der Überfahrt über den Styx: den Cerberus, Kinderseelen, unschuldig Verurtheilte, Selbstmörder, edle Krieger, unglücklich Liebende, unter ihnen Dido. Sie gehen zu Pluto's Pallast, dann zu den Frommen im Elysium. Anchises zeigt dem Sohne die Seelen seiner Nachkommen in Alba und Rom bis zu Augustus und Marcellus, und gibt ihm Rath über die bevorstehenden Kriege. Er kehrt durch die elfenbeinerne Pforte zur Oberwelt zurück, und schifft nach Cajeta.

Siebenter Gesang. Äneas fährt das Land der Circe vorbey, läuft in die Tiberis, und landet im Gebiethe des laurentinischen Königs Latinus, dessen Tochter Lavinia vom Schicksal einem Fremdlinge bestimmt, aber von der Mutter Amata dem Rutuler-König Turnus war verheißen worden. Äneas bittet durch Gesandte den Latinus um Aufnahme in sein Reich; der König bewilligt das Gesuch und beut ihm die Tochter zur Gemahlinn. Alecto, von Juno gereizt, entflammt die Amata und den Turnus zur Wuth, und erregt einen Kampf der Troer und der laurentischen Hirten. Umsonst widersetzt sich Latinus der Kriegserklä-

rung. Juno selbst entriegelt die Januspforten, und mit Turnus vereinigen sich die benachbarten Völker.

Achter Gesang. Turnus ordnet den Krieg in Laurentum. Gesandschaft an Diomedes um Beystand. Äneas, auf des Stromgottes Tiberinus Geheiß, schifft zum Arkadier-König Evandrus in Pallanteum, wo künftig Rom sollte gebaut werden, und trifft ihn am Jahresfeste des Herkules. Evandrus gibt ihm vierhundert Reiter mit seinem Sohne Pallas zu Hülfe; Äneas geht mit einem Theil der Seinigen zu den Etruskern, die, nach Verjagung des Tyrannen Mezentius, einen auswärtigen Führer suchten. Unterdeß, auf die Bitte der Venus, hatte ihm Vulcan Waffen geschmiedet, welche ihm, nahe vor dem etruskischen Lager, Venus bringt. Beschreibung des Schildes.

Neunter Gesang. Turnus zieht, in Äneas Abwesenheit, gegen das trojanische Lager; indem er die Schiffe verbrennen will, werden sie in Meernymphen verwandelt. In der Nacht übernahmen es Nisus und Euryalus, dem Äneas die Gefahr zu melden, und dringen durch die Feinde, deren viele sie tödten; das edle heroische Freundespaar fällt unter dem Schwerte der feindlichen Scharen. Am Morgen stürmt Turnus das Lager. Kampf. Turnus, von der Menge überwältigt, weicht endlich nach der Seite des Stroms, und schwimmt zu den Seinigen.

Zehnter Gesang. Jupiter, nachdem er Venus und Juno (die erstere für den Äneas, die letztere seine unversöhnliche Feindinn) umsonst zur Friedfertigkeit ermahnt hat, schwört, daß er ohne Theilnahme den Krieg dem Schicksal überlasse. Fortdauernde Bestürmung des trojanischen Lagers. Unterdeß kehrt Äneas aus Etrurien mit Hülfsvölkern zurück. Die aus Schiffen entstandenen Nymphen melden ihm den Zustand der Seinigen. Kaum gelandet, wird er von den Rutulern bekämpft. Pallas fällt durch den Turnus. Indem der rächende Äneas die Feinde schlägt, bricht Ascanius aus dem Lager hervor. Den Turnus der Gefahr zu entziehen, stellt ihm Juno

ein Luftbild des Äneas dar; da er das fliehende in ein Schiff verfolgt, reißt sie das Seil ab, und führt ihn ans Ufer von Ardea. Mezentius und sein Sohn Lausus werden von Äneas getödtet.

Eilfter Gesang. Denkmahl des erschlagenen Mezentius. Der Leichnam des Pallas wird dem Vater gesandt. Waffenstillstand und Bestattung der Todten. Latinus ist zu Friedensvorschlägen geneigt. Turnus erbiethet sich zum Zweykampf mit Äneas. Auf die Nachricht, daß Äneas anrücke, eilt Alles zur Vertheidigung. Turnus schickt der feindlichen Reiterey die Heldinn Camilla entgegen, und erwartet selbst den Äneas im Hinterhalt. Diana, welche den Tod ihrer jungfräulichen Camilla voraussieht, sendet als Rächerinn die Nymphe Opis. Reiterschlacht. Aruns, der Camilla Mörder, wird von der Opis erlegt. Die, durch den Verlust der Camilla erschreckten, Rutuler fliehen zur Stadt. Turnus, um zu retten, verläßt den Hinterhalt; Äneas folgt. Bey einbrechender Nacht verschanzen sich beyde vor der Stadt.

Zwölfter Gesang. Turnus, durch die Muthlosigkeit der Latiner bewogen, dringt auf den Zweykampf, wie sehr auch Amata und Latinus ihn zurückhalten. Äneas willigt ein, der Kampfraum wird geordnet, und der Vertrag von Äneas und Latinus beschworen. Juturna, des Turnus Schwester, erregt die Rutuler zur Feindseligkeit; Äneas wird verwundet und weggeführt. Durch Venus geheilt, kehrt er in die Schlacht zurück, und sucht den Turnus, welchen Juturna, in Gestalt des Wagenlenkers, ihm entzieht. Müde des Aufsuchens, bestürmt Äneas die Stadt. Amata erhenkt sich. Dieß erfahrend, stellt sich Turnus zum Zweykampf. Der Sieger Äneas, gegen den besiegten Turnus schon zum Mitleid bewegt, erblickt an ihm das, dem getödteten Pallas entrissene Gehenk, und tödtet ihn. —

Das Hauptverdienst der Äneis liegt in dem Reichthum von Schilderungen, Gleichnissen, kräftigen Reden und einzelnen Scenen. Steht Virgil gleich hinter dem Homer, der doch

sehr oft sein Vorbild ist, weit zurück, so lassen sich seinem Epos doch viele glänzende Schönheiten nicht absprechen. Die ausgezeichnetsten Gesänge sind der zweyte, vierte und sechste.

Wenn Virgil durch Vergleichung mit dem Homer verliert, so wird sein Werth doch wieder steigen, sobald man ihn mit den spätern römischen und griechischen Epikern vergleicht, dem Lucan, Silius Italicus, Statius Petronius, Valerius Flaccus, Apollonius Rhodus, Musäus. Insbesondere aber bleibt Virgil ein Meister in der poetischen Mahlerey, in der Würde der Sprache, und im Wohl- und Vollklang des Versbaues.

Zum Schlusse folgen einige der glänzendsten Beschreibungen und Gleichnisse.

Der Seesturm im ersten Gesang:

Rasch umzieh'n sie *) das Meer, und empor aus den untersten Gründen
Wühlen es Eurus und Notus zugleich, und, von Regen umschauert,
Afrikus, daß hochher das Gewog' anrollt zu den Ufern.
Plötzlich erschallt der Männer Geschrey **) und der Taue Gerassel,
Und die umhüllende Wolk' entreißet den Tag und den Himmel
Schnell aus der Teukrer Gesicht; auf der Fluth liegt düsteres Nachtgraun.
Ringsum donnert der Pol, und von Leuchtungen zucket der Äther,
Und andrängenden Tod verkündiget alles den Männern.

* * *

(Während Äneas, von Schrecken ergriffen, wehklagt) —
— — Da saus't ihm entgegen der Nordsturm,
Schlägt ihm das Segel zurück, und hebet die Fluth zu den Sternen.
Ruder an Ruder zerkracht; vorn dreht sich das Schiff, und den Wogen
Gibt es die Seit', und es stürzt das gebrochene Wassergebirg' ein.

*) Die von Äolus losgelassenen Winde.
**) Auf den vom Sturm ergriffenen Schiffen.

Dort nun schweben sie hoch auf der Fluth; dort Sinkenden öffnet
Tief die zerlechzende Woge das Land, und es siedet der Schlamm auf.
Drey dort rafft und entschwingt auf verborgene Felsen der Südwind,
Felsen im Mittel des Meers, die ein Riff der Segeler nennet,
Schrecklich am Saum aufstarrend der Fluth. Drey zwänget der Ostwind
Zur seichttragenden Bank, ein erbarmungswürdiger Anblick,
Malmt sie hinein in die Watten, und häuft umhügelnde Sandhöh'n.
Eines, das Lycierfreund' hertrug und den treuen Orontes,
Faßt ihm selbst vor den Augen ein hoch anrauschender Meerschwall,
Schlägt auf das Steuer mit Macht, und entschüttelt im Schwung den Piloten
Häuptlings hinab vom Verdeck; doch es reißt dreymahl in die Runde
Wirbelnd die Woge das Schiff, und verschlingt's in den strudelnden Abgrund.
Rings nun schwimmen umher sparsam in unendlicher Meerfluth
Waffen des Kriegs und Gebälk und troischer Prunk durch die Brandung. —

* * *

Nun erhebt Neptun aus den Fluthen sein Haupt und gebiethet Ruhe den rasenden Winden, die seinem Befehl sogleich gehorchen. Hier folgt ein äußerst schönes Gleichniß:

— — Schnell, wie er sprach, war die schwellende Woge gesänftigt,
War das Gewühl der Wogen verscheucht und die Sonne geklärет.

— — — Selbst lichtet der Gott mit dem Dreyzack,
Öffnet durch Sand und Watten die Bahn, und stillt die Gewässer;
Und auf schwebendem Wagen durchrollt er die wallende Fläche.
Wie wenn in großer Versammlung des Volks sich manchmahl ein Aufruhr
Hebt und im Grimm aufraset der nahmenlosere Pöbel;
Schon sind Bränd' und Steine geschnellt; Wuth biethet die Waffen;

Wenn dann etwa ein Mann, durch Verdienst ehrwürdig und Tugend,
Vortritt, schweigen sie all', und steh'n mit gespanneten Ohren.
Jener bezähmt durch Worte den Geist, und heilet den Mißmuth:
Also sank das Getöse der Brandungen, als, in die Meerfluth
Mild vorschauend, der Vater die Noss' am geläuterten Himmel
Lenkte zur Fahrt, und im Flug auf entzügeltem Wagen einherglitt.

Meisterzüge enthält die Beschreibung der Schlangen, die den Laokoon und seine Söhne überfallen:

Siehe, von Tenedos her, zwiefach durch stille Gewässer
Nah'n (ich erzähle mit Graun!) unermeßlich kreisende Schlangen,
Über das Meer sich dehnend, und streben zugleich an das Ufer:
Denen die Brust, in den Wellen emporgebäumt, und die Mähne
Blutroth aus dem Gewog' aufragt; ihr übriger Leib streift
Hinten die Fluth, und sie rollen unendliche Rücken in Wölbung.
Rauschen ertönt aus schäumendem Salz; jetzt droh'n sie gelandet,
Und, die entflammeten Augen mit Blut durchströmet und Feuer,
Zischen sie her und umlecken mit regerer Zunge die Mäuler.
Alle zerflieh'n vor der Schau blutlos; doch sicheres Zuges
Geh'n sie Laokoon an; und zuerst zween kindlichen Söhnlein
Dreht um den Leib ringsher sich das Paar anringelnder Schlangen,
Schnüret sie ein, und, o Jammer! zernagt mit dem Bisse die Glieder.
Drauf ihn selbst, der ein Helfer sich naht, und Geschosse daher trägt,
Haschen sie beyd' und knüpfen die gräßlichen Windungen; und schon
Zweymahl mitten umher, zweymahl um den Hals die beschuppten
Rücken geschmiegt, steh'n hoch sie mit Haupt und Nacken gerichtet.
Jener ringt mit den Händen, hinweg die Umknotungen drängend,
Ganz von Eiter die Bind' und schwärzlichem Gifte besudelt;
Und ein Jammergeschrey graunvoll zu den Sternen erhebt er:
So wie Gebrüll auftönt, wann blutend der Stier vom Altare
Floh, und die wankende Axt dem verwundeten Nacken entschüttelt.

Züge aus dem Gemählde der Zerstörung Troja's:

Wer kann jenes Gemetzel der Nacht, wer alle die Morde
Kündigen? wer mit Thränen die Meng' abreichen des Jammers?
Staub ist die altende Stadt, die so viel Jahre geherrschet!
Zahllos sind durch die Gassen gestreckt unkriegrische Leiber
Rings, und gestreckt durch die Häuser, und selbst um der Götter gefey'rte
Wohnungen. Doch nicht allein sinkt blutiger Rache der Teukrer:
Oft auch kehrt dem Besiegten ins Herz andringende Tugend,
Und der besiegende Danaer fällt. Dort schrecket und dorther
Jammer und Angst und Gestalten des vielfach würgenden Todes.

* * *

Und in Priamus Pallast —
Dort nun welch ein Getümmel des Kampf's, als waltete nirgend
Sonst der Krieg, als sänk' in der Stadt sonst keiner dem Tode.
— — — — — — — — — — — — —

Hell steht drinnen das Haus, und hell die langen Gemächer,
Wo einst Priamus weilt' und die Könige grauender Vorzeit,
Und Wehrtragende schaut man gestellt an der Schwelle des Eingangs.
Aber das innere Haus durchstürmt Wehklagen und Aufruhr
Jammervoll; tief hallet in hohlgewölbeten Kammern
Weibliches Trauergeheul; zu den goldenen Sternen erschallt Lärm.
Mütter in Angst durchirren die ungeheueren Säle,
Halten die Pfosten umarmt, und ruh'n mit gehefteten Küssen.
Pyrrhus drängt mit des Vaters Gewalt; nicht Riegel, und selbst nicht
Hemmen die Hüter fortan. Von dem häufigen Stoße des Widders
Wakelt' die Pfort', und es stürzen, gesprengt aus der Angel, die Pfosten.
Durchgang bahnt die Gewalt; einbricht und ermordet die ersten
Stürmender Danaer Schwarm und rings von Gewappneten wimmelt's.

Nicht so, wann hochschäumend der Strom aus gebrochenen Dämmen
Austrat, und mit Gestrudel des Bau's Abwehren besiegte,
Rollt er in Wuth auf die Ebnen gedrängt, und durch alle Gefilde
Raffet er Ställ' und Heerden hinweg. —

Priamus Tod.

Als der eroberten Stadt Umsturz, und zerrüttet der Wohnung
Schwellen er sah, und gedrungen den Feind in die innersten Kammern,
Hüllet er Waffen, der Greis, um die kraftlos bebenden Schultern,
Längst entwöhnete Waffen, umsonst; mit dem Stahle der Ohnmacht
Gürtet er sich, und rennt, wie zum Tod, in die dichtesten Feinde.
Mitten im Raum des Pallast's, dem kreisenden Äther geöffnet,
Stand ein großer Altar, und zunächst ein gealteter Lorber,
Der, zum Altare geneigt, mit Schatten umfing die Penaten.
Hekuba hier und die Töchter umsonst um des Herdes Erhöhung,
Wie aus nachtendem Sturm mit Angst herschießen die Tauben,
Saßen sie dichtgedrängt, und der Ewigen Bilder umfassend.
Doch da sie Priamus selbst in des Jünglings Waffen gerüstet
Schauete: Welch ein Gedanke des Grauns, unglücklicher Gatte,
Trieb dich zu jenem Geräth? wohin doch schwärmest du? rief sie.
Ach nicht solcherley Hülf' und solche Vertheidiger fordert
Jetzo die Zeit; nein, ob er auch selbst da wäre, mein Hektor!
Hierher rette dich doch! der Altar wird Alle beschirmen;
Oder wir sterben zugleich! — So rufte sie laut und empfing ihn
Neben sich, und setzte den Greis an die heilige Stätte,
Aber, o schau, wie entschlüpfend aus Pyrrhus Morde Polytes,
Einer von Priamus Söhnen, daher durch Geschosse, durch Feinde,
Flieht in gesäuleten Hallen entlang, und verödeten Sälen,
Triefend von Blut. Ihn verfolgt mit zuckender Wunde des Todes

Pyrrhus entbrannt; gleich hält ihn sein Arm, gleich drängt er den Speerstoß.
Als er zuletzt vor die Augen entrann und des Antlitz der Ältern,
Sank er dahin, und verströmte mit vielem Blute das Leben.
Priamus jetzt, obgleich schon finsterer Tod ihn umringet,
Konnte nicht mehr sich halten, der Stimm' und dem Zorne gebiethend.
Ha! dir Scheusal, rufet er aus, unmenschlicher Frevler,
Müssen, wenn Huld im Himmel noch wohnt, die um solches sich kümmert,
Würdigen Dank die Götter verleih'n, und Lohn dir erwiedern,
Der dir gebührt! du, welcher des Sohnes Vertilgung mich selbst hier
Anschau'n ließ, und dem Vater durch Mord entweihte des Antlitz.
Doch nicht jener, von dem du erzeugt dich lügest, Achilles,
That an Priamus also, dem Feind; Scheu trug er und Ehrfurcht
Vor demüthigem Fleh'n, und gab den verbluteten Leichnam
Hektors wieder der Gruft, und entsandte mich selbst in die Herrschaft. —

Also zürnte der Greis, und warf ohnmächtiges Schwunges
Sein wehrloses Geschoß, das sofort vom dumpfigen Erze
Prallt', und gelähmt dahing an des Schilds vorragendem Nabel.

Pyrrhus darauf: So melde denn dieß, und wandre mit Botschaft
Hin zu dem Vater Achilles! Bedeut' ihm was ich gefrevelt. —
Jetzo stirb! — So sprach er, und flugs den Erzitternden rafft' er
Hin zum Altar, wie er schwankt' in vielem Blute des Sohnes;
Flocht in die Linke das Haar, mit der andern hub er den blanken
Todesstahl, und verbarg bis an's Heft ihn hinab in die Seite.

So war Priamus letztes Geschick, so führte zum Ausgang
Ihn sein Loos, der Troja in Brand und niedergestürzt sah
Pergamus; der, so viel einst Land' und Völker beherrschend,
Asia's Ohmacht trug! Groß liegt am Gestade der Leichnam,
Rumpf und, getrennt von der Schulter, das Haupt, unkennbar und nahmlos!

Marcus Annäus Lucanus.

(Geboren um das Jahr 38 nach Chr. Geburt.)

Lucan kam aus seiner Vaterstadt Corduba in Spanien schon in seinen Knabenjahren nach Rom, wo er seine Ausbildung erhielt. Nero, geschmeichelt durch die Vergötterung, die ihm Lucan im Eingange seines epischen Gedichts Pharsalia zuerkannnte, gewann den jungen Dichter lieb, und ertheilte ihm die Würden eines Augurs und Quästors. Die hohe Gunst des eitlen Nero war aber eben so leicht verschertzt als gewonnen. Bey einem poetischen Wettstreit im Theater des Pompejus trug Lucan die Geschichte des Orpheus vor; Nero besang die Niobe, wurde besiegt, Lucan erhielt den Lorberkranz. Darüber erbittert, sann er auf das Verderben seines glücklichen Nebenbuhlers. Dieser gab aber nur zu bald die gewünschte Veranlassung, indem er sich gegen den verhaßten Imperator in die bekannte pisanische Verschwörung einließ. Er wurde zum Tode verurtheilt; die Wahl des Todes blieb ihm freygestellt. Er nahm ein warmes Bad und ließ sich die Adern öffnen. Indem sein Blut strömte, sprach er sterbend noch zwey Stellen aus dem 3. und 9. Gesange seines epischen Gedichts. So entfloh der Geist des 27 jährigen Jünglings.

Es werden dem Lucan nebst der Pharsalia noch andere, nicht auf uns gekommene Gedichte zugeschrieben: Achills und Hektors Kampf. Orpheus. Der Brand zu Rom. Die Zerstörung von Troja. Medea, eine unvollendete Tragödie. Außer diesen auch: Zehn Bücher vermischter Schriften, und einige Bücher Saturnalien. Die Hauptmomente des Inhalts der Pharsalia sind folgende:

Erstes Buch. Cäsars Zurückkunft in Italien, nachdem er Gallien unterjocht hat. Der mißgünstige Senat verweigert ihm die Triumphfeyer, und gebiethet ihm sogar, den Oberbefehl niederzulegen. Cäsar, darüber erbittert, beruft die in Gallien zurückgelassenen Legionen und rückt mit seinem Heere vor Rom. Allgemeines Entsetzen in der Stadt. Am

Himmel und auf der Erde erscheinen Schreckenszeichen, die Gräuel des bevorstehenden Bürgerkrieges zu verkünden.

Zweytes Buch. Schilderung der allgemeinen Trauer und Furcht in Rom. Gelübde. Cäsars ungeheures Unternehmen, die See zu sperren. Pompejus ermuntert seine Partey zur Schlacht, wird aber selbst kleinmüthig, und entflieht.

Drittes Buch. Pompejus erblickt in einem nächtlichen Gesicht den Schatten seiner Tochter Julia (Cäsars verstorbener Gattinn), die ihm Unglück verkündet. Bey Cäsars Ankunft wird der Jupitertempel beraubt. Menge der Völker, die für den Pompejus die Waffen ergreifen. Außerordentlicher Muth und gänzlicher Untergang der Bürger Massyliens.

Viertes Buch. Blutbad, welches die Pompejaner, friedliche Gesinnungen heuchelnd, anrichten. Cäsar läßt sie durch Gräben einschließen und entwaffnet aus einander gehen. Wechselseitiges Morden einer ganzen Cohorte auf einem Kriegsschiffe. König Juba und Borus tödten sich selbst nach einer erlittenen Niederlage.

Fünftes Buch. Der Senat überträgt dem Pompejus den Oberbefehl. Er lagert sich in Cäsars Nähe. Vorrücken zur Schlacht.

Sechstes Buch. Beyde Heere leiden, des Schlachtens müde, von Hunger und Seuche. Die Pompejaner wollen die Linien durchbrechen, werden aber durch die Tapferkeit eines einzigen Helden zurück geschlagen. Cäsar zieht sich nach Emathien. Grauenhafte Erscheinungen einer thessalischen Zauberinn.

Siebentes Buch. Pompejus hat einen freudigen Traum, worin das von Menschen angefüllte Theater ihn mit Jubel empfängt; aber es ereignet sich bald das Gegentheil der geträumten Wonne. Eine fürchterliche Schlacht beginnt. Wunderzeichen erscheinen am Himmel. Böse Wendung der Schlacht für den Pompejus. Er flieht, da die Seinigen rings um ihn her in ihrem Blute liegen.

Achtes Buch. Pompejus landet auf der Insel Lesbos, wohin er seine Gemahlinn Cornelia früher in Sicherheit gebracht hatte. Er findet sie trostlos, dem Tode nahe, darf aber hier nicht verweilen, und flieht mit ihr nach Ägypten. Der junge König, von bösen Rathgebern geängstigt, läßt ihn, der sein Beschützer war, treulos ermorden.

Neuntes Buch. Cato sammelt die flüchtigen Pompejaner, die mit einer Flotte von tausend Schiffen auf dem Meere herumtreiben, und vielfachen Todesgefahren und Qualen begegnen. Cäsar, den Pompejus verfolgend, kommt nach Ägypten. Man zeigt dem Ankommenden das Haupt des Pompejus. Cäsar von diesem Anblicke gerührt, weint über das traurige Schicksal seines todten Gegners.

Zehntes Buch. Cäsar merkt, daß man in Alexandrien, der Hauptstadt Ägyptens, an ihm selbst eben so treulos als an dem gemordeten Pompejus zu handeln gesonnen sey. Er schlichtet die Streitigkeit zwischen Cleopatra und Ptolomäus. Glänzende Pracht eines Gastmahls. Ein Priester erzählt die Geschichte vom Ursprunge des Nils. Cäsar bestraft den Photin und seine Gehülfen beym Morde des Pompejus. — Hier schließt das unvollendete Gedicht, da der junge Dichter auf Nero's Befehl sein Leben endete.

Der Tadel, welcher die Pharsalia trifft, besteht darin, daß Lucan, aus Mangel an wahrhaft dichterischem Geist und schaffender Kraft, der Geschichte zu treu geblieben ist, folglich kein eigentliches Gedicht, sondern eine historische, poetisch ausgeschmückte Erzählung geliefert hat. Es ist nicht zu läugnen, daß die Pharsalia mehrere zu trockene Parthien hat, die arm an Fiction sind; auch geräth Lucan manchmahl da, wo er erhaben seyn will, in Schwulst und falschen Pathos. Dagegen aber hat dieses Werk auch bedeutende Vorzüge, und zwar insbesondere:

a. Herrliche Charakterzeichnung. Meisterhaft sind Cäsar, Pompejus, Cato und Brutus gezeichnet.

b. Reden voll kräftiger, kühner und erhabener Gedanken.

c. Vortreffliche Schilderungen und Gemählde; z. B. die Zaubereyen der grauenhaften Thessalierinn; der Tod des Pompejus; Cäsars Rührung, da er das Haupt des getödteten Nebenbuhlers erblickt; der Schmerz Corneliens, da sie ihres Gatten Niederlage vernimmt; die Beschreibung der Wunderzeichen. — Wir kommen nun zu den Proben der einzelnen Schönheiten. Hierher gehört im ersten Buche die Parallele zwischen Cäsar und Pompejus: *)

„Wetteifernde Größe spornte beyde an. Magnus (Pompejus) fürchtete, die neuen Heldenthaten möchten seine alten Triumphe verdunkeln, und die im Seeräuberkriege errungenen Lorbern durch die Siege in Gallien welken. Den Cäsar ermunterten der Gang und die Vortheile bey seinen Unternehmungen, und sein Glück, das sich nicht mit der zweyten Stelle im Staate vertrug. Pompejus konnte keinen neben sich — Cäsar keinen über sich leiden. Man kann nicht entscheiden, welcher von beyden mit mehr Recht das Mordschwert umgürtete. Jeder hat ein wichtiges Urtheil für sich, — die siegende Partey gefiel den Göttern, die besiegte dem Cato. Auch waren sie nicht von gleichen Kräften: der Eine in Jahren, die sich schon zum Alter neigten, und lange der ruhigeren Tage gewohnt, hatte schon viel den Feldherrn verlernt. Begierig nach Ruhm, bemühte er sich, dem Volke zu gefallen, und allein getrieben vom Hauche der Gunst desselben, begnügte er sich, das Zujauchzen in seinem Theater zu hören, vergaß neue Kräfte sich herzustellen, und steht, voll Zutrauen auf sein voriges Glück, nur noch der Schatten des großen Nahmens. So steht eine erhabene Eiche in einem fruchtbaren Gefilde, behängt mit der Beute vergangener Zeit und den Weihegeschenken der Feldherren. Sie stämmet sich nicht mehr mit

*) Bey dieser und den folgenden Probestellen wähle ich unter den vorhandenen Übersetzungen derselben von Haus, Dusch und Heinrich Schmid diejenigen, die mir die gelungneren scheinen. Nur hier und da erlaube ich mir einige nothwendige Änderungen in einzelnen Ausdrücken.

kraftvollen Wurzeln, steht nur durch eigene Last fest, breitet ihre blätterlosen Äste in den Lüften aus, und schattet mit dichtem Gehölze, nicht mit dem Laube. Sie wanket zwar zum Umsturze bey dem Hauche des ersten Eurus hin; ein Wald festgewurzelter Bäume erhebt den Wipfel um sie her, und doch wird sie allein verehrt. — Cäsars Nahme war noch nicht so groß, noch sein Feldherrnruhm; allein ihn beseelte rastlose Thätigkeit, sich immer höher zu schwingen, und Scham in dem einzigen Falle, etwas von seinen Waffen unbezwungen zu sehen. Muthig und unaufhaltbar, seine Hände auszustrecken und das zu entweichende Schwert zu zücken, wenn Hoffnung oder Rachbegierde ihn entflammte; Vortheile durchzusetzen, und die Göttergunst zu benützen; zurückschnellend, was immer auf dem Wege zur Oberherrschaft sich entgegen stellte, und vergnügt, sich mit Niederlagen die Bahn gebrochen zu haben. Einem Wetterstrahle gleich, der, von Sturmwinden den Wolken entpreßt, unter dem Getöse des erschütterten Äthers und dem Krachen der Weltachse hinblitzt, sich zwischen dem Tageslichte durchdrängt, und, schräg in die Augen schlagend, die bebenden Erdbewohner mit Schrecken erfüllt, gegen seine eigenen Tempel wüthet, von nichts aufgehalten, herabfallend und zurückkehrend alles verwüstet, und seine zerstreuten Flammen wieder sammelt." —

Grauenhaft ist das düstere Nachtstück der thessalischen Zauberinn, und die phantasiereichste Parthie des Gedichtes: „Die grimmige Erichto, — nur öde Brandstätten bewohnte sie, oder Grabmähler verbannter Schatten, den Höllengöttern werth. — Götter und Leben hindern sie nicht, den Versammlungen im stummen Schattenreiche zuzuhören, die Wohnungen der Hölle und die Geheimnisse des verschlossenen Dis zu erforschen. Ihr ruchloses Angesicht, unbekannt mit dem heitern Himmel, ist von scheußlicher Dürre überzogen; ihre schrecklichen Wangen sind von Höllenblässe bedeckt. Eine Last von verworrenen Haaren drückt das Haupt. Verhüllen Regen und schwarzes Gewölk die Sterne, dann verläßt sie die leeren

Brandstätten, fängt die nächtlichen Donner auf, versengt durch ihre Fußtritte die fruchtbaren Saaten und verpestet mit ihrem Hauche die Luft. Sie weiß nichts von Gebethen an die Himmlischen, von Anrufungen eines Schutzgottes durch flehende Gesänge, von Götterbesänftigenden Opfern. Mit Behagen trägt sie zu den Altären Leichengluth und Weihrauch, den sie von brennenden Scheiterhaufen geraubt hat. Jeden Frevel gewähren ihr die Götter auf den ersten Laut ihres Verlangens, und beben, das zweyte Zauberlied zu hören. Sie vergräbt lebende Geschöpfe mit noch sich regenden Gliedern in Brandstätten. Mit Widerwillen überfällt der Tod, wo Jahre noch das Schicksal erwartet; verkehrter Weise führt sie vom Grabe zurück. Die Leichen entfliehen der Bahre. Sie raubt rauchende Jünglingsasche, glühende Gebeine von den Scheiterhaufen, die Todtenfackel selbst aus den Händen der Ältern, sammelt die Reste des Leichenbettes, die in schwarzem Dampfe aufsliegen, die in Asche zerfallenden Todtenkleider und die nach dem Fleische riechenden Kohlen. Wenn aber Leichen in Steinsärgen aufbewahrt werden, deren innerer Saft abgezogen wird, und das Mark vertrocknet, dann zerfleischt sie heißhungrig alle Glieder, hackt mit den Nägeln in die Augen hinein, reißt mit Wonnegefühl die erstarrten Augäpfel heraus und nagt die bleichen Nägel der dürren Hand ab."

Ich lasse die hierauf folgenden Züge weg, weil sie theils zu einförmig mit den vorhergehenden, theils ekelhaft sind. Nach einigen Zeilen fährt Lucan fort: „Ihre Hände schonen keines Lebens, wenn man noch warmwallendes Blut braucht, das aus geöffneten Gurgeln spritzt. Sie scheut keine Mordthat, wenn Opfer Lebendiger Blut, und Todtenmahle noch zuckende Glieder erfordern. Hat man grimmiger und muthiger Schatten nöthig, dann macht sie selbst Gespenster. Aller Menschen Leben ist in ihrer Gewalt. Sie raufet das Milchhaar aus den Wangen junger Körper, schneidet mit der linken Hand die Locken sterbender Knaben ab. Oft klammert sich die gräuliche Thessalierinn bey verwandten Leichen an die theuern Glieder

an, verstümmelt unter verstellten Küssen das Haupt, erbricht mit ihren Zähnen den geschlossenen Mund, beißt die dem trockenen Gaumen anklebende Zunge ab, lispelt murmelnd in die kalten Lippen, und gibt ihm in der Stille boshafte Aufträge ins Schattenreich mit." —

Sextus Pompejus, der unwürdige Sohn seines großen Vaters, erfährt von der schrecklichen Zauberinn und will sie sehen:

„Seine treuen und gewöhnlichen Lasterdiener durchsuchten erbrochene Grabmähler und Brandstätten, und erblickten sie endlich in der Ferne auf einem Felsen sitzend, wo der abhängige Hämus an Thessaliens Hügel stößt. Sie machte eben einen noch unbekannten Versuch und ersann ein Zauberlied zu neuem Gebrauche, denn aus Furcht, Mars möchte in andere Weltgegenden hinwandeln, und Emathiens Boden nicht das viele Blut einsaugen, wurde der Krieg an das durch Gesänge verhexte und mit Gräuelsäften übergossene Philippi von der Zauberinn hingebannt, um ihre so vielen Leichen nicht zu verlieren, und das Blut der Welt zu Diensten zu haben. Sie rechnete schon, die Körper der erschlagenen Könige zu verstümmeln, die Asche von Hesperiens Völkern wegzunehmen, und der edlen Gebeine und so großer Schatten habhaft zu werden. Ihre Begierde, ihr einziges Anliegen war nur, was sie von der hingeworfenen Leiche des Magnus wegreißen, über welche Theile Cäsars sie herfallen sollte." —

Der junge Pompejus verlangt von ihr die Verkündigung, auf wessen Seite in diesem Bürgerkriege der Ausschlag des Geschickes sich neigen werde. Sie erwiedert:

„Wäre die Rede von dem Aufschlusse eines unbedeutenden Verhängnisses, Jüngling, dann wollte ich bald jede Handlung, die du verlangst, von den Göttern, auch gegen ihren Willen, erzwingen. Dringen auch die strahlenden Gestirne auf einzelne Morde, meine Kunst weiß sie aufzuhalten; oder wem auch der ganze Himmel graue Haare verspricht, so verkürzen wir ihm mit Kräutern sein Leben in der Mitte

der Jahre. Allein es zieht sich auch vom Weltanbeginne eine Folge von Grundursachen her, und des ganzen Schicksals Lauf würde wanken, wenn man eine Änderung vornehme, und das ganze Menschengeschlecht stände unter einem Streiche. Hier vermag man nichts gegen das Verhängniß. Beschränkt sich aber deine Begierde auf das bloße Wissen, dann stehen uns viele und leichte Wege zur Wahrheit offen. Erde, Äther, Chaos, Meer, Felder und Felsen sollen mir sprechen. Allein leichter ist's, da sich doch frisch Ermordete so häufig vorfinden, eine Leiche auf Emathiens Gefilden zu erwecken, aus deren kaum geschlossenem und noch warmem Munde die Stimme volltönend erschalle, damit uns nicht die Sprachorgane eines Trauerschattens, von der Sonne ausgedörrt, unverständlich lallen." —

„So hatte sie gesprochen, verdoppelte dann durch ihre Kunst die nächtliche Finsterniß, und irrte, das traurige Haupt mit stinkenden Nebelwolken umhüllt, über die Körper der Erschlagenen hin, die des Grabes beraubt lagen. Sogleich flohen die Wölfe; die Geyer stiegen, die Klauen zurückziehend, hungrig empor, als die Thessalierinn die wahrsagende Leiche aufsuchte, das vom Tod erkaltete Mark durchforschte, die starren Fasern der Lunge unversehrt befühlte, und in entseelten Körpern Sprache suchte. — — Endlich brachte sie eine Leiche mit durchstochener Kehle herbey, schleifte den wieder auflebenden bedauernswürdigen Körper an einer Hacke mit einem Todtenstricke über Klippen und Steine fort, und stellte ihn in eine tiefe Felsengrotte eines hohlen Berges hin. — Nicht weit von der dunkeln Höhle öffnet der abhängige Landstrich einen steilen Abgrund, den ein bleicher Wald mit gesenktem Laube deckt, und Taxbäume, mit keinem Gipfel nach dem Himmel blickend, dem Phöbus undurchdringlich, umschatten. Die brütenden Finsterniße und der bleiche Moder langer Nächte wissen inwendig in der Gruft von keinem Lichte, als durch Zauberlieder. So träg verdichtet sich nicht die Luft um des Tänarus Schlund, der traurigen Gränze zwischen un-

serer und der unbekannten Welt, wohin ohne Bedenken des Tartarus Fürsten die Schatten hinauffenden mögen; denn obgleich Thessaliens Wahrsagerinn die Todten zwingt, so weiß man doch noch nicht, ob sie die Höllenschatten erblickt, weil man sie dahin genöthigt hat, oder weil jene in diesen Abgrund gestiegen ist. — Ein buntfärbiges Streifengewand warf die Rasende um sich, enthüllte ihr Angesicht durch das zurückgeschlagene Haar, und drückte die sträubenden Locken mit umflochtenen Schlangen nieder. Als sie das Gefolge des Jünglings bebend, ihn selbst zitternd, das todtenbleiche Antlitz auf die Erde heften sah, sprach sie: „Hinweg mit der Furcht aus dem bangen Herzen! Ein Neuaufiebender wird nun in wahrer Gestalt auftreten, und auch Zaghafte können seine Worte vernehmen. Wenn ich euch den Schwefelpfuhl des Styx und das Ufer in flackerndem Feuer zeige, wenn man unter meinem Schutze die Eumeniden, den Cerberus, seinen zottigen Schlangenhals schüttelnd, und die rücklings gefesselten Giganten betrachten kann, für was, o Kleinmüthige, eure Furcht, die selbst bangen Schatten zu sehen?" —

„Mit rauchendem Blute, aus frischen Wunden gezapft, füllte sie dann die Brust an. — *) Was immer mit Widerwillen die Natur erzeugt, wird beygemischt. Man überging nicht den Geifer der Hunde, die Wasserscheu anwandelt, nicht den festen Rückgrath der Hyäne, das Mark der Schlangenauffressenden Hirsche, nicht Drachenaugen u. s. w. — Nachdem sie nun schlechtes und unberüchtigtes Gift mit einander vermengt hatte, gab sie noch einen Zusatz von Blättern, die von Gräuelliedern gänzlich verhext, von Kräutern, die bey Öffnen ihres Geifermundes angespien waren, und von allem Gifte, womit sie selbst die Welt bereichert hatte. Dann ertönte ihre Stimme, mächtiger als alle Kräuter, die Höllengötter herbeyzuzaubern. Erst murmelte sie verworrene Mißtöne, fern vom Laute der menschlichen Zunge, vereinigte Hundegeheul

*) Hier sind einige gar zu ekelhafte Züge weggelassen.

und Wolfsgewinsel, die Klagestimme der scheuen Eule und des nächtlichen Uhu's, das Gebrüll reißender Thiere, Natterngezische, das Getöse der wider Felsen prallenden Wogen, das Brausen der Wälder und das Krachen des wolkenzerreißenden Donners: dieses Alles vereinigte sie in Einem Laute. — Ihre Stimme drang in den Tartarus: „Eumenide, Höllenschande und Marter der Ruchlosen! Chaos! gierig, zahllose Welten zu zerrütten! Du, Styx, und ihr Bewohner Elysiums, in deren Gesellschaft keine Thessalierinn kommt! des Himmels und der Mutter überdrüssige Persephone, unserer Hekate wichtigster Theil, durch welche zwischen mir und den Schatten die geheime Unterredung geführt wird! Pförtner des unermeßlichen Aufenthalts, der du unser Eingeweide dem grimmigen Hunde vorwirfst! Ihr Schwestern, die ihr den wieder angesponnenen Lebensfaden abreißt! und du Führer über den Flammenfluß, von den zu mir zurückkehrenden Schatten ermüdeter Greis! Vernehmt mein Gebeth, wenn mein Mund, der euch anruft, entweiht und befleckt genug ist, — wenn ich nie diese Gesänge, ungesättigt von Menschenfleisch angestimmt habe, — wenn ich öfter volle Brüste geopfert, wenn ich das Eingeweide in laufliches Gehirn eingetaucht habe — wenn je ein Säugling, dessen Kopf und innere Theile euch aufgetischt waren, sein Leben erhalten hat, — willfahrt meiner Bitte! Wir verlangen keinen Schatten, im Schlunde des Tartarus vergraben, der der Finsterniße schon längst gewohnt ist; erst wandelte er nach entwichenem Leben ins Schattenreich ein, und harret noch am Vorderthore des bleichen Orcus. Lasset ihn auch diese Kräuter fühlen, — er wird nur einmahl ins Schattenreich eintreten. Der Geist eines erst gewesenen Soldaten von unserm Heere soll dem Sohne des Feldherrn das Schicksal des Pompejus verkünden, wenn Bürgerkriege bey euch Verdienste sind." — Nach diesen Worten richtete sie ihr Haupt und den geifernden Mund auf, und sah den Schatten des hingeworfenen Körpers vor sich stehen. Ihm graute vor seinem erblaßten Leichname und dem verhaßten Behältnisse seines ehemahligen

Kerkers. Er zitterte, Platz in der offenen Brust, den innern Theilen, und den von tödtlichen Wunden zerrissenen Lebensfasern zu nehmen. Elender! dem auch der letzte Lohn eines unverdienten Todes entrissen wird, unsterblich zu seyn. — Erichto, erstaunt, daß Erblichene so zögern dürfen, geißelte, über den Tod ergrimmt, mit lebenden Schlangen die starre Leiche, donnerte durch die Erdspalten, die sie mit ihrem Zaubergesange geöffnet hatte, die Schatten an, und störte die Stille der Unterwelt. Sie ruft neuerdings gräßliche Flüche und Drohungen; da belebt sich die Leiche."

„Das stockende Geblüt fühlte sogleich Lebenswärme, schloß die schwarzen Wunden, und wallte in die Adern und die äußersten Theile des Körpers; das erschütterte Herz klopfte unter der kalten Brust; neues Leben, in das entwöhnte Mark zurückschleichend, und Tod kämpften mit einander; dann zitterte jedes Glied von Pulsschlägen, die Nerven spannten sich, nicht nach und nach erhob sich der Körper vom Boden durch stützende Glieder: er stand von der Erde aufgeschwungen und aufgerichtet zugleich. Die Augen zeigten sich bey weit geöffneten Liedern. Züge der Lebenden hatte er noch nicht, doch schon eines Sterbenden; Bläße und Erstarrung dauerten fort. Er staunte über seine Zurückkunft ins Leben; doch ertönte kein Laut aus dem verschlossenen Munde. Stimme und Sprache sind ihm zum Antworten nur gegeben." —

„Durch neue Beschwörungen zwingt die Zauberinn den Schatten, und er verkündet endlich den Ausgang des Bürgerkrieges und das Schicksal seiner Häupter."

„Nachdem der Schatten seine Vorhersagungen geendigt hatte, stand er traurig, mit erstummter Zunge da, und sehnte sich auf's neue zu sterben. Zaubergesänge und Kräuter mußten erwirken, daß er hinsank. Der Tod hatte keine Gewalt über das Leben mehr, da er schon einmahl sein Recht ausgeübt hatte. Die Thessalierinn thürmt mit vielen Eichen einen Holzstoß auf; der Todte läuft zum Feuer hin. Sie verließ den Jüngling, der

auf dem brennenden Scheiterhaufen lag, und erlaubte ihm endlich zu sterben." —

Eine sehr ähnliche Todtenbeschwörung läßt auch Cervantes in seinem Trauerspiele Numancia vorkommen, welches, in Hinsicht auf Stoff und Darstellung, eines der gräßlichsten ist. Der Hunger-, Helden- und Verzweiflungstod der von den Römern eingeschlossenen Numantiner schließt dieses Stück.

Ein Beyspiel anderer Art gebe Cato's Rede an den Brutus, der ihn befragt, welche Partey in dem Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus zu ergreifen sey. Cato antwortet: „Bürgerkrieg ist das größte Laster; wir leugnen es nicht, allein der Rechtschaffene muß sich unbekümmert dem unterziehen, wohin ihn das Verhängniß fortreißt. Es ist der Götter Schuld, wenn sie auch mich zum Verbrecher machen. Wer kann die Himmelskörper, das einfallende Weltgebäude sehen, und furchtlos bleiben? Wer mag, wenn der hohe Äther zusammenstürzt, die Erde wankt, bey den durcheinander stürzenden Massen des sich vermischenden Weltgebäudes, die Hände im Schooße haben? Sollen unbekannte Völker an Hesperiens Wuth und den Kriegen der Römer Theil nehmen? Die über dem Meere hergebrachten Fürsten auf fremdem Boden sich lagern? und ich allein soll in Muße leben? Hinweg mit dem tollen Gedanken, unbekümmert zu seyn, da Rom unter Dacier und Geter erschütternden Niederlagen dahinsinkt. Der Kummer heißt mich wie einen kinderlosen Vater in langem Leichenzuge nach dem Grabe ziehen: Wonne, die düstern Fackeln zu ergreifen, und die Trauerfackeln an den aufgerichteten Holzstoß zu halten. Nicht eher soll man mich hier wegreißen, als bis ich mein Rom entseelt umfasse, deinem Nahmen und eingebildeten Schatten, o Freyheit, die letzte Pflicht erzeige! Das soll geschehen! Die unbarmherzigen Götter sollen Versöhnungen an Römern in vollem Maße empfangen. Kein Blut soll in diesem Kriege verschont bleiben. O möchten doch die Götter des Himmels und der Unterwelt auf dieses schuldlose Haupt ihr ganzes Strafge-

richt ausgießen! Feindliche Scharen haben den sich opfernden Decius erwürgt; mich sollen beyder Parteyen Speere durchbohren. Bloßgestellt dem ganzen Speerhagel, will ich zwischen beyden Heeren das Geschoß auffangen. Dieses Blut soll die Völker retten; durch meinen Tod sollen alle Strafen getilgt werden, die Roms Sittenlosigkeit verdient hat. Wozu das Verderben von Völkern, die sich so leicht unter das Joch schmiegen? von Staaten, die so grausame Despoten ertragen? Stürzet auf mich allein mit euern Dolchen, auf mich, den ohnmächtigen Vertheidiger der Gesetze und eiteln Gerechtsamen! Dieser Kopf, er wird Hesperiens Völkern Ruhe und das Ende der Drangsale verschaffen. Nach mir braucht man keine Waffen mehr, um Herr von Rom zu werden. Lasset uns den Feldzeichen des Staats, dem Pompejus folgen. Es ist bekannt, daß auch dieser, wenn das Glück ihn begünstiget, auf die Weltherrschaft rechnet; er siege also mit meinem Beystande, damit er nicht träume, er habe für sich nur gesiegt!" —

Dagegen die stolze Rede des Pompejus an seine Kohorten:

„Rächer der Frevel! Anhänger der bessern Sache! Roms echtes Heer! dem der Senat die Waffen für das Wohl des Staats übergab, fordert mit heißem Wunsche den Aufruf zur Schlacht! Hesperiens Gefilde dampfen unter den grausamen Verwüstungen. Das rasende Gallien strömt über die frostigen Alpen herüber. Schon klebt Blut an Cäsars entweihtem Schwert. Durch der Götter bessere Fügung haben wir des Krieges ersten Nachtheil gefühlt; die Bosheit mag also von der Gegenpartey begonnen haben. Bald, bald wird unter meinem Befehle Rom Strafe und Rache ausüben. Dieser Feldzug verdient nicht den Nahmen eines wahren Kriegs, er ist ein Strafgericht des sich rächenden Vaterlands; allenfalls jenem Kriege gleich, als Catilina, sein Wuthgefährte Lentulus und der tolle Verschwörungsbund des streitfertigen Cethegus die Brandfackeln über unsere Häuser schwang. O bejammernswürdige Raserey eines Feldherrn! Das Schicksal will unsern Cäsar unter die Camillusse, unter die erlauchten Meteller erheben, und er würdigt

sich unter die Cinna's und Mariusse herab. Du wirst fallen, gewiß fallen, wie Lepidus durch den Catulus stürzte, wie Carbo durch uns des Lictors Schwert fühlte, den jetzt Sikaniens Erde deckt, wie der verbannte Sertorius, der die wilden Iberer empörte. — — Haben auch dich die Himmlischen zum Zuwachse meines Ruhmes bestimmt, o so herrscht noch speerschleudernde Kraft in meinem Arme, das Blut wallet aufs neue warm in dieser Brust auf. Du sollst fühlen, daß Männer, die Ruhe ertragen können, deßhalb noch nicht den Krieg fliehen. Er nenne mich entnervt, kraftlos; lasset euch nicht durch meine Jahre schrecken. Der Feldherr mag ein Greis seyn, wenn es nur in ihm die Soldaten nicht sind. So weit in freyen Staaten ein Bürger emporsteigen darf, hab' ich mich geschwungen: über mir ist nichts mehr als die Königsmacht. Wer in der Stadt der Römer über den Pompejus emporsteigen will, will mehr als Bürger seyn. Auf unsrer Seite werden die beiden Consuln, wird ein Heer von Edlen stehn. Wird der Senat dem Cäsar unterliegen? O so blind leitet nicht das Verhängniß den Lauf der Dinge, so schamlos ist es nicht! Wird er vielleicht von dem lange aufrührischen Gallien und von den Jahren erlebten Ungemachs aufgebläht? oder deßhalb, daß er von den Eiswogen des Rheins zurückgeflohen? Daß er ein stehendes Gewässer von wechselnder Tiefe Ocean nannte? Daß er seinen bebenden Rücken den aufgesuchten Britanniern gezeigt hat? — Oder schwillt er deßhalb in eiteln Drohungen, daß das Gerücht seiner (annahenden) Kriegswuth die bewaffnete Bürgerschaft aus ihrer Vaterstadt verscheucht hat? Ach Thor! nicht vor dir floh sie: mir folgte Alles nach, mir, vor dem, als meine Flaggen auf dem ganzen Meere wehten, ehe Cynthia zweymahl ihre ausgewundene Scheibe verbarg, der erschrockene Corsar aus der ganzen See wich und nach einer Wohnung auf dem begränzten Lande flehte. — — Alle Welttheile sind von meinen Siegen voll. Das Land, unter welchem Himmelsstriche es auch liege, ist mit meinen Trophäen angefüllt. Hier sah mich der Norden als Sieger an des kühlen

Phasis Wogen; das Innere des brennenden Ägypten ist mir bekannt, und Syene, wo sich niemahls Schatten werfen. Der Westen und Bätis an Hesperiens Ende, der in die flüchtige Thetis strömt, verehrt meine Gebothe. Meine Macht fühlte der gedemüthigte Araber, die kriegerischen Heniochen, und die — durch das geraubte Vließ berühmten — Kolcher. Vor meinen Feldzeichen zitterte der Cappadocier, der Jude, der unbekannten Gottheit Verehrer, der weiche Sophener. Ich habe Armenien, das ungeschlachte Cilicien und Taurien unterjocht, — keine Kriege mehr, als Bürgerkriege, meinem Schwiegervater übrig gelassen." —

Schön zeigt und verkündet sich Cäsars Unerschrockenheit in der Rede gegen die unwilligen, zur Empörung auflodernden Soldaten:

„Er stand auf einer grünen Erhöhung, mit unerschrockenem Antlitz, und furchtbar durch seine Furchtlosigkeit; und der Zorn sagte ihm die Worte zu, die er sprach: Hier, Soldat, der du eben mit Geberden und Händen drohtest, hier hast du meine entblößte Brust, bereit, dein Schwert zu empfangen! In diese, wenn du nicht mehr fechten willst, in diese stoß dein Schwert, dann geh! Ein Aufruhr, ohne eine kühne That, und ein Heer junger Soldaten, das nur, müde der Siege seines unüberwundenen Feldherrn, auf Flucht denkt, verräth feige Herzen. Geht, und überlaßt mich zu den folgenden Kriegen meinem Schicksale: diese Waffen werden schon Hände finden, und das Glück wird mir, nach eurem Austritt, so viele Männer wieder geben, als Schwerter durch euch erledigt sind. Pompejus findet auf der Flucht so viele Völker Hesperiens, die ihm folgen, und der Sieg sollte mir keine Schar geben, die nur die Beute des geendigten Kriegs nähme, (diesen Lohn, der euern Arbeiten bestimmt war), und ohne Wunden meinen Triumphwagen begleite? Verachtet, alt, und erschöpft von Blut sollt ihr als Pöbel, wie der übrige Römerpöbel, meinen Triumphen zusehen. Denkt ihr, daß Cäsars Bestimmungen Verlust fühlen, wenn ihr abtretet? Meint ihr durch euern Bey-

stand ein Gewicht für mich in die Schale zu legen? Die Sorge der Götter ist niemahls so in Verlegenheit, daß das Schicksal sich um euer Leben oder um euren Tod bekümmere. Die Welt hängt von den Bewegungen weniger Großen ab. Das ganze menschliche Geschlecht lebt für wenige, und du, Soldat, der du unter meinem Nahmen die Abend- und Nordländer besiegt hast, du würdest flüchten, wenn Pompejus dich führte. Unter Cäsars Waffen war Labienus tapfer; jetzt, als ein elender Überläufer, durchzieht er unter seinem neuen Feldherrn Länder und Meere. Nicht besser werd' ich's euch danken, oder euch für treuer halten, wenn ihr weder gegen, noch für mich kämpft. Wer meine Fahnen verläßt, ohne seine Waffen für den Pompejus zu führen, der möge niemahls mir angehören wollen! Ja, die Götter beweisen mir wahrhaft, daß sie für mich sorgen, da sie gewollt, daß ich erst andere Soldaten nehmen sollte, ehe ich mich einem solchen Krieg überließe. Welche Last wälzet das Glück jetzt von meinen schon ermüdeten Schultern! Es gibt mir Gelegenheit, die Hände derer zu entwaffnen, die mehr hoffen, als diese Welt fassen kann. Jetzt werde ich für mich selbst kämpfen; verlaßt mein Lager, feige Römer, und übergebt meine Fahnen Männern. Einige aber, welche Urheber dieses Unsinns sind, müssen bleiben, nicht für mich, sondern zur Strafe. Sinkt hin und streckt euer treuloses Haupt empor, und haltet den Hals dem Schwerte hin; und du, junger Soldat, künftige Stärke meines Heeres, sieh der Strafe zu, und lerne tödten und sterben!" —

Groß zeigt sich auch der sterbende Domitius, seinem Feldherrn Pompejus treu bis zum letzten Athemzuge auf dem Schlachtfelde:

„Hier starben die ruhmwürdigsten Helden des Vaterlandes; in einem Haufen lagen auf den Feldern die Leichen der Patricier und der Plebejer. Doch unter den ruhmwürdigsten Männern, die hier fielen, zeichnete sich der Tod des streitbaren Domitius aus, den sein Schicksal durch alle Niederlagen der Seinigen hindurch führte. Nirgend sank das Glück des Pom-

pejus zu Boden, wo er nicht war; so oft vom Cäsar überwunden, starb er dennoch frey. Freudig stürzte er sich hier in tausend Schwerter, und freute sich, keiner zweyten Vergebung zu bedürfen. Cäsar sah ihn, wie er sich im dicken Blute wälzte, und sprach: Nun verläßt du die Waffen des Pompejus, nun wird der Krieg ohne dich geführt. Er sagt es; jener aber hatte noch eben die Kraft, zu reden, und sterbend erwiederte er: Ich sterbe, frey und sicher, und sehe dich noch nicht im völligen Genuß der gefährlichen Belohnung des Frevels, sondern im ungewissen Stande des Glücks, und kleiner als den Pompejus, der mein Anführer war; und indem ich sterbe, kann ich noch hoffen, daß du im wüthenden Kriege einst überwunden, und von dem Pompejus und von uns schwer wirst bestraft werden."—

Eine rührende Erscheinung unter den bluttriefenden Gemählden von Schlachten und Gräueln ist die schöne Gestalt der liebenden Cornelia (Gemahlinn des Pompejus). „Als die letzte Nacht dahin und der Schlaf entwichen war, drückte Cornelia die sorgenvolle Brust ihres Gemahls, der sein Gesicht wegwandte, an ihr Herz, und wollte sich zum Kusse seinen Lippen nähern. Mit Befremden sah sie, daß Thränen seine Wangen benetzten, und gequält von tiefem Kummer, wagte sie nicht, den Pompejus weinen zu zu sehen." —

Ein herrliches Beyspiel vom Heroismus ehelicher Liebe gibt nun Corneliens Rede an den scheidenden Gatten, der sie, als sein Theuerstes hienieden, nach der Insel Lesbos in Verwahrung bringen läßt: „Ich darf nicht — sagt sie — über mein Verhängniß im Ehestand und über die Götter klagen. Kein Tod, keine Trennungsfackel bey dem gräßlichen Holzstoße zernichtet unser Liebesband. Nach dem gewöhnlichen Loose, nach Plebejerart verstoßen, vermiß ich nun den Gatten. Laß uns bey der Ankunft des Feindes unser Eheband trennen, deinen Schwiegervater besänftigen! Kennst du, Magnus, nicht besser unsere Treue? glaubst du, ich fände irgendwo mehr Sicherheit als du? War nicht von jeher unser Schicksal vereinigt? Von dir, Grausamer, getrennt, soll ich mein Haupt dem Donner

und den Weltzerrüttungen darbiethen? Hältst du das für ein sicheres Loos, da noch immer hier dein Wunsch Sterben ist? Laß mich auch Muth haben, die Drangsalen nicht überleben zu wollen! Laß mich, zum Tode entschlossen, dir ins Schattenreich folgen, so lebe ich doch, da das traurige Gerücht die entfernten Länder erschüttert, nach deinem Tode. Dazu kommt noch, du machst mich ja mit den Widerwärtigkeiten bekannt, Grausamer, und lehrest mich, unter solchem Drange nicht zu unterliegen. Vergib mir das Geständniß: ich zweifle, meine Leiden ertragen zu können. Werden meine Wünsche erhört, so wird deine Gattinn den Schlachtausgang am letzten hören. Auf einem Felsen werde ich ängstlich nach deinem Siege harren, und vor dem Schiffe zittern, das mit einer so fröhlichen Bothschaft ankommt. Auch die Nachrichten von deinem Glücke werden nicht die Sorgen aus mir verbannen, da mich, auf der unbeschützten Insel preisgegeben, auch Cäsar auf der Flucht kann zur Gefangenen machen. Eine so angesehene Verbannte wird die Küsten unvergeßlich machen; wem wird das entlegene Mitylene unbekannt bleiben, wenn des Pompejus Gattinn dahin gebracht war? Meine letzte Bitte nun: Wenn du etwa besiegt nur in der Flucht deine Rettung findest, dann steure, wenn du dich auf die See begibst, mit deinem unglücklichen Schiffe lieber nach jedem andern Orte hin: an meinen Küsten wird man dich suchen! —— Bey diesen Worten sprang sie wahnsinnig vom verlassenen Lager auf, wollte ihrem Schmerz keinen Aufschub gestatten, erlaubte sich nicht, ihre Arme wonniglich um den trauernden Gatten zu schlingen; keines von beyden vermochte es, das Lebewohl auszusprechen. Das war der traurigste unter den Tagen ihres Lebens; denn die übrigen Drangsalen hatten sie, durch Unglück schon abgehärtet, ertragen. — Die Unglückliche sank hin, wurde von den Händen ihrer Diener an die Küste gebracht, und warf sich da nieder. Sie klammerte sich an dem Gestade an, und wurde endlich ins Schiff getragen. Mit solchem Schmerzgefühle verließ die Elende nicht ihr Vaterland und Hesperiens Hafen, von Cäsars grimmigen Waffen fortgedrängt.

Des Magnus einzige getreue Gefährtin entfernt sich von dem verlassenen Anführer, und trennt sich vom Pompejus. Schlaflos durchwachte sie nun das erste Mahl die nächstgekommene Nacht." —

Als letzte Probestelle steht hier die Todesscene des Pompejus, dessen Seelengröße Lucan in den entscheidendsten Momenten wie eine erlöschende Lampe noch hoch auflodern läßt. So zeigt sich Pompejus, selbst da, als er nach der pharsalischen Schlacht entflieht, noch groß:

„Er floh mit seinem Pferde weg vom Kriege, fürchtete nicht die Pfeile, die ihm folgten, und behielt in dem äußersten Unglück seine große Seele. Kein Seufzer, keine Thräne entwischt ihm; es war eine ehrwürdige Betrübniß, die nichts seiner Majestät nahm, eine Betrübniß, wie sie dir, Pompejus, über den Fall Roms anständig war. Mit unverändertem Gesichte sahst du Pharsalia an; das Glück deiner vorigen Kriege hatte dich nicht stolz gemacht, das Unglück in diesem wird dich nicht muthlos sehen. Und so weit das ungetreue Glück in drey Triumphen unter dir war, und so viel du in drey Triumphen größer warst, so viel bist du auch in diesem Falle größer als das ungetreue Glück." —

Nun die Größe im Sterben: „Als er die Schwerter (seiner Mörder) auf sich gezogen sah, verhüllte er sein Gesicht, und wollte sein bloßes Antlitz dem Schicksale nicht darstellen. Dann schloß er seine Augen, hielt seinen Odem zurück, um weder einen Laut von sich zu geben, noch seinen unsterblichen Ruhm durch eine Thräne zu beflecken. Sobald aber der gottlose Achillas das Schwert in seine Brust stieß, bezeigte kein Seufzer einen Unwillen; er verachtete die Bosheit, sein Leib blieb unbeweglich, und sterbend versuchte und billigte er seine Stärke." — Dagegen läßt der Dichter den Cäsar, da er des Gegners abgeschlagenes Haupt erblickt, nur falsches Mitleid und erheuchelte Seelenschönheit zeigen. Ein königlicher Trabant segelt ihm entgegen, und überreicht ihm, mit einem Aufwande redneriſcher Dialektik, das todte Haupt, ein gräßliches Geschenk. Cäsar ent-

hüllt es, und starrt die vom Tode entstellten Züge so lange an, bis er sich überzeugt, es sey wirklich das Haupt des Pompejus. Erst nun erpreßt er gezwungene Thränen, stoßt Seufzer aus der frohen Brust, und tadelt den Mord, mit den heftigsten Scheltworten zürnend. Aber der Weinende, sagt der Dichter, fand keine Gefährten bey dieser Sprache, das Volk glaubte seinen Klagen nicht, und wagte mit Freudenmienen das bluttriefende Haupt — eine herrliche Freyheit! — anzublicken, über welches Cäsar trauerte.

Claudius Claudianus.

Nachrichten über sein Leben und Bemerkungen über seine poetischen Werke findet man in der vorhergehenden historischen Übersicht der römischen Poesie. Es bleibt nur noch übrig, den Leser durch einige Proben aus den epischen Gedichten mit seinem poetischen Geiste etwas näher bekannt zu machen. Zu diesem Behufe folgt hier die nachstehende kleine Blumenlese.

Beschreibung der allgemeinen Freude im Orcus über die Vermählung des Pluto und der Proserpina.

„Die bleiche Schar freut sich, und die begrabenen Völker frohlocken; die Schatten überlassen sich Freudengelagen. Bekränzt feyern die Manen ein fröhliches Mahl; ungewöhnlicher Gesang unterbricht das düstere Schweigen. Das Ächzen des Erebus wird gestillt, die Dunkelheit weicht freywillig, und gestattet, daß die ewige Nacht sich verdünnet. Keine Schläge tönen, und der ruchlose Tartarus erschallt von keinem Jammer über die bisher verschobenen Strafen. Kein herabrollendes Rad quält den arbeitenden Ixion, das neidische Wasser wird den Lippen des Tantalus nicht entzogen, und Tityos dehnt endlich die großen Glieder aus. Die Eumeniden vergaßen der Lasterhaften und der furchtbaren Wuth, füllten den Becher, und tranken Wein mit wildem Haar; ihre Drohungen verschwinden, sie singen sanfte Lieder, und dehnen ihre Gefährten, die Schlan-

gen, über die vollen Becher aus. — Man sagt, daß damahls die Quellen des Acheron sich ganz verwandelt hätten, und von Milch angeschwollen wären; der grünliche Kocytus habe von süßem Weine geströmt. Jetzo riß Lachesis den Faden nicht und keine ungestüme Klage unterbrach die heiligen Chöre. Kein Tod schweifte auf der Erde herum, und keine Mütter betrauerten einen Scheiterhaufen. Kein Schiffer starb in den Wellen, kein Soldat vom Speer. Die Städte blieben von Leichen frey; der alte Fuhrmann versteckte die haarige Stirne in das Schilf und trieb den leeren Kahn mit Gesang fort." —

(Raub der Pros. 3. Buch.)

Pluto's Rede an die geraubte Proserpina, um sie zu trösten, da er sie in den Orcus führt.

„Höre auf, Proserpina, dein Gemüth mit traurigen Sorgen und eitler Furcht zu beunruhigen! Du erhältst ein größeres Reich, und wirst mit keinem unwürdigen Manne vermählt. Ich, jener Sohn des Saturnus, dem das Weltgebäude dient, und dessen Macht sich durch das unermeßliche Leere erstreckt! Glaube nicht, du habest den Tag verloren; ich habe andere Gestirne, andere Wolken; du wirst Licht sehen und fromme Verehrer. Hier wohnt eine bessere Art von Menschen, ein goldenes Geschlecht, und wir haben immer, was die Sterblichen nur einmahl verdient. Auch mangeln dir nicht sanfte Wiesen; hier duften von bessern Zephyren immerwährende Blumen, die selbst dein Enna nicht erzeugt. Auch steht in schattigen Hainen ein sehr reicher Baum, dessen glänzende Zweige sich unter grünem Metall beugen. Dieser wird dir geheiliget; da wirst du glücklichen Herbst halten und immer mit goldenen Früchten bereichert werden. Doch, was sage ich? Alles, was die flüssige Luft enthält, was die Erde nährt, was das salzige Meer dahinwälzt, was die Ströme führen, was die Sümpfe hägen, alles Sterbliche wird sich deiner Herrschaft unterwerfen, alles, was unter dem Monde liegt. Unter deine Füße wirst du purpurne Könige treten, die, nach abgelegter Üppigkeit, mit dem armen Haufen vermischt

werden. Der Tod macht Alles gleich. Du wirst die Schuldigen verurtheilen, du wirst den Frommen Ruhe geben, durch deinen Ausspruch werden die Verbrecher gezwungen werden, die schändlichen Thaten ihres Lebens zu gestehen. Nimm mit dem Strom Lethe die Parzen hin! Schicksal sey, was du wollen wirst." —

(Raub d. Pros. 2. B.)

Beschreibung des Ätna.

„In Siciliens Mitte steigt der Ätna mit durchbrannten Klippen empor. Seine Spitze darf man nur betrachten, nicht ersteigen; das Übrige grünt von Bäumen, aber kein Anbauer betritt den Wipfel. Bald speyt er in ihm selbst erzeugten Hagel, und verdunkelt den Tag durch Pechwolken; bald biethet er den Gestirnen mit schrecklichen Lasten Trotz, und durch seinen Verlust nährt er den Brand. Obgleich er aber von allzu viel Hitze glüht, weiß er doch dem Schnee Treue zu halten, und zugleich mit der Asche wird das Eis hart, sicher vor so großer Gluth, durch geheime Kälte und durch den getreuen Rauch geschützt. Unschädlich leckt die Flamme den angränzenden Rauch. Was für Maschinen heben diese Felsenstücke in die Höhe? Was für eine Kraft macht die weiten Höhlen? Aus welcher Quelle kommt der vulkanische Strom?" —

(Raub d. Pros. 1. B.)

Schmerz der Ceres über Proserpinens Verlust.

„Sie geht aus dem Tempel, aber nichts war der Eilenden schnell genug; sie klagt, daß ihr langsames Gehen nicht fortgehe. Sie fürchtet Alles und hoffet nichts. So ängstigt sich ein Vogel, der die zarte Brut einer niedern Erle vertraut, weil er Speise bringen wollte, und denkt abwesend mancherley: es möchte der Wind das zerbrechliche Nest vom Baume geschüttelt haben, es möchte von einem Menschen entwandt oder ein Raub der Schlangen werden. Gleich einem Hause, das unbewacht geblieben, und dessen Thüren offen stehen, war der Anblick des traurigen und öden Pallastes. Als sie den unerwarteten Verlust

erblickte, zerriß sie ihr Gewand, und raufte mit dem Haare die zerbrochenen Ähren aus. Die Thränen stritten; da war keine Stimme, kein Athemholen, und in dem innersten Mark erschüttert ein Zittern die Gebeine. Die fortgehenden Schritte wanken, und als sie nach eröffneten Thüren die leere Wohnung und die öden Säle durchirrte, erkannte sie das halbzerrüttete Gewebe und die unterbrochene Arbeit der Weberspuhle. Die göttliche Arbeit war umsonst, und die kühne Arachne hatte mit unheiligem Gewebe den übrigen Raum erfüllt. Sie beweinte das Unglück nicht, und doch küßte sie das Gewebe, und die stummen Klagen gingen in den Fäden verloren." —*)

Proserpinens Raub in dem schönen Thal von Enna.

„Zephyr schüttelte seine von frischem Nektar triefenden Schwingen und befruchtete den Boden mit Thau. Wohin er flog, folgte ihm sanft gerötheter Lenz; alles entfaltete sich dem heitern Himmel. Mit blutrothem Schimmer bekleidete er die Rosen, die Hyacinthen mit dunkler Pracht, und mahlte die Veilchen mit dem sanften Schwarzblau. Nicht prächtiger ist der parthische Königsgürtel mit bunten Juwelen geschmückt; nicht herrlicher wird die Wolle durch den köstlichen Schaum des assyrischen Purpurkessels gefärbt; nicht schöneres Gefieder verbreitet der Vogel der Juno.

Der Reiz der Gegend übertraf noch die Blumen. Eine sanft anschwellende Fläche mit leichten Abhängen wuchs zum Hügel empor; Quellen aus schneeweißem Gesteine leckten mit rieselnden Bächen die thauigen Gräser. Ein Wald milderte durch Kühlung seiner Zweige die sengenden Sonnenstrahlen, und behielt Bruma's Kälte selbst mitten in der Hitze. Hier rauschte die zum Schiffsmast taugliche Tanne, die Hornkirsche, die den Kriegern ihre Speere verschafft, die Eiche, der Liebling Jupiters, die grabumschattende Cypresse, die Weide voll Honigwaben, und der prophetische Lorber. Hier wehte mit

*) Diese Stellen sind von Schmid übersetzt; die folgende von Kretschmann; die letztern von Dusch.

dichtem Wipfel der krause Buchsbaum, hier kroch der Epheu herum, und der Weinstock umschlang die Ulme. Nicht weit davon verbreitete sich ein See, an dessen von zweigevollen Wäldern umgränztem Ufer das nächste blässere Gewässer bis auf den klaren Grund hinunter dringen läßt, und alle Geheimnisse der durchsichtigen Tiefe verräth.

Hierher flog Proserpina mit den Gespielinnen und ward von Cytheren zum Pflücken ermahnt. „Geht doch, Schwestern, weil noch die Luft vor der Frühsonne thaut, und mein Morgenstern den gelben Acker befeuchtet!" — So sprach sie, und fing an, die Sinnbilder ihres Schmerzes, die Rosen, zu pflücken. Die Andern zerstreuten sich durch die verschiedenen Triften; wie die Bienenschwärme auf den Quendel des Hybla fallen, wenn ihre Weisel das wächserne Lager in Bewegung setzen, und das honigsammelnde Heer aus der Buche hohlem Bauch die auserlesenen Kräuter umsummt. Jetzt wurden die Wiesen ihres Schmuckes beraubt. Diese flocht die braune Viole zu den Lilien; jene schmückte sich mit dem sanften Amarant; diese hatte sich das Haar mit rothen, jene mit weißen Rosen geziert. —

Unter allen war keine gieriger auf die Blumenlese, als sie, die einzige Hoffnung der fruchtbringenden Göttinn. Bald füllte sie ihre buntgeflochtenen Körbe mit dem Raube des Feldes, bald wand sie Blumen zusammen, und, unwissend, was sie thät, bekränzte sie sich damit. —

Horch! Plötzlich entstand während dieses jungfräulichen Spiels, ein brüllendes Geräusch. Thürme schlugen mit Thürmen zusammen, und Städte wurden auf ihren erschütterten Grund gestürzt. — Schon suchte der Herrscher der Geister durch finstere Krümmungen seinen unterirdischen Ausweg. Seine schweren Rosse zerstampften den seufzenden Enceladus, die Räder schritten über die ungeheuern Gliedmaßen; der belastete Nacken des Giganten, der jetzt Sicilien und den Pluto trug, strebte nur schwach sich zu bewegen, und seine Schlangen umwanden ermattet die Achse des Wagens. Aber rauchend fuhr das Geleis über den schwefligen Rücken."

Petronius Arbiter,

dessen in der Geschichte der römischen Poesie schon erwähnt wurde, schrieb gleichfalls ein episches Gedicht über den Bürgerkrieg, von welchem aber nur ein Fragment sich erhalten hat. Dusch, der es übersetzte, sagt davon: „Ungeachtet es die Thatsachen mit mehr Dichtung vermischt, und Maschinen hat, möchte es gleichwohl, genau betrachtet, wenig von Lucans Bürgerkriege unterschieden seyn." — Es folgen zur Probe hier einige Stellen aus diesem Fragment:

„Der siegende Römer besaß schon die ganze Welt, so weit das Land reicht, so weit die Sonne vom Morgen zum Abend läuft; und noch hatte er nicht genug. Schon fuhren seine beladenen Schiffe durch alle Meere. Lag noch irgendwo ein versteckter Busen, war irgend ein Landstrich, der gelbes Gold hatte, so waren sie Feinde, und man suchte, da das Schicksal zu traurigen Kriegen sich hinneigte, Schätze. Bekannte Freuden gefielen nicht mehr, noch Vergnügungen, die durch den gemeinen Genuß schon alt waren. Der Soldat saß gern in Gallerien, geschmückt mit korinthischem Erz. — —

Welche Künste waren vermögend, das in diesem Schlamm versunkene, entschlafene Rom auf eine heilsame Art rege zu machen, außer Wuth, Krieg und Schwert?

Drey Feldherren hatte das Glück erhoben, welche die Kriegesfurie in verschiedenen Welttheilen unter einem Grabmahl von Waffen bedeckt hat. In Parthien liegt Crassus, im libyschen Meere Pompejus; Julius Cäsar hat mit seinem Blute das undankbare Rom bespritzt; und das Schicksal, als könnte die Erde so viele Grabmahle nicht tragen, vertheilte ihre Asche. Das ist die Ehre, welche die Ruhmbegierde gibt!

Zwischen Parthenope und den Feldern des großen Campaniens liegt, tief versenkt in einem Erdschlunde, ein Ort, gewässert vom Kocytus; denn der heraussteigende Dampf breitet umher eine tödtende Hitze aus. Hier grünt in keinem Herbst die Erde, und kein fruchtbarer Acker bekleidet sich mit Gras. Kein schlankes Gebüsch lispelt ins Frühlingslied der Vögel,

sondern traurige Cypressen beschatten das Chaos und die ringsum zusammen gerüttelten, vom Anhauche des Dampfes berußten Felsen. Aus diesen Wohnungen hob Dis sein Haupt empor, bedeckt mit flammendem Ruß und grauer Asche, und redete die geflügelte Fortuna also an:

Die du über die Angelegenheiten der Menschen und Götter herrschest, du, die keine zu sichere Macht, sondern immer Veränderungen liebt und gibt und nimmt, sage, empfindest du, daß das Gewicht Roms dir zu schwer wird? und daß du nicht länger die sinkende Last aufrecht halten kannst? Die römische Jugend haßt ihre eigene Stärke, und trägt übel die Last von Roms Größe. Sieh, wie Alles von den Beuten schwelgt und rasend sein Vermögen verschwendet! Sie bauen aus Gold, und führen ihre Gebäude bis an den Himmel. Seen vertreiben sie aus ihren Feldufern, verwandeln Felder in Meere, verändern die Lage der Dinge, und empören sich wider die Natur. Sieh! auch mein Reich greifen sie an. Die Erde wird durch weite Brüche gespalten; die Höhlen der ausgehauenen Berge seufzen, und der Steine wegen, denen man einen Nutzen ersonnen hat, müssen die Manen fürchten, das Tageslicht zu sehen. Auf demnach, Fortuna, verwandle den Frieden in Krieg, empöre die Römer, und gib meinem Reiche Leichen. Schon lange habe ich kein Blut getrunken, schon lange hat meine Tisiphone ihre durstigen Glieder nicht im Blut gebadet, seit der Zeit, da das Schwert des Sylla würgte, und die Erde mit diesem Blut gedüngte Früchte hervortrieb.

Als er so sprach, wollte er Fortunen die Hand reichen, und streckte sie aus der zerrissenen Erde hervor. Darauf sprach Fortuna: Vater, dem die Wohnungen des Kocytus unterthan sind, darf ich anders die Wahrheit offenbaren, so wisse, mein Wunsch wird erfüllt, denn nicht geringer als dein Zorn ist derjenige, der in dieser Brust gährt, nicht geringer die Flamme, die mein Mark verzehrt. Alles ist mir verhaßt, was ich dem prächtigen Rom verstattet habe, und ich bereue meine Geschenke. Eben der Gott, der Rom erbauet, zerstöre

sein großes Gebäude. Auch ich habe Lust, durch Morden Männer zu schaffen; auch ich will schwelgen, aber im Blute. Schon sehe ich die Felder Emathiens zweymahl mit Leichen bestreut, die Scheiterhaufen Thessaliens, und die Leichen der Iberier. Schon erschallt das Getöse der Waffen in meinen Ohren. Ich sehe Lybien und deine seufzenden Palläste, o Nil, und die Buchten von Actium von den Waffen zittern. Eröffne dann die dürstende Gebiethe deines Landes und nimm ein neue Seelen; kaum soll der Kahn des Schiffers Porthmeus zureichen, die Schatten der Helden überzusetzen; eine Flotte wird er nöthig haben. Und du sättige dich, bleiche Tisiphone, an unaussprechlicher Niederlage, und trinke das Blut der Wunden; die zerfleischten Völker einer Welt werden hinabgeführt zu den stygischen Schatten. —

Kaum schwieg sie, als durch einen strahlenden Blitz die Wolke zerrissen wurde, donnerte, und dann den Feuerstrahl wieder verbarg. Der Vater der Schatten saß lauschend in der tiefen Erdspalte, und erblaßte aus Furcht vor dem Blitze seines Bruders.

Sogleich erkannte man aus Vorzeichen der Götter das kommende Blutblad und den Untergang der Menschen; denn der blutrothe Titan bedeckte sein entstelltes Gesicht mit Finsterniß. Cynthia verlöschte den Glanz ihres vollen Gesichts, und entzog dem Verbrechen ihr Licht. Berge sanken ein, ihre Gipfel stürzten donnernd nach; die geschlängelten Flüsse erstarben und liefen nicht mehr durch ihre bekannten Ufer. In der Luft stürmte ein Getöse von Waffen, und aus drey Gegenden riefen drey Trompetenstöße den Tod. Schon brannte der Ätna von ungewöhnlichem Feuer und wälzte seine Gluthströme ins Meer. Sieh, zwischen Grabhügeln und unbegrabenen Gebeinen drohen Schattengestalten mit grausamem Gezische. Aus den Wolken stürzt ein blutiger Regen herab.

Diese Zeichen erklärt der Gott in kurzer Zeit; denn Cäsar, getrieben von Rachbegierde, verließ ungesäumt den gallischen Krieg, und ergriff die Waffen zur bürgerlichen Fehde. Auf

den hohen Alpen, da, wo die Felsen sich herunter neigen und Zugang verstatten, ist ein Ort, geweiht den Altären des Herkules. Ihn versperret der Winter mit Eis, und thürmt seine graue Stirn zu den Sternen empor; der Himmel scheint auf ihn eingestürzt zu seyn. Die Luft wird hier weder durch die Strahlen der Sonne im Sommer, noch im Frühling gelinder; sondern befroren mit Eis, und starr von Winterreif, kann er auf seinen drohenden Schultern das Gewicht eines Erdkreises tragen.

Als Cäsar mit seinen frohen Soldaten diesen Gipfel betrat, sah er von oben herab weit in die Gefilde Hesperiens, hob Hände und Augen empor und sagte: Allmächtiger Jupiter, und du, saturnisches Land, das ich durch meine Waffen bereichert habe und künftig durch meine Triumphe schmücke, bey euch bezeuge ich, daß ich ungern zu diesen Städten den Krieg führe, ungern meine Hände wider sie bewaffne; aber Beleidigungen zwingen mich. Aus meiner Vaterstadt bin ich verbannt, und es wird Verbrechen an mir, daß ich den Rhein mit Blut gefärbt, die Gallier, die zum zweyten Mahl unserm Capitol drohten, von den Alpen abgeschnitten, mich in auswärtigen Eroberungen ermüdet, das Blut der Deutschen vergossen, und sechzig Siege erfochten habe. Und doch — wer sind sie, denen mein Ruhm schrecklich ist? Oder wer erregt wider mich Krieg? Erkaufte und niedrige Miethlinge, deren Stiefmutter mein Rom ist; doch, wie ich hoffe, nicht ungestraft und ohne Rache soll dieser Feige meine Hand fesseln! Zieht hin, ihr Sieger, mit eurer ganzen Wuth! zieht hin, meine Kriegsgefährten, und verantwortet euch mit dem Schwert! denn wir alle sind für gleich schuldig erklärt, uns allen droht Eine Strafe. Ich muß euch danken, denn nicht ich allein habe gesiegt. Weil denn Strafe auf Siege folgen, und wir nach Eroberungen das Kleid der Beklagten tragen sollen, so werft hin die Würfel, und laßt das Glück den Wurf entscheiden! Schickt euch an zum Kriege, und versucht eure Arme! Meine Rache wenigstens ist schon entschieden; unter so vielen Ta-

pfern kann ich, so lange ich Waffen habe, nicht überwunden werden.

Als er so sprach, ließ sich ein delphischer Vogel vom Himmel (ein günstiges Zeichen!) und schlug mit den Flügeln die Luft. Auch erschollen aus der linken Seite des grauenvollen Haines unter häufigen Blitzen ungewöhnliche Stimmen. Der Glanz des Phöbus ward heiterer als gewöhnlich, und sein Antlitz bekleidete sich mit goldenen Strahlen. Bestärkt durch diese Zeichen trug Cäsar die Kriegsfahnen weiter, und ging mit ungewöhnlicher Kühnheit vor dem Heere einher." —

Der Vollständigkeit wegen muß hier auch Catulls Gedicht: Die Vermählung des Peleus und der Thetis, erwähnt werden. Es ist ein Epos im kleinsten Umfang zu nennen, und reich an Schönheiten. Einige Stellen folgen hier zum Belege:

Als nun nach vollendeten Monden der sehnlich erwünschte
Tag erscheint, da kehrt das ganze Thessalien bey ihm (Peleus)
Ein; glückwünschende Scharen erfüllen des Königes Pallast.
Alle bringen Geschenke, die Freude lacht Allen im Antlitz,
Niemand bauet das Feld; die Nacken der Ochsen erschlaffen;
Keine Hacke reinigt den niedergesunkenen Weinstock;
Keine Sichel benimmt dem Baume den üppigen Schatten;
Keinen Erdkloß zermalmt der Stier mit wühlendem Eisen,
Die verlassenen Pflüge sind alle mit Roste beflecket;
Aber seine Gemächer, so weit die königlich reiche
Burg sich erstrecket, leuchten von funkelndem Silber und Golde;
Elfenbein glänzt an den Thronen, auf Tischen blinken Pokale,
Fürstliche Schätze füllen den ganzen strahlenden Pallast.

Unter den Stickereyen, womit das Prunkgemach verziert ist, hebt besonders die Geschichte Ariadnens sich hervor. Sie macht den Haupttheil des Gedichtes, und Catull scheint dabey Homers weitläufige Beschreibung vom Schilde des Achilles als Vorbild im Sinne gehabt zu haben. Die Klagen und Verwünschungen der verlassenen Ariadne über den treulosen The-

seus haben viel ergreifenden Pathos; hier nur einige Stellen davon:

Falscher Theseus! mich so von dem väterlichen Altare
Wegzuziehen! auf ödem Gestade mich so zu verlassen!
Trägst du so gräulichen Meineid in deine Heimath hinüber?
Scheuest so wenig bey deiner Flucht das Auge der Götter?
Ach, war nichts vermögend, den grausamen Vorsatz zu hemmen?
War kein Mitleid mit mir in deiner Seele mehr übrig?
Konnte nichts die harte Brust zur Erbarmung erweichen?
Nicht dieß hast du mir ehmahls mit Hand und Munde gelobet,
Nicht dieß ließest du mich, mich Kind des Unglücks erwarten,
Sondern Hymens erwünschtes Bündniß und Feste der Freude,
Welches Alles nun die Winde des Himmels verwehen.
Glaube doch nimmer hinfort ein Weib dem Manne, der schwöret! —
Ich — ich habe dich aus dem Strudel des Todes gerissen;
Dafür werd' ich nun reißenden Thieren und Vögeln zum Raube,
Nicht im Tode begraben oder mit Erde bestreuet.
Welche Löwinn hat dich am wüsten Felsen geboren?
Welches schäumende Meer empfing dich und spie dich ans Ufer?
— — — — — — — — — — — — —
Wäre dir die Verbindung mit mir nicht gefällig gewesen,
Weil ein strenges Geboth des scharfen Vaters dich schreckte,
War es dir doch vergönnt, mich in euren Pallast zu nehmen.
Fröhlich hätt' ich dort als Magd dir Dienste geleistet. —
Doch was klag' ich vom Jammer Betäubte mein Unglück vergebens
Unempfindlicher Luft, die mit keinen Sinnen begabet,
Meiner Worte keines vernimmt und keines erwiedert?
Ach! er selber schwebt ja schon auf der Höhe des Meeres,
Und an dem öden Gestad' läßt sich kein Sterblicher sehen.
So verhöhnt mich in äußerster Noth das grausame Schicksal,
Daß es meinen Klagen auch nicht ein menschliches Ohr gönnt.
— — Leer ist der Strand, auf der Insel kein Obdach,
Aus den Alles umzingelnden Wellen des Meeres kein Ausgang.
Hier ist kein Mittel zur Flucht mehr, keine Hoffnung mehr;
stumm ist
Alles, erstorben Alles, alles zeiget den Tod mir.
Doch nicht eher schließe der Tod mein brechendes Auge,
Eher werde mein Leib nicht aller Gefühle beraubet,
Bis ich Verrathne gerechte Strafe vom Himmel gefordert,
Und in der letzten Stunde die Rache der Götter erflehet.

Und nun, Züchtigerinnen der Missethaten der Männer,
Deren mit Schlangenhaaren umflochtene Schläfe den Ingrimm,
Der den Busen euch aufschwellt, sicher verkündigen, hieher!
Hieher, ihr Eumeniden! hört mich, hört die Verwünschung,
Die ich hülflos, wehe mir Armen! glühendes Herzens,
Rasend vor blinder Wuth, gezwungen bin auszustoßen;
Und so wahr sie mir aus dem innersten Busen gepreßt ward,
Laßt sie nicht vergebens in leere Lüfte verfliegen,
Sondern in welchem Jammer mich Theseus einsam zurück ließ,
Mit demselben Jammer betrüb' er sich und die Seinen! —

* * *

Als ihr bekümmertes Herz sich in diese Klagen ergossen,
Und sie für so viel Grausamkeit angstvoll Strafe gefordert,
Gab der König der Himmlischen mit dem allmächtigen Haupte
Seinen Wink: und der Erdball erbebte, die Tiefen der Meere
Zitterten, und der Äther wankte mit allen Gestirnen.

Mit solchen Bildern war der prächtige Teppich gestickt. Als die thessalische Jugend sich am Anschauen hinlänglich ergetzt hat, ziehen sie sich zurück; nun folgt ein Gleichniß, welches, meiner Meinung nach, unter die schönsten gehört, die je gedichtet worden sind:

— — Wie, wenn vor dem regen Feuer der Sonne
Allgemach Aurora heraufsteigt, des sausenden Zephyrs
Früher Morgenhauch die Wellen des ruhigen Meeres
Kreiselt, welche zuerst, vom linden Blasen nur langsam
Fortgestoßen, hüpfend ein leises Gemurmel erregen,
Bald bey wachsendem Winde lauter erbrausen und lauter,
Und nun alle von fern in purpurnem Lichte sich wälzen:
So verließ man die Hallen des königlichen Pallastes,
Und so kehrten Alle mit schnellen Schritten zur Heimath.

Den Beschluß mache die schöne Beschreibung der Parzen, die bey dem Hochzeitfest des Peleus und der Thetis erscheinen, um den Neuvermählten als Schicksalsgöttinn ihre fröhliche, glückliche Zukunft zu verkünden.

Als nun alle sich auf die glänzenden Sitze gelagert,
Wurden mit mannigfaltigen Speisen die Tische besetzet,

Unterdeß mit schwacher Erschütterung des Körpers die Parzen
Ihre Wahrheit redenden Wechselgesänge begannen.
Ihnen umhüllte damahls die zitternden Glieder ein weißes
Kleid, das Tyrus mit purpurnem Saume dreyfach besetzet.
Die schneefarbige Scheitel umgaben rosige Binden,
Und die Finger rupften ihr ewiges Tagewerk rüstig.
Ihre Linke faßte die Spindel mit Wolle bekleidet,
Und die Rechte zog mit aufrecht stehenden Fingern
Sanft den Faden herab, und indessen der Daumen ihn drehte,
Lief die länglich runde zierliche Spindel im Kreise.
Aber beständig ward die Arbeit vom Zahne geschlichtet;
Auch blieb an den trockenen Lippen manch Fäserchen Wolle,
Das zuvor den glatten Faden unebnete, hangen.
Aber vor ihren Füßen verwahrten geflochtene Körbe
Zartes Vließ von schneeweiß glänzender Wolle der Lämmer;
Dieses zerrupften sie jetzt und sangen mit silberner Stimme
Göttliche Wechselgesänge vom Schicksal; Wechselgesänge,
Die kein folgendes Alter der Welt der Falschheit bezichtigt.

Publius Papinius Statius.

Biographische Notizen und kritische Bemerkungen über diesen Dichter und seine Werke sind schon in der kurzen Geschichte der römischen Poesie enthalten. Hier betrachten wir nur dessen Thebais, ein episches Gedicht in zwölf Büchern. Das sonderbarste Zeugniß, wie sehr dieses Gedicht zu seiner Zeit bewundert wurde, ohne dem Dichter Lohn zu bringen, gibt Juvenal in seiner 7ten Satyre:

Curritur ad vocem jucundam et carmen amicae
Thebaidos, laetam fecit cum Statius urbem
Promisitque diem, tanta dulcedine captos
Afficit ille animos, tantaque libidine vulgi
Auditur, sed, cum fregit subsellia versu,
Esurit, intactam Paridi nisi vendit Agaven*).

Der Inhalt der Thebais ist nach seinen Hauptmomenten folgender:

*) Man eilet nach dem lieblichen Gesang,
Nach der Thebais schon bekannten Reizen,

Ödip, König von Theben, verwünscht seine Söhne und ruft die Tisiphone zur Rache gegen sie auf. Tisiphone erregt Eifersucht und Herrschbegierde unter den Brüdern, (Eteokles und Polynices), welche mit einander überein kommen, ein Jahr um das andere in Theben zu regieren, so daß der eine während der Regierung des Andern im Exil seyn soll. Eteokles kommt zuerst zur Regierung, Polynices begibt sich indessen zu seinem Freunde und Bundesgenossen, dem Adrast, König von Argos. Hier trifft er mit dem Tydeus zusammen, mit dem er in Streit geräth. Adrast kommt dazu, versöhnt sie, und erkennt in ihnen die vom Orakel seinen Töchtern bestimmten Gatten.

Jupiter beschloß im Götterrathe, die Familie des Cadmus und des Adrast zu verderben. Er läßt den Lajus in der Unterwelt durch den Merkur auffordern, dem Eteokles zu erscheinen und ihn zu bewegen, seinen Bruder vom Reiche auszuschließen.

Adrast läßt seinen Gästen ein nächtliches Mahl bereiten. In derselben Nacht erscheint Lajus dem Eteokles und reizt ihn zum Kriege gegen seinen Bruder.

Im zweyten Gesange verkündet Adrast dem Polynices und dem Tydeus den Willen des Schicksals, ihnen seine Töchter zu Gemahlinnen zu geben. Sie nehmen den Antrag dankbar an. Das Vermählungsfest wird gefeyert. Nach Ablauf des Jahres von Eteokles Regierung wird Tydeus nach Theben geschickt, um den König aufzufordern, seinem Bruder die Herrschaft abzutreten. Er wird schnöde empfangen, und mit seinem Gesuche

Wenn Statius die Stadt in Freude setzt
Und ihr den Tag bestimmt.
So sehr entzückt er die bezauberten Gemüther,
Mit solcher Wonneluſt hört ihn das Volk:
Und doch — wenn seine Verse auch die Bänke sprengten,
Würd' er verhungern müssen,
Hätt' er dem Paris sein noch unedirtes Stück
Agave nicht verkauft. —

Übers. von Bahrdt.

(Agave war ein Trauerspiel des Statius, welches dieser dem reichen Emporkömmling Paris aus Noth verkaufen mußte.)

abgewiesen. Drohend verläßt er den König und die Stadt, wird aber vor der Stadt von fünfzig im Hinterhalt liegenden, vom König abgeschickten jungen Leuten angefallen, die er in einem hartnäckigen Kampf alle, bis auf einen, erlegt, welcher dem Eteokles die Bothschaft der Niederlage überbringt, und sich darauf selbst tödtet. Die Ältern und Freunde der Erschlagenen begraben die Ihrigen.

Mars erhält von Juno den Befehl, Argos zum Kriege zu entflammen. Tydeus kommt verwundet nach Argos zurück, und vermehrt durch seine Erzählung die Begierde der Argiver, die Waffen zu ergreifen. Adrast beschließt, die Seher, Amphiaraus und Melampus, vorher um Rath zu fragen. Diese sehen nichts als unglückliche Zeichen, schweigen aber. Amphiaraus wird endlich vom Capaneus und dem ungeduldigen Volke genöthiget zu sagen, was er für Zeichen gesehen habe; aber, statt daß er dadurch hätte abschrecken sollen, wird er vielmehr vom Capaneus für seine Unglücksbothschaft verspottet. Im dritten Buche schildert der Dichter die Anstalten der Argiver zum Feldzuge, und die sieben Feldherren, welche mit ihrer Mannschaft gegen Theben ziehen; dann die Zurüstung der Thebaner. Thiresias wird vom Eteokles um Rath gefragt, und erforscht die Zukunft durch ein Todtenopfer, in welchem sich ihm die Unterwelt offen zeigt, und Lajus den Ausgang des Krieges in dunkeln Orakelsprüchen offenbart. Während das argivische Heer bey Nemea steht, bittet Bacchus, aus Liebe zu Theben, die Nymphen, die Quellen von Argos, und insonderheit bey Nemea, auszutrocknen. Durch diese und die Hülfe der Gestirne vertrocknen alle Gewässer der Gegend, und Menschen und Vieh werden vom heftigsten Durste gequält, bis ihnen Hypsipile aus Lemnos, die von Seeräubern nach Nemea geführt und Amme bey Opheltes, dem Sohne des Königs, geworden war, eine Quelle zeigt, aus der sie ihren Durst löschen. Während Hypsipile die Begebenheiten von Lemnos und ihre Schicksale erzählt, wird der kleine Knabe, den sie im Grase liegen ließ, von einer Schlange getödtet. Hypsipile soll wegen dieser

Verwahrlosung des Kindes mit dem Tode bestraft werden, wird aber noch von ihren Brüdern, die aus Lemnos kommen, gerettet. Zu Ehren des getödteten Knaben werden Leichenfeyerlichkeiten und Spiele gegeben. Indeß befiehlt Jupiter, unwillig über das Zaudern der Argiver, dem Mars, das Heer nochmahl anzutreiben. Mars schickt den Pavor voraus, der die Argiver überredet, die Thebaner wären im Anzuge gegen sie. Mars kommt nach, und entflammt ihre Kampfbegierde noch stärker. Bacchus beschwert sich beym Jupiter über das Unglück, welches Theben bevorstehe, wird aber beruhigt durch Jupiters Versicherung, daß Thebens Untergang jetzt vom Schicksale noch nicht beschlossen sey.

Nun folgt im vierten Buche die Schlacht des thebanischen und argivischen Heeres vor Theben, die durch folgende Veranlassung beschleuniget wird. Jocasta, von ihren beyden Töchtern begleitet, erscheint im argivischen Lager, und überredet ihren Sohn, noch einen Versuch zu einem friedlichen Vergleich mit seinem Bruder zu machen. Tydeus widersetzt sich. Unterdeß hatte eine Furie zwey zahme Tiger des Bacchus, die unschädlich umherliefen, wüthend gemacht. Sie richteten Niederlagen im argivischen Lager an, bis sie da erlegt werden. Die Thebaner suchen diesen, an heiligen Thieren begangenen Frevel zu rächen. Nun werden die Heere handgemein. Jocasta flieht mit ihren Töchtern in die Stadt zurück. — Amphiaraus kommt in der Unterwelt an, und rechtfertiget sich beym Pluto, daß er lebendig sein Reich betrete. Das argivische Heer bringt einen Theil der Nacht in Bestürzung über das Schicksal des Amphiaraus, und mit Klagen über seinen Verlust zu. Die Thebaner feyern dagegen ein Freudenfest. In der Versammlung der Argiver wird Thiodamas an Amphiaraus Stelle zum Augur ernannt.

Im fünften Buche folgt das zweyte Treffen zwischen den Thebanern und Argivern. Tod des Tydeus. Polynices ist darüber trostlos, will sich in sein eigenes Schwert stürzen, wird aber davon abgehalten. Hippomedon vertheidigt den Leichnam

des Tydeus gegen die Angriffe der Thebaner, bis er durch eine List der Tisiphone von ihm weggelockt wird, und die Thebaner sich desselben bemächtigen.

Im sechsten Buche treibt Hippomedon die Thebaner vor sich her in den Fluß Ismenus. Kampf im Flusse, Tod des Hippomedon. Die Thebaner kehren in die Stadt zurück, stellen aber Posten aus, die das argivische Lager umgeben, und den Feind nicht entfliehen lassen sollen. Diese Posten werden aber vom Somnus auf Antrieb der Juno eingeschläfert. Der Seher Thiodamas geräth in Begeisterung, in welcher er zu einem nächtlichen Überfall der schlafenden Thebaner aufmuntert. Er selbst, nebst dem Actor und Agylleus, unternehmen dieses Abenteuer, begleitet von dreyßig Mann; sie überfallen die Schlaftrunkenen und ermorden sie, worauf sie sich gegen Morgen zurückziehen. Der glückliche Erfolg dieser Unternehmung beseelt die Argiver mit neuem Muthe; mit Tagesanbruch gehen sie auf Theben selbst los.

Das siebente Buch beginnt mit der Belagerung der Stadt Theben. Die Thebaner wagen einen Ausfall. Sie fragen den Seher Tiresius des Ausgangs wegen um Rath. Dieser erklärt, Theben könne nur gerettet werden, wenn sich der letzte Nachkomme von Kadmus Schlangensaat aufopfere. Dieß ist Menöceus, Kreons Sohn, den die Göttinn Virtus zum Tod fürs Vaterland aufmuntert. Er durchstößt sich mit einem Schwerte auf der Mauer, und stürzt sich auf die Argiver hinab. Die Göttinnen Pietas und Virtus führen ihn sanft zur Erde nieder; seine Seele erhebt sich zu den Gestirnen. Die Thebaner fangen den Leichnam auf, und führen ihn mit Jubel in die Stadt. Die Argiver fliehen; die Thebaner verfolgen sie. Tisiphone ruft die Megära zu Hülfe. Diese treibt den Polynices zu einem Zweykampfe mit dem Bruder an. Eteokles erhält die Nachricht, Polynices sey vor den Thoren und fordre ihn heraus. Er schwankt anfangs, wird aber durch Kreons beißende Reden bewogen, der Aufforderung zu folgen. Die Mutter fleht ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, Antigone den Poly-

nices. Schon wird dieser erweicht, aber der Anblick des Eteokles facht seinen Zorn wieder an. Die vom Himmel kommende Pietas sucht die Brüder vom Brudermord abzuhalten; Tisiphone hindert es. Der Zweykampf erfolgt und beyde Brüder fallen. Jammer des alten Ödipus bey den Leichen seiner Söhne; Selbstmord ihrer Mutter Jocasta. Kreon besteigt den Thron von Theben, verbannt den Ödipus, und verbiethet die Beerdigung der gefallenen Argiver und des Polynices. Das argivische Heer weicht. Die Thebaner verbrennen die Leichname der Ihrigen. Die Argiverinnen eilen nach Theben zum Begräbnisse der Ihrigen. Da sie aber unterwegs Kreons Verboth erfahren, eilen sie nach Athen, den Theseus um Hülfe anzuflehen; nur Argia wagt es nach Theben zu gehen; sie findet dort in der Nacht den Leichnam ihres Polynices, und trifft bey ihm mit der Antigone zusammen, die auch in der Absicht, ihren Bruder zu begraben, heimlich aus der Stadt gegangen war. Sie verbrennen die Leiche auf einem noch glimmenden Holzstoße, werden aber bey dem Geschäfte ergriffen und nach Theben geführt. Indeß hat Theseus einen Bothen gesendet, der dem Kreon mit Kriege droht, wenn er den Argivern die Beerdigung der Todten noch länger versagen will. Der Bothe wird schnöde empfangen. Nun überzieht Theseus Theben mit Krieg. Kreon fällt im Kampfe durch Theseus Schwert. Die Thebaner öffnen dem Sieger freundschaftlich die Thore.

Als Probestelle von der Darstellungsweise dieses Dichters folgt hier die Beschreibung des Pallastes des Kriegsgottes.

„Am Hämus lag die grausige Wohnung. Eisern war die Fuge der Seiten, mit Eisen war die schmale Schwelle bedeckt, auf eisernen Säulen ruhte das Dach. Der hinstrahlende Glanz des Phöbus wird verdunkelt; das Licht scheut die Behausung, und ein furchtbarer Glanz verfinstert die Gestirne. Würdig des Orts ist die Wache. Aus dem Eingange springt die unsinnige Heftigkeit, und das blinde Unrecht, und der glühende Zorn, und die blasse Furcht; da steht die Hinterlist mit verborgenem Dolch, und die Zwietracht mit zweyschneidigem Schwert. Im

Hofe rauschen unzählige Drohungen, die traurige Tugend steht in der Mitte; da sitzt die frohlockende Wuth, und der bewaffnete Tod mit blutdürstigem Blick; auf den Altären ist kein Blut, als das im Kriege geflossen, und kein Feuer, als das von rauchenden Städten gebracht worden. Ringsumher lag die Beute von Nationen; die Decke des Tempels schmückten gefangene Völker, und Stücke von Thoren in Eisen gearbeitet, kriegerische Schiffe, leere Wagen, und von den Wagen zermalmte Köpfe. Fast sah man auch das Seufzen, so lebhaft war jede Gewaltthätigkeit und jede Wunde ausgedrückt. —

Beschreibung der Wohnung des Schlafgottes.

Über dem nebelvollen Lager der Nacht liegt ein träger Hain, den kein Gestirn durchdringt, und unter hohlen Felsen geht eine fürchterliche Grotte in den leeren Berg, wo die müde Natur den Pallast und die sichere Wohnung des lassen Schlafgottes hingesetzt hat. Die Schwelle bewachen die schattenliebende Ruhe, die träge Vergessenheit, und die schlaffe Unthätigkeit mit nimmer wachem Blick. Im Vorhofe sitzt die Muße und das Stillschweigen mit gesenktem Fittich stumm, und verscheuchen die grimmigen Winde von der Behausung: sie verbiethen den Zweigen zu schwanken, und nehmen den Vögeln ihr Geflister. Hier hört man kein Geräusch des Meeres, und wenn alle Ufer ächzen, hier kein Krachen des Himmels. Selbst der nächste Fluß an der Grotte flieht in Thälern davon, und schweigt mitten unter Felsen und Klippen. — Er selbst aber liegt sorgenfrey in der Grotte, von schlafbringenden Blumen umgeben, auf Teppichen u. s. w.

C. Valerius Flaccus.

Da das Wenige, was biographische Notizen desselben betrifft, bereits in der Skizze der Geschichte der römischen Poesie angeführt worden ist, so beschäftigen wir uns hier sogleich mit dem Plane seines großen epischen Gedichtes vom Zuge der

Argonauten, worüber die kritischen Urtheile gleichfalls schon erwähnt worden sind.

Der Plan ist folgender: *)

Pelias, nachdem er seinen Bruder Äson entthront hatte, wurde durch viele Vorzeichen beunruhigt, welche seinen Untergang durch Jason, den Sohn des Äson, verkündeten. Er dachte daher auf alle mögliche Mittel, sich von diesem Gegenstande seiner Furcht zu befreyen, und beschloß, seinen Neffen auf einen Zug nach Kolchis zu schicken. Der Vorwand, den er dazu nahm, war folgender: Athamas, der Sohn des Äolus, und Oheim des Äson und des Pelias, erzeugte mit seiner ersten Gattinn Nephele den Phryxus und die Helle. Da jene nachher in eine Wolke verwandelt war, heirathete er die Ino, die Tochter des Kadmus, die als echte Stiefmutter die Kinder der ersten Ehe haßte, und die Weiber in der Gegend (in Äolien) beredete, alles Korn, das zum Samen aufbehalten war, zu dörren. Als das Land mit diesem Samen besäet war, blieb es unfruchtbar, und eine große Hungersnoth erfolgte. Ino schickte nun einige, von ihr bestochene Leute, das Orakel des Apollo zu befragen, die dann, dem erhaltenen Auftrage gemäß, die Antwort brachten, der Gott verlange, daß Phryxus und Helle geopfert würden. Athamas weigerte sich lange, den grausamen Befehl zu vollziehen; endlich mußte er nachgeben. Aber in dem Augenblicke, da die Kinder zum Opferaltar geführt werden sollten, kam Nephele, ihre wirkliche Mutter, vom Himmel herab, geboth ihnen zu fliehen, und gab ihnen einen Widder mit einem goldenen Felle, der sie über das Meer tragen sollte. Als aber Helle auf demselben nicht fest genug saß, fiel sie in das Meer, das nachher den Nahmen der Ertrunkenen erhielt. Phryxus kam nach Kolchis, wo er den Widder in dem Tempel des Mars opferte, und nicht lange nachher verrätherischer Weise von dem Aetes, dem König zu Kolchis und Vater der Medea, bey einem öffentlichen Feste ermordet ward. — Jason merkte bald, daß mehr sein Tod als Rachbegierde der Endzweck

*) Nach Crusius Geschichtserzählung.

seines Oheims war. Indeß unternimmt er, im Vertrauen auf den Schutz der Juno und der Minerva, nachdem er sie inbrünstig angerufen hat, die Reise. Die Göttinnen schenken seiner Bitte ein geneigtes Gehör; während Juno das Gerücht von seiner kühnen Unternehmung durch die griechischen Städte verbreitet, um den Ehrgeiz aller andern Jünglinge zur Begleitung des Jason zu reizen, geht Minerva zum Argus, dem sie befiehlt, jenes berühmte Schiff Argo zu erbauen. Nun kommt die Schilderung der Heldenjünglinge, die sich zur Reise mit Jason versammeln.

Nun beginnt Phöbus wegen des Schicksals des kolchischen Königs, der sein Sohn ist, besorgt zu werden, und wendet sich deßhalb an Jupiter. Boreas, welcher die Argonauten auf ihrer Seefahrt aufhält, eilt, den Äolus zu benachrichtigen, und bewegt ihn, die Winde los zu lassen, die vereinigt einen wüthenden Sturm erregen, welchen Neptun auf die Bitte der Juno und der Minerva besänftigt. Da indessen Pelias entdeckt hat, daß auch sein Sohn Alast mit Jason weggereis't ist, geräth er in die äußerste Wuth, und beschließt den Tod des Äson und seiner Gattinn Alcimede. Diese stellt Zaubereyen an für die Sicherheit ihres Sohnes Jason, und weiht zugleich den Pelias den Furien, deren Hülfe sie anfleht. Als sie darauf mit ihrem Gatten etwas von dem Opferblute trinkt, findet die Wache, die Pelias geschickt hat, sie zu tödten, beyde sterbend; aber damit nicht zufrieden, ermordet sie auf Befehl des Tyrannen ihren jüngern Sohn vor den Augen der Ältern, deren Schatten von dem Merkur in die Wohnungen der Seligen geführt werden, der sie unterweges mit der Beschreibung von der Strafe tröstet, die Pelias für seine Verbrechen zu leiden bestimmt ist.

Im zweyten Buch landen die Argonauten auf der Insel Lemnos. Hier wird eine große Episode von den lemnischen Frauen eingewebt, von denen die aus dem Kriege zurückkehrenden Männer ermordet wurden. Nur Hypsipile rettete das Leben ihres Vaters, des Königs Thoas, den sie in der Nacht auf einem

kleinen Schiffe wegführte. Jenen grausamen Gattenmord veranlaßte Venus, um sich an Vulcan, dem Lemnos geheiligt war, dafür zu rächen, daß er sie in einem Netze mit dem Mars gefangen und dem Spotte Preis gegeben hat. Venus geht zur Fama, und gebiethet ihr, den lemnischen Weibern eine wüthende Eifersucht gegen ihre Männer einzuflößen, durch die Vorspiegelung, daß sie andere Weiber mit sich nach Hause brächten. Die Göttinn bespricht sich in verstellter Gestalt mit den vornehmsten Weibern. Nun landen die Argonauten auf Lemnos. Hypsipile entbrennt für den Jason, welcher ihre Neigung erwiedert; auch die übrigen Argonauten werden in Liebeshändel verflochten. Nur Herkules bleibt ganz frey, und ermuntert die übrigen zur Abreise. Sie segeln nach Troja, wo Laomedon regiert, und wegen eines Vergehens gegen Apollo und Neptun von einem Seeungeheuer geplagt wird. Um eine Pest abzuwenden, die vordem alles verheerte, hatte das Orakel des Jupiter befohlen, daß jährlich eine durchs Loos erwählte Jungfrau dem Ungeheuer vorgeworfen werden sollte; nun war das Loos auf die Königstochter gefallen. Herkules befreyt sie und tödtet das Ungeheuer, aber der undankbare Laomedon beschließt, seinen Gast und Wohlthäter in derselben Nacht ermorden zu lassen. Die Argonauten setzen ihre Reise nach Cyzicus fort.

Nachdem — im dritten Buche — der König sie gastfreundlich aufgenommen hat, meldet er ihnen, daß er mit den Pelasgern im Kriege begriffen sey. Die Argonauten begeben sich wieder unter Segel, werden aber durch ein Ungewitter genöthigt, des Nachts in denselben Hafen wieder einzulaufen. Die Wachen am Ufer halten sie für Feinde; ein Handgemenge beginnt, welches zum Nachtheil der Soldaten des Königs endet. Der anbrechende Tag enthüllt den Irrthum, die Argonauten begehen mit Thränen das Leichenbegängniß des im Getümmel getödteten Königs, und bringen feyerliche Sühnopfer. Dann segeln die Argonauten längs der Küste von Mysien, wo Herkules landet. Hier sendet Juno die Minerva, um die Kolchier

zu bewegen, daß sie die Argonauten freundlich empfangen. Nach mancherley Abenteuern auf der Reise und nach vielen eingeflochtenen Episoden kommen die Argonauten zu Kolchis an, wo sie das Denkmahl finden, das Phryxus zum Andenken seiner Schwester Helle errichtet hatte. Hier wirft Jason Anker, opfert beyden, und bittet sie um Beystand bey seinem Unternehmen.

Der König von Kolchis wird durch verschiedene Vorzeichen gewarnt, das goldene Vließ heraus zu geben. Sein Bruder Perses und die Ersten des Reiches rathen ihm dazu; aber Aetes weigert sich hartnäckig, und beschließt sogar, seinen Bruder zu tödten. Dieser rettet sein Leben durch die Flucht, und kommt bald darauf mit einem großen Heere zurück, welches er unter den benachbarten Völkern gegen den Aetes gesammelt hat. Schon hatte er die Stadt angegriffen, ward aber mit Verlust zurückgeschlagen. Gerade zur Zeit, da die Argonauten landen, ist Waffenstillstand zum Begraben der Todten beyder Parteyen. Juno und Pallas, obschon sie die Treulosigkeit des Aetes vorhersehen, genehmigen es doch, daß die Argonauten ihnen, als der schwächsten Partey gegen den Perses beystehen sollen.

Da Medea in der Nacht einen schrecklichen Traum hatte, so ging sie am Morgen früh aus, um die gehörige Reinigung im Flusse vorzunehmen. Hier erblickt sie die Argonauten, hält sie für Feinde, und will entfliehen. Juno läßt ihr den Jason ungemein schön und reizend erscheinen. Er nähert sich auf schmeichelhafte Weise Medeen, und bittet um Erlaubniß, den König zu sprechen. Medea läßt ihn durch eine ihrer Begleiterinnen zu ihrem Vater führen. Sie treffen ihn im Tempel des Apollo. Jason trägt dem Aetes sein Anliegen vor, und biethet einige kostbare Geschenke für das goldene Vließ an. Aetes verbirgt seine Wuth über den Antrag und verspricht mit geheuchelter Freundschaft, es zu geben, wenn die Argonauten vorher ihm gegen den, die Stadt belagernden Feind Beystand leisten.

Aetes ladet sie nun zu einem Mahle, wo er den Jason von der Ursache des Krieges und dem Charakter seiner Bundesge-

nossen, die mit zugegen waren, unterrichtet. Nun beschreibt der Dichter den Mars auf seiner Reise aus den nördlichen Gegenden, welcher erstaunt, die Argonauten zu Kolchis zu sehen, und zu hören, daß Aetes versprochen, ihnen das goldene Vließ auszuliefern, das ihm geweiht worden war. Der wüthende Gott eilt, sich beym Jupiter über das Unrecht zu beklagen, das ihm Minerva und Juno zugefügt haben. Die Erstere antwortet ihm. Jupiter macht dem Zwist ein Ende, indem er dem Mars seinen und des Schicksals Entschluß bekannt macht, und ihnen Allen gestattet, im Kriege nach Willkühr Partey zu nehmen. Hierauf folgt ein Göttermahl, wobey die Musen singen.

Mars, von Unruhe gequält, beschließt (im sechsten Buche), die Argonauten und ihr Schiff zu vernichten. Perses schickt Abgeordnete an sie, um ihnen sein Wohlwollen zu melden, Aetes Treulosigkeit zu schildern, und sie zu bereden, daß sie sich mit ihm gegen den König verbinden; aber vergebens. Nun folgt eine Beschreibung der scythischen Krieger des Perses. Eine blutige Schlacht erfolgt, worin Aetes durch die Tapferkeit der Argonauten siegt.

Juno, des Aetes Falschheit fürchtend, sieht keinen andern Weg, dem Jason das Vließ zu verschaffen, als durch die Zauberkünste Medeens. Sich ihrer zu versichern, geht sie zur Venus, und bittet um ihren Gürtel, den Jupiter sich geneigt zu machen. Mit diesem versehen, verwandelt sich Juno in die Chalciope, Medeens Schwester, tadelt sie wegen ihrer wenigen Neugierde, und führt sie auf die Mauern der Stadt, um die griechischen Helden für ihren Vater kämpfen zu sehen. Sie bemerken, wie vorzüglich Jason sich durch Tapferkeit auszeichnet. Juno läßt ihn der Medea nun nicht mehr aus den Augen kommen, und spricht voll Feuer von seinen schönen und großen Eigenschaften. Medea fühlt eine ungewöhnliche Leidenschaft, vermag derselben nicht zu widerstehen, und wird wegen des Erfolgs von Jasons Ansuchen bey ihrem Vater sehr bekümmert. Die Schlacht wendet sich zum Nachtheil des Perses und seiner Scythen. Minerva, befürchtend, Jason möchte den Perses

tödten, welchen Jupiter auf den kolchischen Thron erheben will, bringt den Perses, in eine Wolke gehüllt, vom Schlachtfelde.

Medea bringt die Nacht in Angst zu; Liebe und kindliche Pflicht kämpfen in ihrer Brust. Am andern Tage sagt Aetes dem Jason in einem stolzen Tone die schrecklichen Bedingungen, unter denen er das goldene Vließ erhalten könne: er müsse nähmlich das Feld des Mars mit Schlangenzähnen besäen, den Drachen bezaubern, der das Vließ bewache, und mit den Männern kämpfen, die aus jener Saat entstehen würden. Jason entschließt sich dazu; Medea beklagt ihn, ringt aber noch einige Zeit mit ihrer Leidenschaft. Juno, ihr Vorhaben auszuführen, bewegt die Venus, zur Medea in Gestalt ihrer Muhme Circe zu kommen. Durch dieses Mittel lockt sie derselben das Geheimniß ihre Liebe ab, beredet sie, der Macht der Liebe nachzugeben und Nachts in den Hain der Diana zu gehen, unter dem Vorwande eines Opfers. Hier trifft sie den Jason, der auf Juno's Antrieb gleichfalls dahin ging. Er bittet sie um ihren Beystand, den sie ihm zusagt. Medea verrichtet nun ihre magischen Mysterien, um den Jason zu der Unternehmung zu rüsten, gibt ihm die Verhaltungsregeln, und führt ihn dann auf das Feld des Mars, welches er besäet. Die geharnischten Männer springen empor, und kehren ihre Waffen gegen einander selbst, indem jeder seinen Genossen für den Jason hält.

Im Anfange des achten Buches erscheint Medea abermahls im Kampf zwischen Liebe und Pflicht, bereuend, was sie gethan hat; aber die Liebe siegt; sie erneuert ihre Zaubereyen, und geht dann zu Jason an den Ort, wo der Drache das goldene Vließ bewacht. Hier geloben die Liebenden sich Treue, und Medea verspricht, dem Jason als Gattinn nach Thessalien zu folgen. Indeß nähern sie sich dem Drachen, den Medea, da Jason vor den feuerstrahlenden Augen des Ungethüms sich entsetzt, durch Zaubermittel in tiefen Schlaf bringt. Nun steigt Jason auf dem Rücken des Drachen auf den Baum, an welchem das Vließ hängt, nimmt es herab, eilt mit Me-

dea auf das Schiff, und segelt mit den Argonauten ab. Aetes erfährt die Verrätherey und die Flucht der Tochter. Ihr Bruder Absyrtus, und Styrus, ein scytischer Prinz, rüsten Schiffe aus, verfolgen die Argonauten, und überfallen sie, da sie eben bey einem Gelage am Ufer der Donaumündung die Hochzeit des Jason und der Medea feyern. Juno, um sie aus der Gefahr zu retten, erregt einen Sturm, der sie trennt. Nachdem der Sturm vorüber ist, entdecken die Argonauten den Feind, werden gegen Medeen unmuthig, und ermahnen den Jason, nicht sie Alle der Kolcherinn wegen dem Verderben auszusetzen. Jason sucht eben einen Entschluß zu fassen, in dem Momente worin das Gedicht aufhört. Ob Val. Flaccus selbst es nicht endigte, oder ob der Schluß, von der Zeit vernichtet, nicht zu uns kam, ist ungewiß. Es folgen nun einige Probestellen, von Schmid in Prosa übersetzt:

Fluch der Alcimede gegen den Pelias.

„Du Jungfrau, die du die Schuldigen dem Jupiter anzeigst, die du mit gerechten Augen auf die Erde herabsiehst, und ihr, rächenden Göttinnen, und du, Gerechtigkeit, und du, bejahrte Mutter der Schwestern, o Strafe, zieht in das verschuldete Haus des Königs, und tragt wüthende Fackeln hinein! Ein von den Göttern gesandtes Schrecken ergreife das wilde Herz, und er glaube nicht allein, daß die furchtbaren Waffen und Schiffe meines Sohnes herbeykommen, sondern er stelle sich immer Flotten und Fahnen und Könige, die über das befleckte Ufer zürnen, im Geiste vor, und versammle immer aus Furcht Heere, die er an die Wellen führe. Ein später Tod verschließe ihm den Weg und die gesuchte Ausflucht, und er müsse meinen Verwünschungen nicht entgehen können; sondern er sehe die zurückkehrenden Männer und den Weg von Golde glänzen. Dann will ich frohlockend da stehen und triumphierend Gesicht und Hände emporheben. Und dann, wenn ihr eine noch unbekannte Todesart, eine noch unversuchte und geheime Gewaltthätigkeit übrig habt, so gebt seinem trüglichen Alter einen

schändlichen Ausgang und ein unrühmliches Ende! Nie werde er, bitt' ich, gewürdiget, durch Krieg, durch Waffen, durch das Schwert meines Sohnes zu fallen, er, den als Greis eine vordem getreue Hand, den die Arglist der Seinigen zerreißen und zerfleischen möge! Kein Grab decke seine Glieder! Diese Rache erhalte unser Geschlecht und auch alle die Scharen, die er ins Meer gestürzt, an diesem König!" —

Im dritten Buch erklärt ein Seher den Argonauten die Unsterblichkeit der Seele und die Empfindung nach dem Tode, nach Grundsätzen der pythagorischen Philosophie:

„Sind unsere Glieder gleich sterblich und unser Loos kurz, genießen wir gleich nur die Zeit eines kurzen Geschicks, und wird unser innerer Funke einst wieder mit dem Olymp vereinigt, so ist es darum nicht erlaubt, Mord auf Mord zu häufen, und die säumenden Seelen und die gegen Himmel zurückkehrenden Keime mit dem Schwert von hinnen zu treiben; denn wir werden nicht in Luft, noch in die letzten Gebeine aufgelös't. Der Zorn bleibt, und der Schmerz dauert fort. Wenn sie nachher zu dem Thron des furchtbaren Jupiter kommen, und durch Klagen den schrecklichen Mord erzählt haben, steht ihnen das Thor des Todes offen, und ist ihnen vergönnt, wieder zurückzukehren. Eine der Schwestern wird ihnen zur Gefährtinn gegeben, und dann durchwandern sie Erde und Meere. Ein jeder verhängt die Strafe über den, der sich an ihm verschuldiget, und über das Herz des Feindes, und züchtigen die Strafbaren mit mancherley Furcht." — Zum Schlusse folgt ein Gleichniß aus dem vierten Buche, da Hylas dem Herkules im Traum erscheint, und, nachdem er ihm die glorreiche Unsterblichkeit seiner Thaten verkündet hat, verschwindet:

„Indem Hylas, an Herkules Anblick sich erfreuend, also redet, ging dieser auf ihn zu, verfolgte ihn mit leeren Umarmungen, und suchte vergebens die schlaffe Rechte zu bewegen. Sein Körper ist unthätig durch Schlaf, und wird durch den zurückfliehenden Schatten getäuscht. Drauf verfolgte er ihn mit Thränen und Worten, und brach in Klagen aus, bis der Schlaf und die

traurige Hoffnung durch eitle Bemühungen verscheucht wird; wie wann etwa die Wellen von dem Rande der vom Wasser bespühlten Felsen die Brut und das Haus der armen Alcyone hinwegführt, geht die bekümmerte Mutter, und klagt auf den schwellenden Wassern, fest entschlossen, zu folgen, wohin sie es tragen; sie wogt und zittert, bis das Haus, vom Wasser durchdrungen, von einander geht, und von den Wellen verschlungen wird; voll Schmerz jammert sie, und schwingt sich auf den Flügeln empor." —

C. Silius Italicus.

Biographische und kritische Nachrichten über diesen Dichter sind schon in der vorhergehenden Skizze einer Geschichte der römischen Poesie enthalten. Wir beschränken uns daher jetzt nur auf sein episches Gedicht vom zweyten punischen Kriege in siebzehn Büchern. Da das Detail des ganzen Inhalts hier zu viel Raum einnehmen würde, so begnügen wir uns, dem Leser zur Probe nur von einigen der ersteren Bücher die Inhaltsanzeige zu geben, und bemerken vorläufig, daß dieses Gedicht mit dem Triumphe des Scipio Africanus schließt.

Erstes Buch. Nach der kurzen Ankündigung sehen wir Hannibals Übergang über die Pyrenäen, über den Rhodanus, und über die Alpen. Bostar bringt demselben günstige Nachrichten vom Jupiter über den Ausgang des Krieges. Auf die Nachricht vom Übergange der Punier über die Alpen machen die Römer Gegenanstalten.

Zweytes Buch. Treffen am Ticinus, und beym Trebia. Scipio bringt die schon fliehenden Römer wieder zum Stehen, und geräth selbst in Lebensgefahr. Auf Veranlassung der Juno verschlingt der Trebia eine große Anzahl Römer. Hannibal geht über den Apennin und schlägt sein Lager beym thrasimenischen See auf.

Drittes Buch. Treffen an diesem See, in Etrurien. Die geschlagenen Römer zerstreuen sich. Großes Schrecken in

Rom über diese Niederlage. Der Senat ernennt den Q. Fabius Maximus zum Dictator. Hannibal geht nach Campanien.

Viertes Buch. Fabius geht diesem entgegen, läßt sich aber in kein Treffen ein. Hannibal wird im Falerner Gebieth eingeschlossen, entkommt aber durch List. Fabius reiset nach Rom; dessen Anrede an seinen Unterbefehlshaber Minucius, mit welchem er das Heer und das Commando theilt. Minucius geräth durch Unbesonnenheit in Hannibals Gewalt, wird aber von Fabius gerettet. Die punische Flotte läuft in die Häfen von Cajeta und Formiä ein. Die erschrockenen Nereiden fliehen zum Proteus, der sich in einer Grotte bey Capreä aufhält, um von ihm das künftige Schicksal Italiens zu erfahren. Er erzählt ihnen den Ursprung und die Abstammung der Römer und weissagt einen für sie herrlichen Ausgang des Krieges mit dem Hannibal, der so eben Mangel leidet. Die Gallier in seinem Heere erregen Unruhen. Die Verstärkung und Unterstützung von Karthago bleibt aus. Während dieser bedrängten Lage erscheint auf Befehl der Juno die Anna, Dido's Schwester, welche als Göttinn in Latium verehrt wird, und eröffet dem Hannibal heitere Aussichten in die Zukunft, vorzüglich die bevorstehende Niederlage der Römer bey Cannä. Darauf verläßt Hannibal sogleich Campanien, und geht nach Apulien.

Fünftes Buch. Die neuen Consuln, Terentius Varro und Ämilius Paulus, ziehen ihm mit einem großen Heere entgegen. Kaum haben sie ihr Lager bey Cannä aufgeschlagen, so wird ihnen ihre Niederlage durch Zeichen und Vorbereitungen verkündiget. Varro ist aufgebracht über das Zögern seines Collegen und brennt vor Begierde, sich mit dem Hannibal zu schlagen.

Sechstes Buch. Schlacht bey Cannä. Die größten Helden und Feldherren kämpfen gegen einander. Auch die Götter mischen sich in den Streit. Die Elephanten des Han-

nibal werden gegen das römische Heer getrieben, aber durch Pfeile und Feuer zurückgejagt.

Siebentes Buch. Die Schlacht endet mit dem Tode des Consuls Ämilius Paulus. Hannibal beschließt im Übermuthe über seinen Sieg sogleich nach Rom zu gehen, wird aber durch einen von der Juno ihm gesendeten Traum abgehalten. Die Überbleibsel des römischen Heeres versammeln sich in Canusium. Hannibal läßt den Leichnam des Consuls Paulus feyerlich verbrennen. Die Nachricht von der Niederlage bey Cannä erregt großes Schrecken in Rom. Das aufgebrachte Volk wird vom Fabius beruhigt. Der Senat ergreift Maßregeln zur Fortsetzung des Krieges. Mehrere Städte gehen zur Partey des Siegers über.

Achtes Buch. Hannibal bezieht in Capua die Winterquartiere. Die Einwohner dieser Stadt, die ehemahls wegen gewisser Beschwerden, die sie in Rom anbrachten, abgewiesen wurden, treten sogleich auf seine Seite. Bey einem Gastmahle macht Pacuvius den Anschlag, den Hannibal zu ermorden, wird aber von seinem Vater davon abgehalten. Mago geht nach Karthago, um die Nachricht vom Siege bey Cannä zu überbringen.

Neuntes Buch. Hannibal bricht von Capua auf, und geht nach Tarent, welches ihm durch Verrätherey geöffnet wird. Hannibal steht vor Rom. Der junge Scipio hört, daß sein Vater und sein Oheim in Spanien gefallen sind und wünscht, sich mit ihren Schatten zu unterreden. Er beschwört sie durch Opfer am Eingange der Unterwelt, sieht dort die Schatten edler Männer und Frauen der Vorwelt, hat mit seinem Vater, seiner Mutter und seinem Oheim eine Unterredung, und erfährt auch die kommenden Schicksale des Hannibal.

Eine ähnliche Reihe von Schlachten geht durch die übrigen Bücher fort. Die Maschinerie ist überall stark beschäftiget. Juno und Venus spielen die Hauptrollen. Juno erklärt gleich am Anfange des Gedichts, daß ihr alter Haß gegen die Römer noch immer in ihrem Herzen lodere, daher sie den Han-

nibal nun zum Werkzeug ihrer Rache wählt. Sie ruft, im Verlaufe des Gedichtes, die Furie Tisiphone aus dem Orcus, um Sagunt zu verderben, ermuntert, in der Gestalt des Gottes Thrasymenus, den Hannibal, die flüchtigen Feinde zu verfolgen, spricht ihm durch ihre Abgeordnete, die Nymphe Anna, Muth zur Fortsetzung des Krieges ein, hilft ihm die Schlacht bey Cannä gewinnen, mahnt ihn, einmahl durch den Somnus, das andere Mahl in eigener Person, von dem Angriff auf Rom, den Jupiter mißbilligt, abzustehen, und entreißt ihn endlich in dem Treffen, das er dem Scipio in Afrika liefert, dem Untergange.

Venus dagegen, den Römern hold, beschwert sich beym Jupiter über Hannibals Unternehmung, und geht, durch die Aussicht auf Roms künftige Größe getröstet, von ihm, bittet den Vulcan, die ausgetretene Trebia, die den Scipio zu verschlingen droht, in ihre Ufer zurückzuzwingen, sendet nach der Schlacht bey Cannä die Amoretten aus, um die Punier und ihre Führer durch die Annehmlichkeiten Capua's zu fesseln und ihren Muth zu entkräften. Dann überredet sie den Neptun, der gegen Hannibals Flotte wüthet, ihn zu verschonen, damit er durch die Römer in Afrika, nicht durch die Elemente besiegt werde.

Einige Bekanntschaft mit diesem Gedichte mögen die folgenden Probestellen dem Leser verschaffen:

Beschreibung der Alpen, im dritten Buch.

„Alles ist mit Frost und grauem Schnee bedeckt, alles bewahrt ein ewiges Eis. Da ragt der Gipfel des ätherischen Berges empor, geht dem aufsteigenden Phöbus entgegen, und läßt den verhärteten Reif nie durch Flammen erweichen. So weit als der tartarische Schlund des blauen Reiches zu den untersten Manen und zu den Seelen des schwarzen Sumpfes hinabgeht, so weit erhebt sich hier die Erde in die Luft, und

fängt den Himmel durch ihren Schatten auf. Nirgends ist Frühling, und keine Früchte des Sommers. Ein gräßlicher Winter wohnt allein auf den schrecklichen Gebirgen, und behauptet ewig seinen Sitz. Er treibt von allen Orten schwarze Wolken hierher, und Platzregen mit Hagel vermischt. Alle Stürme und Winde haben ihr Reich auf den Alpen gegründet. Der Blick wird dunkel nach den hohen Klippen, und die Berge verlieren sich in die Wolken." —

Mars in der Schlacht am Trebia.

„Er läßt seinen Wagen aus Odrysien ins Treffen kommen. Dann nimmt er seinen Schild, der Flammen schwarzen Blitzes um sich streut, seinen jedem Gotte schweren Helm, und seinen von schwitzenden Cyclopen gearbeiteten Panzer. Er schwingt seinen mit dem Blute der Giganten gefärbten Speer, und fährt über das weite Feld dahin. Mit ihm erscheint das Heer der Zorngerichte und der Eumeneiden, und tausend Todesgestalten, und Bellona, welche die Zügel hält, und die vier Rosse mit schwarzer Geißel fortpeitscht. Vom unbegränzten Himmel fährt ein schreckliches Ungewitter herab; Wirbelwinde drehen die schwarzen Dünste, und Wolken verhüllen die Erde. Italien bebt erschrocken beym Eintritte des Gottes; der Tiber verläßt seine Ufer, und stürzt vor dem Getöse des Wagens zu seiner Quelle zurück." — *)

Die folgende Stelle ist eine der vorzüglichen Episoden des Gedichts.

Satricus war im ersten punischen Kriege in die Gefangenschaft der Karthaginenser gerathen. Er hatte zwey unmündige Söhne in Sulmo hinterlassen, welche indeß herangewachsen waren, und jetzt im römischen Heere dienten. Satricus, den Hannibal mit sich genommen hatte, um sich seiner als Dolmetsch zu bedienen, wollte, als dieser in die Gegend seiner

*) Die Übersetzung der vorhergehenden Stelle ist von Schmid; diese und die folgende von Dusch.

Vaterstadt kam, sich der Gelegenheit bedienen und in der Nacht entfliehen. Um desto weniger angehalten zu werden, ging er ohne Waffen und Schild aus dem Lager der Karthaginenser. Der Consul Varro hatte an diesem Tage einen kleinen Vortheil über den Hannibal in einem Gefechte erhalten, wiewohl auch mehrere auf Seite der Römer geblieben waren, und unter diesen auch der eine Sohn des Satricus, Nahmens Mancinus:

„Satricus suchte unter den Leichen auf der Wahlstatt, zog dem Mancinus seine Rüstung aus, und legte sie an, jetzt fürchtete er sich weniger; aber der Todte, dessen genommene Rüstung er trug, war sein Sohn, den kurz vorher Maca erlegt hatte. Aber sieh, beym Anbruche der Nacht, zur Zeit des ersten Schlafes, hatte Solimus, der andere Sohn, indem er die Wache am Thor bekam, sich aus dem römischen Lager begeben, und suchte jetzt unter den Todten den Leichnam seines Bruders, um den Unglücklichen heimlich zu begraben. Nicht weit war er gegangen, als er von den karthaginensischen Verschanzungen einen bewaffneten Feind kommen sah. Schleunig ergriff er die Zuflucht, welche ein unvermutheter Zufall ihm gab, und verbarg sich in dem Grabmahl des ätolischen Thoas. Als er keine andern Bewaffneten in der Nähe folgen, und den Mann allein durch die finstere Gegend einhergehen sah, sprang er auf den Grabhügel, und warf seinen Speer nicht vergebens in den unverwahrten Rücken seines Vaters. Satricus, in der Meinung, er sey von einer Schar Karthaginenser verfolgt, und verwundet, sah sich nach demjenigen um, der ihn verwundete. Als aber der junge Sieger hinzulief, und der unglückliche Glanz der bekannten Rüstung ihm ins Auge fiel, und von fern her im Mondschein den Helm seines Bruders erblickte, rief der zürnende Jüngling: Ich wäre nicht werth, o Satricus, dein Sohn, noch werth, Mancinus, dein Bruder zu seyn, und unwürdig würde ich mich schätzen, ein Enkel des pergameischen Solimus zu heißen, wenn ich diesen meinen Händen entkommen ließe! Du solltest vor meinen Augen die

edlen Waffen meines Bruders tragen, und, indem ich lebe, solltest du, Treuloser, diese stolze Rüstung des pelignischen Hauses erbeuten? Nein, sie sollen das Geschenk seyn, liebste Mutter Acca, was ich dir bringe, damit du sie zum Trost in deinem Kummer über dem Grabmahle deines Sohnes aufhängest. So rief er, und rannte mit bloßem Schwert auf seinen Feind; dem aber sanken schon Speer und Waffen aus der Hand, als er seine Vaterstadt, seine Kinder, seine Gemahlinn, und die Rüstung nennen hörte; ein kalter Schauer floß über seine Glieder, und Schrecken betäubte seine Sinne. Jammernd sprach der halbtodte Unglückliche: Lege nicht an mich deine Hand! nicht als ob ich länger zu leben wünschte; es wäre unrecht, dieses zu wünschen! sondern damit du, o mein Sohn, nicht mit meinem Blute deine Hände beflecken! Ich bin jener Gefangene der Karthaginenser, der jetzt zum ersten Mahl den vaterländischen Boden wieder betreten hat; ich bin Satricus, der Sohn des Solimus. Du, o Sohn, bist unschuldig; als du den Speer nach mir warfst, da war ich ein Karthaginenser; allein ich war dem verhaßten Lager entwichen, und eilte, euch und mein theures Weib zu sehen. Diesen Schild nahm ich deinem entseelten Bruder; jetzt aber, o du Einziger, den ich noch habe, jetzt bringe ich deines Bruders Waffen, und meine Entschuldigung seinem Grabe. Aber vergiß nicht, vorher den Paullus zu warnen, daß er den Krieg in die Länge ziehe, und dem Karthaginenser kein Treffen liefere. Er frohlocket auf einen Wink der Götter, und hofft in der nächsten Schlacht ein schreckliches Blutbad anzurichten. Ach! haltet den ungestümen Varro zurück, denn der soll auf ein Treffen dringen. Die Meinigen gewarnt zu haben, sey noch am Ende meines unglücklichen Lebens mein Trost. Jetzt, mein Sohn, gib deinem Vater, den du zugleich wiederfindest und verlierst, den letzten Kuß! — So sprach er, nahm seinen Helm ab, und umfaßte mit beyden Händen den Helm seines erstarrenden Sohnes. Dieser stand betäubt; aber der Vater bemühte sich, seine Reue zu besänftigen und die That zu entschuldigen: Wer war

Zeuge? wer sah unsere Handlung? Hat nicht die Nacht dein Versehen mit schwarzen Schatten bedeckt? warum bebst du zurück? Komm, komm, mein Sohn, laß dich an mein Herz drücken; ich, dein Vater selbst, spreche deine Hand los, und bitte dich, laß sie mir die Augen zudrücken!" —

„Aber der unglückliche Jüngling seufzt aus der Tiefe seines Herzens, schweigt, und erwiedert nicht des Vaters Umarmung, sondern eilt, das Blut zu hemmen und unter strömenden Thränen die tiefe Wunde mit seinem zerrissenen Mantel zu verbinden. Endlich brach er in Seufzen und Jammern aus: So, mein Vater, bringt das liebloſe Schicksal dich in dein Vaterland zurück? So gibt es dich deinem Sohn, und deinen Sohn dir wieder? O dreymahl glücklicher Bruder, dem das Verhängniß mißgönnte, seinen Vater wieder zu sehen! Aber ich, den die Karthaginenser nicht getödtet haben, ich muß meinen Vater erkennen, nachdem ich ihn verwundet. Das wäre, o Schicksal, wenigstens noch ein Trost bey meiner Schuld gewesen, hättest du mir noch einen Zweifel gelassen, ob er mein Vater sey. Aber den ungerechten Göttern sey es nicht mehr überlassen, ob sie unser Unglück verbergen wollen!" —

„Indem er also seufzt, hatte der verblutete Vater schon den Geist aufgegeben. Dann hob der Jüngling sein trauriges Antlitz gen Himmel: Titania, Zeuginn der abscheulichen That meiner blutschuldigen Hand, die du mich durch dein nächtliches Licht meinen Speer auf meinen Vater richten ließest, nicht länger sollen dich diese Augen und dieses verworfene Antlitz beleidigen! — So sprach er, stieß sich sein Schwert ins Herz, deckte mit der Hand die strömende Wunde, und schrieb mit seinem Blute, was sein Vater ihm aufgetragen hatte, auf seinen Schild: Varro, vermeide Schlachten! hing dann den Schild an die Spitze seines Speers, und warf seine Glieder hin auf den Leichnam seines bejammerten Vaters." —

Geschichte

der

neuern Poesie,

seit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften im dreyzehnten Jahrhundert.

Zweyte Abtheilung.

Geschichte der italienischen Poesie.

Die schönen Künste überhaupt erschienen bey ihrem Wiederaufleben im Mittelalter in einem Charakter, der sich von jenem des classischen Alterthums auffallend unterschied. Der Grund dieser Eigenthümlichkeit lag in den veränderten religiösen, gesellschaftlichen und literarischen Verhältnissen der neuern Zeit.

Schon die erste Verbreitung des Christenthums hatte auf Kunst und Wissenschaft einen allgemeinen und sehr bedeutenden Einfluß, welcher in der Folge eine totale Veränderung in den Ansichten bewirkte. Hierzu kam späterhin der Geist des Ritterthums, endlich noch die sich verbreitende Gelehrsamkeit selbst.

Die neuere Poesie, welche Stoff, Ideen, Empfindungen und Bilder aus dem Gebiethe der christlichen Religion nahm, gewann dadurch die folgenden, ihr eigenthümlichen Charakterzüge:

a) Ein geläutertes Gefühl des Erhabenen, indem der Seele und dem Gesange durch das Christenthum ein höheres Ziel gesetzt ward.

b. Hinneigen zum Übersinnlichen und hohe Vergeistigung; also geradezu das Gegentheil von dem griechischen Hange zur Verschönerung des Sinnlichen.

c. Das Geheimnißreiche und Unbegreifliche in einem Kreise voll heiliger Wunder.

Eine bedeutende Bereicherung und eine eigene Richtung erhielt die neu-europäische Poesie durch die von den Kreuzfah-

rern aus dem Orient mitgebrachten Dichtungen neuer Geisterwesen, der Feen, Silphen, Gnomen u. d. gl., die bald als wohlthätige, bald als menschenfeindliche Naturen, zwischen Himmel und Erde wohnten, und auf des Menschen Lebensschicksale vielfachen Einfluß hatten.

Nicht minder wirkte die romantisch-ritterliche Liebe, fromm und rein, und Alles wagend für die Einzige, auf die Gestaltung des neuen Charakters der Poesie, durch hohe und keusche Verehrung des weiblichen Geschlechtes, schwärmerisch-verschönernde Huldigung, innige Verschmelzung von Zärtlichkeit und Andacht, Muth zur Unternehmung des Gefahrvollsten, höchste Duldung, aufopfernde Hingebung und standhafte Ausdauer. So blieb die Liebe ein Hauptgegenstand der Poesie, insbesondere der lyrischen und der erzählenden.

Die ersten Dichter jener Zeit, die Troubadours, nahmen den Stoff ihrer Gesänge unmittelbar aus dem Leben selbst; aber bald bemächtigte sich die Gelehrsamkeit der Poesie, und übertünchte ihre Schöpfungen mit Spitzfindigkeiten und mit Verzierungen aus der alten Mythologie.

Die erste Sprache, in welcher die Dichter Italiens, und des südlichen Europa überhaupt, sangen, war die romanische, das ist, die alte lateinische Sprache in neuer Form. In ihr erschollen auch die ersten Lieder der Troubadours durch alle Länder von Süd-Europa. Die Troubadours der Provence, Italiens Nachbarn, zeichneten sich vor allen übrigen aus, daher auch die provençalische Sprache vor allen andern romanischen Sprachen so sehr den Vorzug gewann, daß selbst viele italienische Troubadours sich ihrer bedienten.

Die kunstreichen Sylbenmaße der Griechen und Römer verschwanden. Eine ziemlich schwankende Art von jambischen, trochäischen und daktylischen Versformen nahm ihre Stelle ein. Eine besondere Entschädigung für den verlornen Wohlklang sollte der Reim geben, dessen Wechsel in der Stellung zu diesem Ende höchst mannigfaltig gemacht wurde. Das unterscheidende Kennzeichen der Dichtungsarten lag jetzt nicht mehr, wie

ehemahls, vorzüglich in Stoff und Ton, sondern fast einzig in der Verschiedenheit der Versification und der Stellung des Reimes. So entstanden zugleich Sonette, Balladen, Canzonen, Stanzen, Terzinen, Sestinen ꝛc. die sich durch ihre bekannnten äußern Formen von einander unterscheiden.

Die ältesten italienischen Dichter, welche kurz vor Dante erschienen, zeigten in ihren Gedichten nicht nur den Stoff und die Versformen der Provençalen, sondern auch noch viel Ähnlichkeit mit ihrer Sprache und Darstellungsweise. Die ersten dieser auf einander folgenden vier Dichter waren Florentiner. Sie hießen: Guittone von Arrezzo, Guido Cavalcanti, Cino von Pistoja, und Dante von Majano. Sie schrieben Sonette, Balladen, Canzonen ꝛc., und genoßen eines hohen Ruhms vor allen ihren poetischen Zeitgenossen. Cavalcanti insbesondere erregte großes Aufsehen durch seinen, in einer sehr mysteriösen Sprache mit einem starken Aufwand von Allegorie und scholastischem Witz geschriebenen Lobgesang auf die Liebe. So lehrt er z. B. in diesem Gedichte, wie sich die Liebe zuerst in derjenigen Gegend der Seele bildet, wo das Gedächtniß ist; wie sie dort durchsichtig, aber in einem trüben Lichte schimmert, welches sie dem Mars verdankt; wie sie von den Sinnen den Nahmen, von der Seele die Sitten, und von dem Herzen den Willen bekommt; wie sie dann im Verstand sich festsetzt, aber dort nicht ruhen kann, weil sie von keiner Qualität abstammt, u. s. w.

Ein neuer Stern ging an Italiens poetischem Horizont nun auf: Dante Alighieri, um das Jahr 1265. Schon seine ersten lyrischen Jugendgedichte erwarben ihm Ruhm; seine Unsterblichkeit verdankt er der divina Comedia, einem genialen, aber ziemlich regellosen, romantisch-wilden und zugleich frommen, episch-didaktischen Gedichte.

Die Periode von Dante bis Francesco Petrarca lieferte nur verunglückte poetische Versuche, besonders im Fache des Lehrgedichtes. Die vorzüglichsten unter den unberühmten Dich-

tern dieser Zeit waren Cecco von Ascoli, der in einem großen Gedichte: l'Acerba betitelt, Physik, Philosophie und Theologie in Versen abhandelte; — dann Bonifazio degli Uberti, der eine versificirte Astronomie und Geographie schrieb.

Eine neue Epoche begann mit Petrarca, geboren im Jahre 1304. Seine Liebe zur schönen Laura de Sade war die Quelle einer Menge von lyrischen Gedichten, welche die reinste Zärtlichkeit athmen. Seine sämmtlichen poetischen Werke zerfallen in drey Hauptclassen: 1. Lyrische Gedichte in italienischer Sprache: Sonette, Balladen, Canzonen, Sestinen ꝛc. 2. Moralisch-allegorische Gedichte in sechs Abtheilungen: Triumph der Liebe — der Keuschheit — des Todes — des Nachruhms — der Zeit — und der Gottheit; gleichfalls in italienischer Sprache. 3. Das epische Gedicht Afrika, in lateinischer Sprache, worin Petrarca den zweyten punischen Krieg besingt. Der Gegenstand der erstern Classe von Gedichten ist die Liebe, aber eine solche, die ihn wie verklärend über alles Irdische emporhebt. Einige Sonette und die drey sogenannten Schwester-Canzonen, worin der Dichter Laura's Augen besingt, sind die Perlen dieses lyrischen Diadems. Den Gedichten, welche nicht die Geliebte besingen, fehlt, mit Ausnahme von einigen vortrefflichen, wie z. B. der Canzone: Italia mia ꝛc., größten Theils der wahre poetische Geist. In den sechs Triumphen wird die Erfindung als ganz mißlungen erklärt; doch zeigt sich in einzelnen Stellen Petrarca's Genie in seinem vollen Glanze. Auffallend ist es, daß der Dichter in seinen spätern Jahren dem in Vergessenheit gefallenen Heldengedichte Afrika vor seinen bewunderten erotischen Gedichten, die ihn verewigten, den Vorzug gab.

Kurze Zeit nach Petrarca — im Jahre 1313 — wurde Giovanni Boccaccio da Certaldo geboren. Auch ihn begeisterte die Liebe für eine Schöne, welcher er unter dem Nahmen Fiammetta huldigt, zur Poesie. Er schrieb seinen Decamerone, eine durch die Einkleidung in ein Ganzes verbundene Sammlung von Novellen. Er lebte in inniger Freundschaft mit Pe-

trarca. Nur zwey politische Sendungen unterbrachen seine gelehrte Muse; dagegen aber verwaltete er das Lehramt der zu Florenz errichteten Professur über Dante's divina Comedia mit rastlosem Eifer, und schrieb viele Werke in Prosa und in Versen. Die letztern, die eigentlich hieher gehören, haben wenig Werth und sind deßhalb der Nachwelt wenig bekannt geworden. Man hat von ihm lyrische Gedichte, und drey epische: die Theseide oder Amazonide, den Philostratus, und das fiesolanische Nymphengedicht; außerdem noch ein großes allegorisches Gedicht: die Liebeserscheinung (l'amorosa visione), in terze rime, welches für eine mißlungene Nachahmung von Petrarca's Triumphen erklärt wird. Die Anfangsbuchstaben aller Terzinen zusammen bilden zwey Sonette und eine Canzone, die das Lob einer Prinzessinn enthalten.

Beynahe ein ganzes Jahrhundert, von Boccaccio's Sterbjahr 1375 bis zum Geburtsjahre des Luigi Pulci (1432), verstrich nun, ohne nur Ein ausgezeichnetes poetisches Talent hervorgebracht zu haben. Die mittelmäßigen Talente, die hier und da auftraten, waren größten Theils verunglückte Nachahmer der Sonetten-Manier des Petrarca und der Novellen-Gattung des Boccaccio. Zu den erstern gehörten vorzüglich Sennuccio del Bene, und Franceschini degli Albizzi; zu den letztern insbesondere Franco Sacchetti und Ser Giovanni. Die Novellen-Sammlung des letztern führt den Titel: il Pecorone, der große Tölpel oder der dumme Teufel. Auch ein paar Versuche in der historischen Dichtungsart mißlangen gänzlich, wie z. B. des Boezio di Reinaldo poetische Geschichte seiner Vaterstadt Aquila.

Mit etwas besserem Erfolg bearbeiteten Einige das Fach der burlesken Satyre in lyrischer Form. So erschienen nun auch burlesk-satyrische Sonette in Menge. Unter den Verfassern derselben zeichnete sich vorzüglich der Barbier Burchiello aus, dessen Witz damahls allgemein bewundert wurde. Auch ein gewisser Antonio Pucci glänzte als berühmter Sonetten-Satyriker.

Das Feld der didaktischen Satyre blieb zwar gleichfalls nicht ganz ungebaut, gab aber eine wenig erfreuliche Ernte. Federigo Frezzi trat auf demselben noch mit dem meisten Beyfalle auf. Er lieferte in einem, in Dante's Manier geschriebenen Lehrgedichte: Quadriregnum betitelt, eine Beschreibung der Reiche Amors, Satans, der Laster und der Tugenden. Auch weibliche Talente bewarben sich in dieser Periode um den poetischen Lorber, unter ihnen die heilige Katharina von Siena, Ortensia da Guglielmo, Leonora de' Conti della Ganga, Livia di Chiavello u. m. a.

In dieser Zeitperiode machte auch der Mahler und Baumeister Leo Battista Alberti den ersten Versuch, die griechischen Sylbenmaße der italienischen Poesie anzupassen. Wie wenig sein Bemühen gelang, davon mag das folgende Distichon — es soll aus einem Hexameter und einem Pentameter bestehen — zu einer kleinen Probe dienen:

Questa per estrema miserabil' epistola mando
A te che spregi miseramente noi.

Endlich suchte die Familie der Mediceer der ermatteten Dichtkunst durch Aufmunterungen aller Art einen neuen Schwung zu geben. Peter von Medici setzte sogar einen silbernen Kranz, in Form eines gewundenen Lorberzweiges, als Preis für das beste Gedicht auf die Freundschaft; allein die Dichter, welche in der Sache zu entscheiden hatten, wollten keinem der Mitwerber den Vorzug zuerkennen. Bald nachher zeigte sich Lorenz von Medici selbst als Dichter; auch führte seine Liebe zu Festen, welche mit dem größten Prachtaufwande gefeyert wurden, zwey bis dahin in Italien ganze neue Arten von Schauspielen zuerst in Florenz ein: religiöse Dramen, und — etwas denselben ganz entgegengesetztes — Fastnachtsspiele mit mythologischen Aufzügen, wozu Lorenzo selbst die Carnevals-Lieder dichtete. Auch erklären Einige ihn für den Verfasser eines geistlichen Drama, betitelt: Rappresentazione di S. Giovanni e S. Paolo. Lorenzo von Medici besaß, wenn

man ihn gleich nicht den Dichtern vom ersten Range beyzählen kann, doch ein ausgezeichnet poetisches Talent. Inniges Gefühl, treffende Gedanken, und schöne Bilder sprechen in seinen Gedichten an. Die Diction ist edel und lieblich. Nur selten findet man frostigen Witz und Übertreibung. Seine sämmtlichen poetischen Werke werden in fünf Hauptrubriken abgetheilt:

1. Sonette, Canzonen und Sestinen. Die Sonette sind der vorzüglichere Theil. Sie nähern sich der petrarchischen Manier, und wenn sie auch den Werth ihrer Vorbilder nicht erreichen, so erfreuen sie doch durch die Mannigfaltigkeit. In den Canzonen mißfällt die hier und da sich zu breit machende Geschwätzigkeit.

2. Capitoli in terza rima; theils moralische Rhapsodien, theils idyllische Dichtungen.

3. Stanzen, eine Art lyrischer Beschreibungen, bald mit Scherzen, bald mit Phantasien der Liebe so anmuthig durchflochten, und in romantisch-lieblichem Colorit so glänzend, daß sie den Fehler der Gedehntheit und Schwatzhaftigkeit oft verhüllen.

4. Carnevals-Lieder und Satyren. Unter den letztern zeichnet sich ein Gedicht aus, welches den Titel Symposium oder die Trinker führt; Lorenzo erzählt in demselben, in der Manier und Form von Dante's divina Comedia, seine Reise nach einem Weinkeller, in dem er sich dann mit seinem Führer Bartolin über die Trinker und ihre komischen Charaktere eben so unterhält, wie Dante den Virgil über die Verdammten befragt.

5. Geistliche Gedichte, die in einer Sammlung gedruckt sind, welche zugleich die geistlichen Gedichte seiner Mutter Lucretia und anderer Personen des mediceischen Hauses enthält.

Rühmlich zeigte sich, in dieser schönen Periode des aufgeregten poetischen Geistes, neben Lorenzo sein Zeitgenosse Angelo Poliziano, geboren im Jahr 1454. Außer mehreren Oden, Epigrammen, Elegien und andern Gedichten in lateinischer

Sprache und mehreren italienischen Canzonen, Balladen ꝛc. hat man von ihm als Hauptwerke zwey größere in italienischer Sprache geschriebene Gedichte, die sogenannten Stanzen und den Orpheus.

In den Stanzen besingt Poliziano das Turnier, in welchem Giuliano von Medici den Preis gewann. Leider blieb dieses Gedicht unvollendet. Sprache, Bilder, Beschreibungen und Gleichnisse sind schön; an der Composition aber wird der Mangel an Erfindung und die Vermischung der alten Mythologie mit dem Stoff aus der neuern Zeit getadelt.

Orpheus, ein Singspiel in fünf Acten, hat wenig dramatischen Werth, und ist mehr als eine Reihe von lyrischen Gedichten in dramatischer Einkleidung anzusehen.

Zu den Dichtern, welche am Hofe des Lorenzo von Medici blühten, gehörten auch die drey Brüder Luigi, Bernardo und Luca Pulci. Vorzüglichen Ruhm erntete der erstere, geboren 1432, durch sein großes romantisches Heldengedicht: Il Morgante maggiore, damahls das erste in seiner Art. Auch sein Bruder Luca zeigte sich ehrenvoll in diesem Gebieth, doch weniger genial als jener. Man hat von ihm ein erzählendes Gedicht: das Turnier des Lorenzo von Medici; eine romantische Epopee, Ciriffo Calvaneo, und einige Heroiden. Bernardo machte sich vorzüglich durch seine Übersetzung der Eklogen Virgils einen Nahmen. Als Nebenbuhler der beyden erstern im Fach der romantischen Epopee trat Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano, auf, geboren im Jahr 1430. Sein Gedicht führt den Titel: Orlando inamorato, erschien aber erst nach des Verfassers Tod im Druck. Sein Ruhm gründet sich mehr auf dieses Werk als auf seine kleinern lyrischen: Sonette, Canzonen, Nachahmungen der Triumphe des Petrarca, ein Lustspiel Timon u. a. Der Orlando inamorato ist reich an Erfindung, doch etwas zu ernsthaft im Ton und nicht ohne Härten der Diction.

Außer diesen epischen Dichtern war das rege Zeitalter des Lorenzo von Medici vorzüglich fruchtbar an Sonettenmachern

in der petrarchischen Manier. Die erste Stelle unter ihnen nahm Lorenzo selbst ein, nach ihm Serafino d'Aquila, zugleich Improvisatore und Sänger seiner Gedichte, denen es weder an Phantasie noch an Kühnheit der Gedanken fehlte; doch werden sie oft durch Übertreibung und Bombast entstellt. Mehr Verdienst haben seine Volkslieder: Burzellette und Frottole.

Im Range nach Serafino d'Aquila folgten die Sonettisten: Antonio Tebaldeo, Bernardo Accolti, genannt Aretin der Einzige, Bernardo Bellinzone, Gasparo Visconti, Panfilo Sasso, Notturno, auch l'Altissimo genannt, (der Nächtliche, und der Höchste zugleich), Antonio Fregoso, Girolamo Benivieni; die Dichterinn Lucretia Tornabuoni, und mehrere Andere.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gewann die Poesie in Italien einen neuen Schwung, und mit diesem ihr goldenes Zeitalter. Die Haupturſachen, welche dieß bewirkten, waren: das glückliche Zusammentreffen ausgezeichneter Talente; die Begünstigung aller schönen Künste durch die Großen des Landes*), und das Entstehen der Akademien, in denen die Pflege der Nationalpoesie eine Hauptsache war. Die vorzüglichste unter diesen war die Academia della Crusca, bekannt insbesondere durch ihr großes Wörterbuch.

Den Reigen dieses goldenen Zeitalters der Poesie führte Ludovico Ariosto, geboren im Jahr 1474, er, dem Italien den Beynahmen des Göttlichen gab. Er machte sich zuerst durch lateinische Gedichte und durch Lustspiele bekannt. Die Idee des Orlando inamorato entflammte ihn zu dem unsterblich gewordenen romantischen Heldengedicht: Orlando furioso, dem genialsten Werke der italienischen Poesie. Außer diesem sind noch seine Satyren merkwürdig, nicht sowohl wegen eines hohen innern Werthes, sondern insbesondere theils als der erste Versuch, diese Dichtungsart in die italienische Poesie einzuführen, theils als psychologische Beyträge zur geheimen Ge-

*) Nebst den Mediceern die Herzoge von Ferrara, die erlauchten Häuser von Este, Gonzaga, Colonna ꝛc.

schichte des Dichters. In seinen Elegien, Canzonen und Sonetten wußte er den antiken Styl mit dem modernen zu verschmelzen.

Ein Zeitgenosse Arioſts war Giovan Giorgio Trissino, geboren im Jahr 1478, mehr gelehrter Versificator als Dichter. Sein sogenanntes Heldengedicht: das befreyte Italien, zeigt in Erfindung und Ausführung gleich wenig wahrhaft poetischen Geist, und fand auch wenig Leser, schon unter seinen Zeitgenossen. Mehr Glück machte seine Sophonisbe, eine Tragödie in antiker Form, zu jener Zeit in Italien die erste ihrer Art.

Als Nachahmer der antiken Form, doch in einer andern Dichtungsart, wetteiferte mit Trissino sein Freund Giovanni Rucellai, geboren im Jahr 1475, unter dessen poetischen Werken ein Lehrgedicht über die Bienen das vorzüglichste ist, und durch Geist, Phantasie und Diction sich in Italien einen hohen Rang und viele Leser erwarb. In seinen zwey Tragödien: Rosamunde und Orest, hielt er sich an antike Formen und Vorbilder. Auch Rucellai's Zeitgenosse, Luigi Alamanni, geboren im Jahr 1495, erwarb sich Ruhm durch ein Lehrgedicht über den Landbau, obschon es hinter Virgils Didascalie über denselben Gegenstand weit zurücksteht. Alamanni's zwey epische Gedichte: Giron der Edle, und die Avarchide, zeigen mehr guten Geschmack als höheres Talent; auch seine lyrischen und dramatischen Gedichte erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit.

Unter Arioſts poetischen Zeitgenossen erwarb sich Jacopo Sanazzaro, geboren im Jahr 1458, einen vorzüglicheren Rang durch sein Gedicht Arkadien, in Prosa mit Versen untermischt. Dieses große Schäfergedicht gefällt durch Innigkeit des Gefühls und der poetischen Ausschmückung, vorzüglich in den lyrischen Parthien. Auch Sanazzar's Sonette und Canzonen tragen den Charakter arkadischer Schäfer-Poesie.

In den ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts erhielt die komische Poesie durch den Francesco Berni eine neue und so eigenthümliche Gestalt, daß manche sie die berneske Poesie nannten. Ihr Charakter war eine Mischung von Leich-

tigkeit, Anmuth, Laune und Keckheit. Berni's Gedichte gelten in Italien noch jetzt als Muster in ihrer Art, haben aber, bey dem hohen Werthe komischer Kraft, den Fehler, daß die Satyre oft persönlich wird, oft in das Possenhafte entartet, oft auch das Gefühl für Anstand und Sittlichkeit beleidiget. Berni's berühmtestes Werk ist die Umarbeitung des verliebten Roland vom Grafen Bojardo, welcher letztere dadurch ganz in den Schatten gestellt wurde.

Berni's komische Sonette und Capitoli sind zwar voll treffender Satyre und lustiger Posse, doch wird die erstere durch die vielen Local- und Personal-Anspielungen oft unverständlich oder nur durch Commentare genießbar, und die letztere entartet oft in zügellosen Muthwillen. Die Sonette enthalten mehrere Meisterstücke historischer Porträt-Mahlerey; die Capitel sind meistens komische Lobreden: auf die Pest, auf die Disteln ꝛc.

Unter den übrigen Dichtern aus dem Zeitalter Arioſts und von da bis auf Torquato Tasso zeigte sich wohl Correctheit und Eleganz, aber wenig Geist und noch weniger Genie. Die beliebteste Dichtungsart, welche zugleich die meisten Verfasser und das größte Publicum fand, war und blieb das Sonett und die Canzone, in petrarchischer Manier, daher die Menge dieser Dichter auch geradezu Petrarchisten genannt wurde. Unter ihnen erhoben sich mit einigem Glanze: der Cardinal Pietro Bembo, edel und correct, aber kalt, wo er schwärmen will; doch wird die elegische Canzone auf den Tod seines Bruders zu den schönsten in ihrer Art gezählt; Balthasar Castiglione, correct und weich, doch ohne Originalität; Francesco Maria Molza, mit echt lyrischem Genie begabt, kräftig und feurig, manchmahl auch excentrisch; Giovanni Guidiccioni, mehr oratorisch als poetisch-schön; Bernardo Capello, religiös-philosophisch; Domenico Veniero, mit heroischer Schwungkraft; Angelo di Costanzo, ausgezeichnet durch Wahrheit und Wärme der Empfindung, u. a. Mit diesen wetteiferten viele Dichterinnen, größten Theils Frauen von hohem Range, in solcher

Menge, daß ein gewisser Domenichi im Jahr 1559 eine Sammlung lyrischer Producte von ungefähr funfzig Dichterinnen herausgab, unter welchen Vittoria Colonna und Veronica Gambarra den ersten Rang behaupteten.

Auf solche Art erhielt denn Italien mehrere ganz neue und originelle Gattungen, als: Schäfer-Sonette, satyrische und burleske, dithyrambische, polyphemische (halbburleske Liebesklagen), Schiffersonette und geistliche, deren Gabriello Fiamma die besten lieferte.

Weniger cultivirt wurden die Canzonen, deren Stelle die Stanzen einnahmen, eine Art lyrisch-beschreibender Gedichte. Hiermit gingen Lorenzo von Medici und Girolamo Benivieni als Muster voran; ihnen folgten Bembo, Alamanni, Molza, Martelli, Tansillo und andere.

Nächst diesen lyrischen Dichtungen wurde die epische, doch größten Theils mißlingend, betrieben; denn Ariost erweckte eine Menge unberufener Nachahmer, die durch seine Manier auch seinen Geist zu erhalten glaubten. Unter diesen erhob sich Bernardo Tasso, geboren im Jahr 1493, der Vater des unsterblichen Torquato Tasso. Sein neuer Amadis ist das längste romantische Heldengedicht der Italiener, eigentlich aber nur ein versificirter Ritterroman, der eine sehr laue Aufnahme fand und verdiente, und gegen Ariosts rasenden Roland als ein gar mattes Product erschien.

Zu gleicher Zeit erschien noch eine Schar von unglücklichen Nachahmern des göttlichen Ariost; so z. B. La Morte di Ruggiero, von Pescatore; Astolfo borioso, von Guazzo; Angelica inamorata, von Brusantini; le prime imprese del Conte Orlando, von Dolce ꝛc.; auch mythologische Epopeen, wie der Herkules, von Giraldi, und geistliche, wie die Thränen des heiligen Petrus, von Tansillo, nicht ohne poetischen Werth. In diese Periode fällt auch die Umarbeitung des verliebten Roland vom Grafen Bojardo durch Domenichi, und dessen Fortsetzung von Agostini.

Während dieser Zeit hob sich auch die dramatische Poesie;

doch erschienen anfangs viel mehr Lustspiele als Tragödien. Jene waren zuerst sogenannte Comedie erudite, gelehrte Komödien. Zugleich mit Arioſts Lustspielen in der regelmäßigen Manier des Terenz, zog auch Dovizio von Bibiena die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, insbesondere durch sein Lustspiel Calandra, dessen vorzüglichstes Verdienst in dem leichten raschen Dialog bestand. Er und Arioſto schrieben Stücke in Prosa, und brachten die Komödie dadurch aus der Form des Antiken dem Zeitgeiste näher. Mit diesen beyden trat der Politiker und Historiker Machiavelli in die Schranken. Seine zwey Lustspiele Klytia und das Alrauntränkchen (La Mandragola) haben komische Kraft, sowohl in der Erfindung als in der Ausführung; die Intrigue ist aber unedel. Seine Vorgänger übertraf Peter der Aretiner, dessen Lustspiele oder vielmehr Possen echtkomische Kraft haben; schade, daß Sittlichkeit und Anstand darin zu sehr mißhandelt werden. Etwas edler gehalten sind die Lustspiele des Lasca, und zeigen mehr Scherz als Satyre. Die Lustspiele des Giammaria Cecchi empfehlen sich zwar durch Correctheit, doch fehlt ihnen komische Kraft und Mannigfaltigkeit. Nicht geringen Beyfall erhielten die Lustspiele des Strumpfwirkers Gelli, welchen die florentinische Akademie sogar zu ihrem Mitgliede aufnahm. Mit diesen zugleich traten noch viele weniger bedeutende Lustspieldichter auf, wie Salviati, Dolce, Domenichi, Caro, Firenzuola, della Porta, und Andere.

Während diese gelehrten oder regelmäßigen Lustspiele erschienen, behielt das Volk immer seine alte Liebe für die sogenannte Comedia del Arte, das eigentliche National-Lustspiel, worin eine komische Hauptrolle nach einem in Umrissen gezeichneten Plan von einem geschickten Schauspieler extemporirt wurde. Diese Comedia del Arte hatte stehende Charaktere mit bestimmtem Costum, wie z. B. den venetianischen Kaufmann, den bolognesischen Doctor, den neapolitanischen Renomisten, den listigen Arlechino, den geizigen alten Pantalon, den Kuppler Brighella, den lustigen Bruder Pulicinello, den Stutzer

Gelsomino u. a. Der Gebrauch der verschiedenen Dialecte gab diesen Nationalstücken noch mehr individuelle Lebendigkeit. Der Erste, welcher solche dramatische Umrisse für's Improvisiren schrieb, war ein gewisser Ruzzante. Er gab schon im Jahr 1530 einige solche skizzirte Stücke im Druck heraus.

Das Trauerspiel stand bisher noch immer im Hintergrund. Zu den ältesten Tragödien gehören: die Zwietracht der Liebe, von Guazzo, und die Romilde von Cesari. Auf die schon erwähnten tragischen Erstlinge des Trissino, Rucellai und Alamanni, folgte Martelli's Tragödie: Tullia, gleichfalls ohne den Geist echter Poesie. Auch die Tragödien des Giraldi und des Dolce blieben sehr mangelhaft. Eines bessern Gelingens als die Tragödie erfreute sich das dramatische Schäfergedicht zu Anfang der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wie z. B. Il Sacrificio von Beccari, die Egle von Giraldi ꝛc.

Vorzugsweise machte, schon in der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts, die satyrische Poesie Glück, welche in zwey Hauptarten zerfiel: die gelehrte und die burleske oder nationale. Die erste wurde gelobt, die zweyte geliebt; die erste mehr bewundert, die letztere mehr gelesen und genossen. In der gelehrten Satyre, die aber dennoch weder fein noch edel war, zeichneten sich nach Ariost auch Bentivoglio, Alamanni und Nelli, der witzigste unter ihnen, vortheilhaft aus. Sansovino veranstaltete eine Sammlung der gelehrten Satyriker. In üppiger Fülle gedieh dagegen die beliebte burleske Volkssatyre. In derselben zeichnete sich insbesondere der verrufene freche Pietro Aretino aus, dessen Satyren, obschon ihr Inhalt oft sittenwidrig, unanständig, ja ekelhaft empörend ist, dennoch scharfen Beobachtungsgeist zeigen, und durch ihre picante leichte Manier bestachen. Für die Nachwelt hat die Menge der satyrischen Schriften des Aretiners schon deßhalb zu wenig Interesse, weil der größte Theil derselben zu persönlich, zu voll Anspielungen auf Sitten und Gebräuche seiner Zeit, folglich schwer zu verstehen ist. Er selbst rühmte von

sich, daß er, um jährlich wenigstens tausend Scudi zu verdienen, nichts mehr als ein Tintenfaß, eine Feder, und ein Buch Papier bedürfe. Die meisten seiner Schriften sind in Italien verbothen. So originell er war, stiftete er doch, zum Glück für das Bessere und Sittlichedle, keine eigene poetische Schule.

Außer diesem gehörten noch zur Partey der burlesken, mitunter schmutzigen Volkssatyriker: Mauro, Firenzuola, Franco, Grazzini und Folengo, welcher nebst kleinern Gedichten auch eine Travestirung des Orlando unter dem Titel Orlandino herausgab, worin jener große romantische Held als Bettelknabe erscheint. Er brachte zugleich die sogenannte maccaronische Poesie in die Mode, ein burleskes Gemische von halb lateinischen und halb italienischen Worten und Wendungen. Nach diesem verworrenen Treiben auf einem niedern Tummelplatz begann endlich ein höheres, und zugleich eine neue Glanzepoche mit Tarquato Tasso, geboren im Jahr 1544. Als neunzehnjähriger Jüngling gab er seinen Rinaldo heraus, ein Heldengedicht in zwölf Gesängen, und erwarb sich damit Ehre und Gönner. Im Jahr 1579 erschien zuerst der vierte Gesang des befreyten Jerusalem in einer poetischen Sammlung. Das ganze Gedicht kam zuerst unter dem Titel: Il Goffredo, in sechzehn Gesängen zu Venedig im Jahr 1580 heraus, erschien im nächstfolgenden Jahre zu Parma in zwanzig Gesängen, und nochmahl in demselben Jahre zu Parma mit Verbesserungen. Im Jahre 1595 endigte er sein romantisches Leben, reich an Glück und Unglück.

Außer diesen zwey Epopeen schrieb Tasso noch folgende Gedichte von größerm Umfang: das dramatische Schäfergedicht Amynta, das Trauerspiel Torrismondo, das Lustspiel Intrighi d'Amore und das beschreibende Gedicht: die sieben Tage der Schöpfung. Nebstdem sind von diesem Dichter noch eine Menge von Sonetten, Madrigalen und Canzonen vorhanden, unter denen die Madrigale den meisten Werth haben. Bouterweck charakterisirt diesen großen Sänger sehr treffend: „Tasso's Poesie ist, bey aller Verschiedenheit des Stoffes und

der metrischen Form, fast in allen seinen Gedichten, in den epischen und dramatischen, im Grunde dieselbe. Er konnte sich selbst nie verläugnen und wollte es nie. Tief durchdrungen von dem Gegenstande, den seine bildende Phantasie ergriff, sah er ihn immer im Lichte des Ideals. Aber er konnte und mochte den moralischen Ernst des Idealgefühls, das dann ihn selbst erfüllte, von der Darstellung seines Gegenstandes nicht trennen. Mit ariostischer Unbefangenheit die Natur ergreifen, und, ohne sie zu beleidigen, mit ihr zu scherzen, war ihm unmöglich. Sein persönliches Gefühl drang auch da vor, wo er beschrieb und erzählte. Um romantische Vorstellung von Liebe und Tugend bewegte sich seine ganze Dichtungskraft. Von der moralisch-ernsthaften Seite sah er auch den Heldensinn an. Das lächerlich gewordene Ritterthum wurde in seiner Phantasie wieder, was es nach echt ritterlicher Denkart wirklich gewesen war. In diese Vorstellungen, denen er sich mit ganzer Seele hingab, mischte sich seine Gelehrsamkeit. Vor scholastischen Verirrungen in Dante's Manier war er schon durch den Geist seines Zeitalters gesichert, wenn er es auch nicht durch sich selbst gewesen wäre. Aber was er in seinen griechischen und lateinischen Autoren und in seinem Petrarch gelesen und nach seinem Sinne sich zugeeignet hatte, war mit seinem Gefühl und dadurch mit seiner Poesie Eins geworden. So wenig wie sich selbst, konnte er seine Lecture verläugnen. Bald spricht Homer aus ihm, bald Virgil, bald sogar Lucan. Allen seinen Werken fehlt daher die höhere Originalität, die nur aus der seltensten Freyheit des Geistes und einer eben so seltenen Mischung von Gefühl und Witz hervorgehen kann. Aber der Geist seiner Poesie ist dennoch hoch erhaben über den Nachahmungsgeist, der in fremden Formen lebt und außerhalb dieser Formen kein Daseyn hat. Jedes vorzügliche Gedicht Tasso's ist in dem Herzen des Dichters empfangen und geboren. Mit aller Energie und Zartheit der Liebe spricht es geistvoll und lebendig seinem Leser zu. Wort und Gedanke vereinigen sich da in ein zauberisches Seelengemählde, und die Empfindungswahrheit dieser Poesie wird durch einen

correcten, nicht arioſtiſch leichten, aber oft petrarchiſch lieblichen, nur zuweilen pretiöſen Ton der edelſten und kräftigſten Sprache ſo erhöht, daß alles Gefühl für Geiſtesadel und Schönheit in Italien plötzlich hätte erſtorben ſeyn müſſen, wenn Taſſo nicht bald nach ſeinem Tode, immer mehr ohne Widerrede, in der Achtung und Liebe ſeiner Nation den Platz neben Petrarch und Arioſt eingenommen hätte, auf den kein anderer italieniſcher Dichter gegründeten Anſpruch machen kann." —

Es iſt zweckmäßig und ſchicklich, hier auch noch ein giltiges Urtheil über den zweyten Koriphäen der italieniſchen Epik einzuſchalten.

Von Arioſt ſagt Humboldt in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen: „Wo lebt ſeit Homer, in einem andern Dichter eine ſolche Fülle und ein ſolcher Reichthum von Geſtalten, wo eine ſolche nie ſtillſtehende, ſich immer wieder aus ſich ſelbſt erzeugende Bewegung, wo ſtrömt ein ſo unverſieglicher Quell ewig neuer und überraſchender Erfindungen, als in den Geſängen Arioſts? Welcher andere neuere Dichter erſcheint nicht, von dieſen Seiten mit ihm verglichen, arm und dürftig, ernſt und feyerlich, trocken und ſchwer? Wenn die höchſte Bewegung und die lebendigſte Sinnlichkeit das Weſen der Dichtkunſt ausmachen, und niemand anſtehen wird, hierin dem Homer den Rang einzuräumen, ſo gebührt dem italieniſchen Sänger unſtreitig gleich die erſte Stelle nach ihm." —

Die Proſa blieb bisher hinter der Poeſie zurück. Die Nachahmungen im Novellenſtyl des Boccaccio ſchadeten mehr als ſie nützten, und die beſte Proſa ſtand noch immer auf der Höhe, wohin Boccaccio ſie gebracht hatte. Einer der berühmteſten Nachahmer des Boccaccio war Bandello, Verfaſſer von hundert und vierzig Novellen, welche ſich durch Neuheit des Inhalts und raſchen Gang der Begebenheiten empfahlen. Nicht ohne Verdienſt neben ihm waren Firenzuola, Paraboſco, Porto, Grazzini, Molza, Mariconda, Giraldi, Straparola von Caravagio, und Andere. Eine Novellenſammlung jener Zeit gab Sanſovino heraus.

Nachdem die Poesie einige Zeit im Sinken war, und selbst Tasso durch seine Werke außer dem befreyten Jerusalem nichts Geniales und Außerordentliches geleistet hatte, erwarb sich in den letzten Decennien des sechzehnten und den ersten des siebzehnten Bernardino Baldi einigen Ruhm, obschon das vorzüglichste Verdienst seiner Gedichte in der Schönheit der Diction lag. Sein Lehrgedicht über die Schifffahrtskunst, so wie seine Eklogen, leiden übrigens durch Kälte und breite Umständlichkeit. Berühmter als dieser machte sich Tasso's Nachahmer Guarini, vorzüglich durch sein dramatisches Schäfergedicht: Il pastor fido, dem die nächste Stelle nach Tasso's Amynta eingeräumt wird, obschon darin eine erkünstelte Begeisterung frösteln, die sich in seinen lyrischen Gedichten (Sonetten und Madrigalen) noch mehr zeigt. Andere Nachklänge des Amynta, die in Menge erschienen, mißlangen noch mehr.

Endlich erschienen wieder einige Dichter von Bedeutung. Chiabrera, geboren 1552, der fruchtbarste unter den italienischen Dichtern, schrieb fünf epische Gedichte: ein Italia liberata; Firenze; Gotiada, o delle guerre de' Goti; Amadeide, und Ruggiero, worin er, ohne Selbstständigkeit, bald Ariosts, bald Tasso's, bald Trissino's Manier annimmt. Mehr Neuheit und Originalität haben seine Schäferdramen. In vollem Glanz der Eigenthümlichkeit erscheint er als lyrischer Dichter seiner Zeit. Er gab seinen Oden und Liedern eine bis dahin in Italien ungebrauchte Form, und bewirkte eine neue Periode, indem er den Geist der antiken Lyrik einheimisch machte, ohne sclavischer Nachahmer zu seyn. Man nannte ihn den italienischen Pindar. Er lebte vom Jahr 1552 bis 1637.

Eine neue komische Epopee erhielt Italien durch den, im Jahr 1565 gebornen Tassoni. Sein Gedicht: der geraubte Eimer (la Secchia rapita) erwarb sich durch Laune, classische Politur und Klarheit der Bilder und Gedanken, einen hohen Rang in der italienischen Literatur. Er ward in seiner Art Original. Um den Ruhm der Erfindung dieser Gattung des komischen Heldengedichts wetteiferte Bracciolini, welcher

zuerst durch einen heroischen Epos: das wiedereroberte Kreuz, mit Tasso wetteiferte. Es blieb aber in fünfzehn Gesängen noch unvollendet, und ein eben so fruchtloses Bestreben, als jenes, durch eine komische Epopee: die Verspottung der Götter (Scherno degli Dei), den Tassoni zu besiegen.

Eine eigene Dichterschule gründete Marino, geboren im Jahr 1569, welche alle einfache Schönheit als etwas Gemeines ansah und nur nach Übermaß haschte, mit erkünsteltem Enthusiasmus, mit Witz- und Farbenspiel überlud, und nichts poetisch fand, was nicht höchst picant und oft excentrisch war. Marino's Idyllen, Canzonen, insbesondere auch die faunisch-frechen Epithalamien wimmeln von Überladung mit gesuchten, zugespitzten, und frösteldnden Bildern und Phrasen. Nur die Sonette zeigen mehr Mäßigung und Natur. Aufs höchste gesteigert erscheint diese geschmacklose Manier in seinem romantisch-mythologischen Gedicht Adonis. Außer diesem schrieb er noch ein episches Gedicht: der bethlehemitische Kindermord, in sechs Gesängen, nicht ohne einzelne schöne Parthien, und ein unvollendetes drittes: die Zerstörung Jerusalems. Marino wurde von seinen Zeitgenossen vergöttert.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts erhob sich die Oper. Rinuccini, der sich mit Tonsetzern und musikalischen Virtuosen verband, brachte die Oper in Schwung. Das im Jahr 1594 zu Florenz gegebene Singspiel Daphne wird als der erste Versuch genannt, dem Rinuccini's Eurydice, von drey Musikern: Peri, Corsi und Cuccini, componirt, bald nachfolgte. Rinuccini's komische Opern gewannen die Liebe des Publicums und blieben ein Jahrhundert hindurch, bis auf Apostolo Zeno, die besten in ihrer Art. Die Zahl neuer Komödien und Tragödien verminderte sich, und auch die wenigen, welche erschienen, waren unbedeutend. Nur ein Lustspiel dieser Periode wird ehrenvoll erwähnt; es führt nach einem schönen Landmädchen den Nahmen La Tancia, und hat einen Michael Angelo Buonarotti, Enkel des berühmten Mahlers, Bildhauers und Architekten, zum Verfasser. Dieses Stück

wird noch jetzt geschätzt. Weniger Beyfall fand sein zweytes Lustspiel: der Jahrmarkt (la Fiera).

Während dieser Zeit trieben auch einige Nachahmer Marino's, die, wie gewöhnlich, die Vorzüge des Originals nicht erreichten, die Fehler aber überbothen, ihr Unwesen. Zu diesen gehörte: Achillini, Cusoni und Bruni.

Der lyrischen Poesie ging mit Fulvio Testi (geboren 1593) ein neuer Stern auf; man nannte diesen Dichter den italienischen Horaz, wie früher Chiabrera der italienische Pindar war. Erreicht Testi gleich den alten Römer nicht, so kommt er ihm doch näher als irgend ein italienischer Dichter. Ein Hauptfehler seiner philosophischen Oden besteht in der redseligen Breite; auch versteht er nicht so, wie sein Vorbild, die moralischen Lehren gleichsam zur Gefühlssache zu machen und sie zu individualisiren. Testi's Trauerspiele und Opern sind seine schwächern Werke. Er versuchte auch zwey Heldengedichte: Constantin der Große, und die Eroberung Indiens. Die komische Epopee fand auch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts noch viele Dichter und Freunde. Zu den gelungeneren Erscheinungen in dieser Dichtungsart gehörten: der Eselskrieg, vom Grafen Carlo de' Dottori; die Narrheiten der Gelehrten, von Bocchini; und das Leben des Mäcenas, eine burleske Biographie von Caporali. Den Preis vor allen erhielt Lippi's Gedicht: Il Malmantile raquistato, so viel als: die wiedereroberte Tischtuchsburg.

Nebenbey fing man an, mehrere italienische Dialecte poetisch zu bearbeiten, insbesondere den neapolitanischen, sicilianischen, und paduanischen, in welchen nun ganze Bände von Gedichten aller Art erschienen. Eine neue Epoche für die edlere Satyre begann mit dem berühmten Mahler Salvator Rosa. Er, ein Verächter alles Unwürdigen, und in der Mahlerey ein Freund des Schauerlichen und Graunhaften, als Mensch frohsinnig und voll Witz, schwang in seinen Satyren eine juvenalische Geißel mit den bittersten Sarcasmen. Zu Stoffen wählte er sich die Mißbräuche in Musik, Poesie und Mahlerey, den

Krieg, den Neid; in einer Satyre, welche den Titel: Babylonia führt, erzählt er einen Theil seiner Lebensgeschichte. Ehre erwarb sich der Arzt und Naturforscher Redi durch seine, im Jahre 1763 gedruckte Dithyrambe: Bacchus in Toscana; eine poetische Kritik aller italienischen Weine. Ein großer Theil der italienischen Dichter dieser Zeit schloß sich an den literarischen Hofstaat der Königinn Christina von Schweden an, welche mit ihrem Throne zugleich dem protestantischen Glauben entsagte, und nach Rom zog. Unter diesen Dichtern zeichnete sich aus: der Graf von Lemene durch geistliche Gedichte, liebliche Schäferspiele und Cantaten; er starb 1704. Alessandro Guidi, geboren 1650, wollte sich als zweyter Pindar Italiens nach dem Chiabrera zeigen. Einige seiner Oden sind allerdings glückliche Nachahmungen der Manier seines großen Vorbildes, insbesondere in den beschreibenden Parthien. Reich an Wohlklang und einzelnen schönen Stellen sind Menzini's Oden, Lieder und Canzonen, doch leiden sie manchmahl durch Monotonie und Verstandeskälte. Er schrieb nebstdem eine Poetik in Versen und ein Gedicht: Il Paradiso terrestre. Sein vorzüglichstes Werk sind die Satyren, worin er mehr Kraft und Schwung als in allen übrigen Poesien zeigt. In einer der Satyren gibt er jedoch die — leider nicht sehr rühmliche Erklärung, daß er seine trockenen Lippen deßhalb, weil ihm sein vorhergehendes poetisches Streben nicht gelang, mit Galle getränkt habe. Vincenzo da Filicaja beschränkte sich auf die moralisch-religiöse Poesie mit classischer Würde. Seine Oden und Sonette, durchgehends von ernstem Charakter, gehören zu den besten in ihrer Art. Er lebte bis zum Jahr 1707. — Zappi, der letzte Dichter dieser Periode (gestorben 1719) zeichnete sich durch leichte Sonette und Madrigale aus. Auch seine Gattinn Faustina, Tochter des Mahlers Maratti, zeigte ein schönes poetisches Talent. In Herders sechstem Bande der zerstreuten Blätter befindet sich eine Übersetzung von einigen ihrer Gedichte. Herder selbst gibt ihr das schönste Zeugniß, indem er sagt: „Ich gebe die Gedichte einer Römerinn, die sich durch Gaben

des Geistes, durch Tugenden des Herzens, durch Anmuth und Schönheit gleich auszeichnete. — In der Arcadia hieß sie Aglauro-Cidonia, celebre per la sua bellezza, virtù e spirito. — Was mich zu den wenigen Gedichten, die ich von dieser Faustina kenne, angenehm hinzog, war die Wahrheit ihrer reinen, hohen Empfindung. Jedes Sonett, fühlt man, ist aus Umständen des Lebens hervorgegangen, die ihr diese Sprache jetzt zur Natursprache machten. Leid und Freude wechseln in ihren Gedichten, so daß diese, ohne es zu wollen, eine kleine Lebensbeschreibung, ein fortgehendes Herzensgemählde bilden." —

Die dramatische Poesie blieb bey einigen verunglückten Versuchen während dieser Periode immer noch in einem krankhaften Zustande, und die Originalität fehlte ihr ganz. So bemühte sich Gravina (der um das Jahr 1718 lebte) mit steif-frostigen Nachahmungen der antiken Tragödie, und Martello (der im Jahre 1727 starb) mit gezwungenen Nachahmungen in der Manier des Corneille und Racine. Das bisher regelmäßige Lustspiel der Italiener wurde von Nachbildungen des unregelmäßigen spanischen verdrängt. Die meisten Fortschritte in der Ausbildung that die Oper, vorzüglich durch die Leistungen des Apostolo Zeno, welcher vom Jahr 1669 bis 1750 lebte. Er verband zuerst poetischen Gehalt mit schöner Versification. Seine tragischen Opern gelten für die ersten wahren Tragödien der Italiener.

Nach diesem zeichnete sich Fortinguerra als epischer Dichter aus, zwar nicht als Originalgenie, aber doch als talentvoller Nachahmer, welcher die Manieren Ariosts, Berni's, und Tassoni's glücklich zu verschmelzen wußte und dadurch gewisser Maßen eine eigene Manier erhielt. Er lebte vom Jahr 1674 bis 1735. Sein romantisches Heldengedicht Ricciardetto wird für das geistreichste und unterhaltendste Gedicht seiner Art erklärt.

Rolli, welcher vom Jahr 1687 bis 1764 lebte, machte die Italiener durch gute Übersetzungen, insbesondere von Mil-

ton's verlornem Paradiese, mit der englischen Poesie näher bekannt. Auch gehören seine originellen Gedichte: kleine Opern, Cantaten, Lieder, Hendekasyllaben in Catulls Manier, zu den vorzüglichsten ihrer Art, und seinen Elegien wird der Platz zunächst der ariostischen eingeräumt.

Während damahls die Oper immer mehr den Charakter eines italienischen Nationalschauspiels annahm, blieb die Tragödie bey der Bewunderung und Nachahmung französischer Vorbilder stehen. Lustspiele schrieb Fagiuli, nicht weniger als deren sieben Bände, welche im Jahr 1753 gedruckt wurden; sie hatten aber, bey einigen Vorzügen, einen Hauptfehler: Mangel an komischer Kraft und an dramatischem Leben. Maffei erregte mit seiner Merope (gedruckt im Jahre 1714) viel Aufsehen, obschon auch sie ein Werk des nüchternen Geschmacks ohne geniale Kraft, in französischer Manier ist. Maffei starb im Jahr 1755. Unter den Nachahmern — deren Maffei, seines Mangels an Genialität ungeachtet, genug hatte — gebührt dem Antonio Conti ein besserer Platz. Neben ihm erhob sich Chiari als fruchtbarer Lustspieldichter. Seine zehn Bände Comedie in versi erschienen 1756 im Druck. Bouterweck urtheilt von ihnen: „Einige nicht durchaus affectirte Scenen mögen sich auch noch immer aus diesen Lustspielen auslesen lassen, wenn man die Mühe daran wenden will; aber im Ganzen sind sie unerträglich. Der feyerliche Anspruch auf ungemeine Diction und ernsthafte Moral macht mit der geistlosen Spaßhaftigkeit und dem alltäglichen Geschwätz in diesen Theaterstücken einen so grellen Contrast, daß man sie für Parodien ernsthafter Schauspiele halten würde, wenn man nicht wüßte, was sie nach dem Willen ihres Verfassers seyn sollten. Ihre Celebrität war auch von kurzer Dauer." —

Endlich faßte Carlo Goldoni, geboren im Jahr 1707, den Entschluß, der Reformator des komischen Theaters der Italiener zu werden. Er gab die Advocatur, welche er bisher betrieb, ganz auf, und verband sich mit einer Schauspielergesellschaft, mit derselben gemeinschaftlich eine Umbildung des

Lustspiels zu bewirken, welche in der Hauptsache dahin ging, die alte Komödie und das Improvisiren abzustellen, und der neuen Form mehr Natur, Popularität und moralische Tendenz zu geben. Dadurch begann eine literarische Fehde zwischen Chiari und Goldoni, die nicht weniger als zehn Jahre dauerte, während welcher Zeit die Gunst des Publicums zwischen beyden schwankte. Professor Jakobs liefert über Goldoni in einer eigenen Abhandlung treffende Bemerkungen, von welchen ich hier nur einige einzelne aushebe und zu seiner nähern Charakteristik mittheile: „Goldoni übertrifft an Fruchtbarkeit der Ideen alle dramatischen Dichter neuerer Zeit, den einzigen Lope de Vega ausgenommen. Der minder glänzende Theil seines Verdienstes ist die Anlage seiner Stücke, deren keines ganz vollendet und tadelfrey ist. Desto bewundernswürdiger aber ist die Mannigfaltigkeit der Situationen und der Reichthum an Charakteren, welche er zuerst auf die Bühne gebracht hat, und deren viele eine wahrhaft komische Kraft haben. — Die Fehler, in welche Goldoni verfallen ist, sind, zum Theil wenigstens, eine Folge der Umstände, unter denen er schrieb. Ein Dichter, welcher in dem Laufe von dreyßig Jahren die Bühne mit zweyhundert Schauspielen bereichert, von denen er sechzehn in einem einzigen Jahre schrieb, mußte dem Zufall nothwendig sehr viel überlassen und seinen ersten Einfällen folgen. — Mehrere seiner Stücke sind nur für Venedig geschrieben, und sie ergetzten durch treue Schilderung der Menschen, welche man hier täglich vor Augen sah. (So heißt z. B. eines dieser Stücke die Grobiane, ein anderes die Köchinnen ꝛc.)"

So wie Chiari die Gunst des Publicums durch Goldoni verloren hatte, so erlag dieser nun dem höhern Genius des Grafen Gozzi, dessen erstes dramatisirtes Mährchen im Jahre 1761 gegeben wurde.

Goldoni überlebte also seinen Ruhm, da er erst im Jahre 1792 starb. Die eigentliche Reform des italienischen Theaters, zu welcher Goldoni den Grund gelegt hatte, wurde durch Gozzi ausgeführt, und zwar auf solche Art, daß Goldoni und Chiari nach einigen Jahren in das Dunkel zurücktraten.

Gozzi begann zuerst mit tragikomischen dramatisirten Mährchen, worauf er regelmäßige Stücke folgen ließ, zu welchen er die Lustspiele der Spanier benützte. Von diesem Dichter sagt Sismondi: „In den phantastischen Stücken, als da sind: die Frau eine Schlange, Zobeis, das blaue Ungeheuer, der grüne Vogel, der König der Genien u. s. w. zeigte Gozzi, daß er zugleich ein geistreicher Mann und Dichter sey; er verzichtete auf die persönliche Satyre, um in das Ernsthafte seines Gegenstandes einzugehen; er durchdrang sich mit dem Geist der Feerey, so daß seine Tragikomödien, wenn auch nicht die Wahrscheinlichkeit der Natur, doch die Wahrscheinlichkeit der Feenmährchen erhielten." —

Indessen fanden diese phantastischen Stücke viele Tadler; Gozzi gab ihnen nach, entfernte sich allmählig von jener Gattung, und setzte das Romaneske an die Stelle des Wunderbaren. Zwey dieser neuern Stücke: die philosophische Prinzessinn, und der Mohr in einem weißen Körper, sind ein Gemisch von Lust- und Trauerspiel, von Masken, die im venetianischen Dialect extemporiren, und von ernsthaften Personen, die in Versen sprechen. Diese Vermischung fand wieder neue Tadler. Gozzi hielt sich nunmehr an spanische Vorbilder. Sein Drama, der Metaphysiker, scheint nach solchen geformt zu seyn. In dieser neuen Laufbahn, sagt Sismondi, gewann Gozzi ebenfalls einen der Lebendigkeit seiner Phantasie angemessenen Beyfall. Seine Dramen sind keine guten Stücke, aber sie haben doch Interesse, Bewegung und Laune; besonders findet man eine Erhabenheit, einen Adel, eine Zartheit der Empfindungen, eine Würde in der Ausführung, die auf der italienischen Bühne sehr selten sind und sogleich ihren spanischen Ursprung verrathen. —

Unter den übrigen poetischen Werken Gozzi's verdient die komische Epopee Marfisa in zwölf Gesängen, nebst einigen satyrischen Gedichten, eine eben nicht ausgezeichnete, aber doch ehrenvolle Erwähnung.

Nächst Gozzi ist Pietro Metastasio zu nennen. Er lebte vom Jahr 1698 bis 1782, und bekleidete das Amt eines kaiserlichen Hofoperndichters. Ihn charakterisirt Bouterweck: „An dramatischer Kunst hat er seinen Lehrer Zeno nicht übertroffen, und vielleicht nicht einmahl erreicht. Aber Zeno wußte seine dramatische Kunst noch nicht mit den Gesetzen des Opernstyls in reine Übereinstimmung zu bringen. Die Kraft und Bestimmtheit seines Ausdrucks war für den musikalischen Vortrag zu rauh. Metastasio drang mit feinem Sinn und hellem Verstand ins Innerste der musikalischen Poesie ein. Jede Forderung der Musik bemühte er sich poetisch zu erfüllen. Er kürzte die Recitative ab. Er brachte mehr Abwechslung in den Dialog. Und da ihm seine nun aufs Höchste verfeinerte Muttersprache ganz zu Gebothe stand, bildete er den italienischen Rhythmus zu einer Sylbenmusik aus, die einzig in ihrer Art ist." —

Zu den Mängeln der Opern Metastasio's gehört eine gewisse Einförmigkeit in den Charakteren, Leidenschaften und Empfindungen der Personen, und zu wenig Angemessenheit des Stoffes. Manche seiner Cantaten und Canzonetten sind sehr schön und ungemein lieblich. Die italienische Oper hat sich in der Form, welche Zeno und Metastasio ihr gaben, fortwährend erhalten. An tragischen Dichtern und an regelmäßigen Tragödien ohne Genialität war Italien im achtzehnten Jahrhundert sehr fruchtbar. Es genüge hier, nur die Nahmen einiger zu nennen, als: Reconati, Baruffaldi, Lazzarini, Salio, Sempronio, Saviolo, Cocio, Bianchi, Varano, Granelli, Bettinelli, Monti, Carli, Willi, Duranti, Piedemonte, Campi, Salvi, Ringhieri, Greppi, Marescalchi, Borsa, Biamonti, Moreschi u. a.

Den Rang vor allen hier genannten Dichtern gewann der Graf Alfieri von Asti. Diesen Tragiker, mit dem wieder eine neue Epoche des italienischen Theaters begann, charakterisirt am treffendsten Sismondi: „Die Entstehung des Theaters Alfieri's (geboren im Jahr 1749) ist eine Erscheinung, die mit Staunen erfüllt. Bis auf ihn standen die Italiener in der

dramatischen Kunst allen Völkern Europa's nach. Alfieri hat sich den großen französischen Tragikern an die Seite, und höher als alle andern gestellt. Er hat die künstlerische Schönheit, die Einheit, die Reinheit der Zeichnung, die Wahrscheinlichkeit, welche der französischen Bühne eigen sind, mit der Erhabenheit in den Situationen und Charakteren, mit der Wichtigkeit der Begebenheiten der griechischen Bühne, mit der Tiefe der Gedanken und Empfindungen der englischen Bühne verbunden; er hat das Trauerspiel hervorgezogen aus den Hofsälen, in welche die Gewohnheit unter Ludwig des Vierzehnten Regierung es eingeschlossen hatte; er hat es in die Rathsversammlungen, auf den offenen Markt, in den Staat versetzt; er hat dem erhabensten der poetischen Erzeugnisse das edelste, das wichtigste der öffentlichen Interessen gegeben; er hat jene conventionellen Formen, die einen lächerlichen Zwang statt der Größe der Natur hinstellten, jene aus den alten französischen Romanen ererbte Galanterie, die uns die Helden Griechenlands und Roms unter einer seltsamen Verkappung zeigte, jene honigsüße Lieblichkeit, jenes schäferliche Schmachten, das seit Guarini auf der italienischen Bühne keine großen Männer anders als mit weiblichen Sitten und Gefühlen erblicken ließ, jene ritterlichen Gaukeleyen und Prahlereyen vernichtet, die, indem sie auf der spanischen Bühne das ganze Leben an ein spitziges Ehrgefühl hefteten, die größten Charaktere in Raufbolde verkleideten, die stets einander umzubringen bereit sind. Die Galanterie der Romane, die Weichlichkeit der Schäferspiele, das ritterliche Zartgefühl schienen ihm der Natur angelegte Vermummungen, unter welchen die wahren Empfindungen, die wahren Leidenschaften dem Auge entzogen werden. Er riß alle diese Vermummungen herunter, um den Menschen mit seiner wahren Größe und seinen wahren Interessen auf die Bühne zu bringen. Wenn er in dieser neuen Art, die Tragödie zu bilden, sich zuweilen verirrt, wenn er sich der Übertreibung, und ich weiß nicht, welcher Erbitterung, die seinem Charakter eigen war, hingegeben hat, so hat er doch auch genug gethan, um

unsere Bewunderung zu verdienen; und die nach ihm gekommenen Dichter, die alles, was in seiner Art Großes war, benützt haben, ohne in die seinem Geist eignen Fehler zu verfallen, lassen uns deutlich sehen, welche Fortschritte durch ihn die italienische Bühne gemacht, welche Verpflichtungen die dramatische Kunst gegen ihn hat.

Im Einzelnen genommen, zeigt Alfieri folgende Vorzüge und Fehler: Die Einheit der Handlung und des Interesse's macht das Wesen seiner Manier aus. Er setzt sich das Ziel vor, die Bühne nur mit einer einzigen Leidenschaft einzunehmen, sie vom ersten Verse an sichtbar zu machen, sie bis zum letzten im Gesicht zu erhalten, keinen Augenblick der Zerstreuung zu gestatten, und als müßig und dem Verständniß nachtheilig jede Person, jede Begebenheit, jede Rede auszuschließen, die nicht wesentlich mit der Handlung verbunden ist, und nicht dazu beyträgt, sie fortzurücken. Auf die Art hat er, alle Vertraute und alle untergeordnete Rollen von der Bühne verbannend, fast alle seine Tragödien auf vier gleich wesentliche Personen zurückgeführt; eben so hat er, alle der Handlung fremde Reden unterdrückend, seine Reden kürzer gemacht, als irgend ein anderer Dichter die seinen; sie übersteigen nicht vierzehnhundert Verse.

Alfieri verbannte durchaus Metastasio's manierirte, weichliche, conventionelle Natur, aber er hat sie durch nichts ersetzt. Von den Stücken Metastasio's könnte man sagen, der Schauplatz sey auf dem Theater; von den Stücken Alfieri's, er sey nirgends, er sey gar nicht vorhanden. Es herrscht auch in seinen Trauerspielen eine große Eintönigkeit; nicht nur die Charaktere Einer Classe gehen in einander über, selbst die, welche zu verschiedenen Classen gehören, gleichen sich, und alle gehen in den Charakter des Verfassers über. Er selbst war ein zu leidenschaftlicher, zu herber, zu gediegener Mensch, um sich den Gefühlen und Gedanken Anderer leicht anpassen zu können. — Indem er auf die Vertrauten Verzicht leistete, war er genöthigt, die Ereignisse, öfter doch die Leidenschaften und Plane

seiner Personen in Selbstgesprächen aus einander zu setzen; aber er hat sie doch immer sehr kurz, sehr lebhaft und so natürlich gemacht, als ein Selbstgespräch seyn kann. Die größte Veränderung, welche Alfieri bemüht war, in die dramatische Kunst Italiens zu bringen, war die Veränderung der Schreibart. Alle seine Vorgänger waren nach dem Geist ihrer Sprache oft bis zum Übermaß wohlklingend gewesen, so daß sie immerzu den italienischen Gesang durchhören ließen. Sie erhöhten ihre Reden durch glänzende Bilder, durch fast lyrische Zierrathen; sie waren weitschweifig bis zur Geschwätzigkeit; sie mengten in ihre Gespräche moralische Gemeinplätze, philosophische Betrachtungen, Vergleichungen. Alfieri hatte sich, um ähnliche Fehler zu vermeiden, in das andere Extrem geworfen. Seine vier ersten Trauerspiele vornehmlich, Philipp, Polynices, Antigone und Virginia, waren merkwürdig wegen der äußersten Härte der Schreibart. Dunkelheit und Härte finden sich auch noch in den sechs folgenden. Endlich bewog häufiger Tadel ihn, seine Schreibart umzuschmelzen. Seiner Fehler ungeachtet ward Alfieri das Haupt einer neuen Schule in Italien. Achtzehn Ausgaben seiner dramatischen Werke folgten in kurzer Zeit auf einander, und wurden endlich auch auf den Theatern populär.

Unter den Trauerspieldichtern, welche sich nach Alfieri's Muster bildeten, steht oben an Vincenzo Monti, welcher jenen an Wohlklang, Eleganz und Poesie der Sprache übertrifft. Gerühmt werden Monti's zwey Tragödien: Aristodem und Galeotto Manfredi. Der treueste unter Alfieri's Nachahmern ist Niccolini; sein im Jahre 1811 gekröntes Trauerspiel Polyxena verbindet Reinheit der Zeichnung mit Größe der Charaktere und Einfachheit der Handlung. Ganz eigen ist diesem Stücke die Farbe des Landes und des Zeitalters, in dem es spielt.

Außer den Tragödien, ist von Alfieri noch zu bemerken sein melodramatisches Stück Abel, welches er eine Tragelogödie betitelt hat, worin er die lyrische Poesie mit der

dramatischen verbinden will. Seine sechs Lustspiele, deren vier erste die sehr sonderbare Tendenz haben, die vier Regierungsformen: die monarchische, aristokratische, demokratische und gemischte darzustellen, zeigen mehr Talent für die Satyre, als für die dramatische Komik. Seinen eigentlichen Satyren wird Dunkelheit, Härte der Verse, und Alltäglichkeit des Ausdrucks vorgeworfen. Auch ein episches Gedicht in vier Gesängen: das gesühnte Etrurien, dessen Held Lorenzino dei Medici ist, fand wenig Beyfall. Als dessen Ursache wird insbesondere die als Maschinerie eingeflochtene frostige Allegorie, und der Mangel sowohl an Würde als auch an poetischem Reiz der Schreibart angegeben.

Noch ist vom Lust- und Schauspiel des achtzehnten Jahrhunderts in Italien zu reden. Der Preis, welchen der Herzog von Parma (vom Jahr 1770 bis 1778) jährlich für die besten dramatischen Werke aussetzte, brachte einige gute Stücke hervor, vorzüglich jene des Marquis Albergati Capacelli, die ein feines gewandtes Talent zeigen. Gerühmt werden seine Schauspiele: der Gefangene, und der Verleumder. Auch seine kleineren Farcen werden zu den ergetzlichsten der italienischen Bühne gezählt; für die vorzüglichste derselben wird diejenige gehalten, welche den Titel: die Krämpfe führt, worin die Frauen lächerlich gemacht werden, welche sich dieses Nervenübels mit Verstellung bedienten, um ihre Gatten und Liebhaber zu quälen und zu beherrschen.

Avelloni, der Manier des französischen Lustspieldichters Beaumarchais sich anschmiegend, ohne jedoch die Laune und den Witz des Vorbildes zu erreichen, bemühte sich, die Mißbräuche der bestehenden Ordnung lächerlich zu machen. Avelloni hatte wahres Talent, aber (er war Schauspieler) zu wenig Bildung, und wird, sobald er die Scene außer den Kreis versetzt, den er aus Erfahrung selbst kannte, oft sogar abgeschmackt. Die beyden Lustspiele: Laterna magica und Mal genio e buon Cuore, dann das Schauspiel: der Mord aus Ehrgefühl, gehören zu seinen gelungensten Werken. Großen Beyfall erhielt

in Italien die Geschichte des Grafen von Cominges, in drey Dramen gebracht von Gualzetti; sie werden oft gegeben.

Einen bedeutenden Rang unter den vorzüglichsten der neuern italienischen Dramatiker nimmt der Schauspieler Federici ein. Man hat von ihm viele Dramen, welche durch anziehende Situationen die Theilnahme des Zuschauers gewinnen. Er weiß das Interesse gut zu steigern und die Neugierde in Spannung zu erhalten, der Dialog aber ist eintönig, oft schwerfällig. Einige seiner Stücke haben auch in Deutschland Glück gemacht. Sein Sohn Carlo betrat die Laufbahn des Vaters; ihre Werke werden oft mit einander verwechselt.

Einer der neuesten Lustspieldichter ist Gherardo de Rossi. Seine Stücke zeigen den Mann von Welt und Geschmack, und sind treue Sitten- und Charakter-Gemählde seiner Nation; doch tadelt man an ihm: seine Satyre sey zu bitter, und die Charaktere seyen manchmahl zu niedrig oder zu lasterhaft. Vermuthlich haben sie deßhalb, ihrer übrigen Vorzüge ungeachtet, nicht den verdienten Beyfall gefunden. Desto mehr gefallen in Italien die Lustspiele des Grafen Giraud, welcher erst im neunzehnten Jahrhundert auftrat. Er verbindet in seinen Stücken Munterkeit mit Feinheit, und beleidigt selbst in den starkkomischen Parthien die Würde nicht. Eines der anziehendsten dieser Lustspiele ist: der Hofmeister in der Klemme, ausgezeichnet durch echte Lustigkeit der Situationen und Lebhaftigkeit des Dialogs. In dem Drama, der Prior von Cerreto, wechselt eine Reihe von komischen, rührenden und tragischen Situationen. Den Schluß der ausgezeichneten neuern Dramatiker macht der Schauspieldichter Marquis Giovanni Pindemonti, dessen theatralische Dichtungen im Jahr 1804 in vier Bänden erschienen sind. Die berühmtesten unter denselben sind: die Ginevra von Schottland, wozu Arioste den Stoff lieferte, Arminius, dann Adelina und Roberto. Außer diesen nahm er noch Stoffe aus der venetianischen Geschichte: Orso Ipato, Helena und Gerardo, und die Pflanzer von Candia; andere aus der griechischen und römischen Geschichte: Agrippina, der

Sprung vom leukadischen Felsen, Cincinnatus ꝛc. Sismondi sagt von ihm: „Pindemonti versteht sehr gut die theatralische Wirkung; er erschüttert die Phantasie mächtig durch die Darstellung, er füllt und belebt die Scene. Wie Alfieri gewisser Maßen das Trauerspiel ausdörrte, indem er es auf den einfachsten Gang zurückführte, und sich nicht einen Augenblick von seinem Ziel abwendete, eben so hat Pindemonti sich bemüht, es mit allem äußern Pomp, mit allem, was die Sinne ansprechen kann, mit allem, was durch die Menge und Mannigfaltigkeit der Personen den Eindruck vollständiger machen kann, zu umgeben. Er drückt die Empfindungen mit Gemüth und Wahrheit aus; doch wird er zuweilen declamatorisch; er hat zu lange Reden, die nicht sachreich genug sind, und nicht schnell genug zum Ziele eilen. Die Menge der Gegenstände, die er zu schildern hat, erforderte poetischere Farben; seine Schreibart ist nicht pittoresk und noch weniger wohlklingend; sie ist wenig sorgfältig, und man wird oft bey dem Sinne aufgehalten, nicht sowohl durch eine fehlerhafte Wortfügung als durch zu große Kürze; aber diese Mängel werden reichlich ersetzt durch das Interesse, das er zu erwecken und zu erhalten weiß, und durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes, die ihn einen Weg geführt hat, welchen kein Italiener vor ihm betreten hatte."

Noch ist zum Schlusse dieser historischen Übersicht der italienischen Poesie von denjenigen italienischen Dichtern zu sprechen, welche sich zu unserer Zeit einigen Nahmen in der schönen Literatur erworben haben; doch kann, dem Zweck und Umfange einer Abhandlung gemäß, ihrer und ihrer Werke nur in Kürze erwähnt werden. Man hat sehr richtig bemerkt, daß die neuern italienischen Dichter, in Vergleichung mit jenen des sechzehnten Jahrhunderts, die ihnen in geringerem Grade zu Theil gewordene Gabe der Phantasie durch mehr Gedankenfülle zu ersetzen suchen, und daß das Studium der Phantasie und die Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen bey ihnen viele alte Vorurtheile ausgerottet und neue Ideen entwickelt habe. Unter den Dichtern der letztern Periode ist anzuführen:

Cesarotti; seine Übersetzung der homerischen Epopeen wäre trefflich, hätte er sich nicht zu viele Modernisirung erlaubt. Mehr Ruhm hat er sich durch die Übersetzung des Ossian verdient.

Pignotti hat sich durch Fabeln voll Leichtigkeit, Anmuth und Naivetät, in den wohlklingendsten Versen vorgetragen, berühmt gemacht, welche jedoch den Fehler haben, daß sie oft zu lang ausgedehnt sind, und daß der Verstand dem Phantasie-Bilde vorherrscht. Außer den Fabeln hat man von Pignotti auch Oden und ein Gedicht: Pope's Schatten, worin dieser brittische Sänger hoch erhoben wird.

Savioli ist der italienische Anakreon der neuesten Zeit. Er schließt Liebe und Lebenslust ganz in den Kreis der mythologischen Dichtung. Auch der als dramatischer Dichter gerühmte Gherardo de Rossi zeichnete sich als mythologischer Erotiker aus; doch zeigt er im Ganzen mehr Geist als Begeisterung. Die erotischen Gedichte Fantoni's empfehlen sich durch Anmuth und Leichtigkeit. In seinen Oden erscheint er größten Theils als nicht unglücklicher Nachahmer des Horaz. Die lyrischen Gedichte des Chevalier Ippolito Pindemonti haben einen ganz andern Charakter von schwärmerischer Melancholie, edel und rein. Pindemonti machte viele Reisen, und schrieb daher auch viele lyrische Naturgemählde, wie z. B. den Genfer-See, die Gletscher der Bossonen, den Wasserfall von Arpenas u. a.; nebstdem auch ein satyrisches Gedicht gegen die abgeschmakte Reisewuth. — Angelio Bertola di Rimini übertrifft in seinen Fabeln Pignotti's Anmuth und Naivetät, doch steht er hinter diesem in Ansehung des Colorits und des Wohlklangs zurück.

Clemente Bondi zeigt sich als Gelegenheitsdichter sinnreich und anmuthig. Seine erotischen Gedichte sind mehr Werk des Verstandes als des exaltirten Gefühls. Seine didaktischen Gedichte (wie z. B. die Conversation, Reiseschilderungen ꝛc.) zeigen wohl Phantasie und Geist, doch nicht in einem genug hohen Grade. Sein scherzhaftes Gedicht: der Tag auf dem Lande, athmet Anmuth und Heiterkeit. Von seinen sämmtlichen poetischen Werken ist eine Prachtausgabe in Wien bey

Degen erschienen; sie enthält die größeren Gedichte: die Conversation, das Glück, die Mode ꝛc.; und lyrische Gedichte nebst einer Übersetzung von Virgils Landbau.

Giuseppe Parini machte sich nicht nur als anakreontischer Erotiker, sondern auch als feiner geistreicher Satyriker rühmlich bekannt, als letzterer insbesondere durch sein Gedicht: der Tag des Weltmanns, zum Theil eine Nachahmung von Pope's komischer Epopee: der Lockenraub; worin er die Weichlichkeit und das Wohlleben der vornehmen Welt mit treffender Ironie schildert.

In Menzoni's geistlichen Sonetten wird Kühnheit der Erfindung und Reichthum der Bilder gerühmt. Casti hat sich insbesondere durch sein heroisch-komisches Gedicht gli animali parlanti bekannt gemacht, worin er den Thieren menschliche Leidenschaften beylegt; es hat durchaus eine politische Tendenz. Außer diesem hat Casti, welcher früher einige Zeit als Poeta Cesareo in Wien lebte, auch Novellen, anakreontische Gedichte und komische Opern geschrieben, wie z. B. die in Wien mit Beyfall und oft aufgeführten Opern: die Höhle des Trophonius, König Theodor ꝛc. Den Reigen dieser Dichter schließt der schon genannte Vincenzo Monti mit seiner Basvigliana, einem erzählenden Gedichte in vier Gesängen, worin er die schauderhaften Gräuelscenen der französischen Revolution, in Dante's Manier, mit Adel, Kraft und Feuer schildert, und Manzoni, der vor kurzem durch seine heiligen Hymnen, welche Kraft mit Lieblichkeit vereinigen, und durch eine Tragödie mit Chor: Graf Carmagnola betitelt, sich auszeichnete und selbst unsern herrlichen Göthe sich zum Lobredner gewann. Noch zahlreicher sind die neuern Dichter vom zweyten Rang, wie z. B. Baretti, Calsabigi, Fusconi, Colpani, Diodati, Vanetti u. a.

Eine besondere Art von Dichtern, welche in Italien vorzugsweise floriren, sind die Improvisatoren, welche über jedes ihnen aufgegebene Thema sogleich aus dem Stegreif ein Gedicht verfertigen und selbst vortragen. Man findet in Italien viele Männer und Frauen, welche diese schöne Gabe in einem

hohen Grade besitzen. Zu den berühmtesten Improvisatoren des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gehörten: Seraphino d'Aquila, Bernardo d'Accolti, mit dem Beynahmen l'Unico Aretino, Christophoro, genannt l'Altissimo, Andrea Marone, Silvio Antoniano; im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert: Perfetti, Zucco, Laurenzi, Gianni. Durch das Improvisiren berühmt gewordene Frauen sind: Cecilia Micheli, Giovanna di Santi, Barbara von Correggio, Bandettini von Modena, die Fantastici, und die Mazzei, geborne Landi. Der berühmteste Improvisator unsers Jahrhunderts ist Sgricci, welcher ganze Tragödien improvisirt.

Am Schlusse dieser historischen Skizze der italienischen Poesie findet Bouterwecks pragmatische Recapitulation ihrer wesentlichen Merkwürdigkeiten ihre zweckmäßige Stelle, indem erst nach jenem vorausgegangenen Detail die Hauptmomente und Resultate des Ganzen mit Richtigkeit und klarer Erkenntniß aufgefaßt und begriffen werden können.

Schon das hohe Alter dieser Literatur, sagt Bouterweck, ist charakteristisch; denn nicht leicht wird die ästhetische Cultur einer Nation den Charakter, den sie bey ihrer Entstehung annahm, so wenig als ein Mensch seine erste Erziehung, ganz verläugnen. Als vor fünfhundert Jahren die italienische Poesie und Beredsamkeit entstanden, war die Denkart und Sitte, die man jetzt mit Einem Wort die europäische nennen kann, nur erst im Keimen bemerklich. Die Italiener sind unter allen europäischen Nationen die einzigen, in deren Literatur der Geist jener Zeit den Geist der neuern durch alle Perioden seiner Entwickelung begleitet hat.

In der italienischen Poesie ist der Charakter des Jünglingsalters der neu-europäischen Cultur mit seinen natürlichen Reizen und Fehlern abgedruckt. Gingen gleich die ersten italienischen Dichter nicht, wie die griechischen, nur sich und ihrem Bedürfniß überlassen, aus der Schule der Natur hervor, so entstand doch ihre Poesie aus dem romantisch-jugendlichen Kraftgefühl ihres Geistes. Die bestimmte Art von poetischer Ansicht,

die dadurch entstand, ging in das Wesen der italienischen Poesie überhaupt über. Die Werke der bessern italienischen Dichter, von Dante bis Metastasio und Carlo Gozzi, sind deßhalb voll echt poetischer Wahrheit und Eindringlichkeit, und selbst da, wo ihre Verfasser nach Grundsätzen altklug thun, drängt sich doch die unverwahrlos'te Jugend des Geistes, die Seele der wahren Poesie, durch alle methodischen Einschränkungen hervor. Immer hat, eben deßwegen, die Natur in der italienischen Poesie mit den Regeln, die älter, als sie waren, gerungen, und sich nicht, wie z. B. in der französischen, ohne Widerstand nach ihnen bequemt. Außer Tasso's Jerusalem gehören fast alle italienischen Gedichte, die man schulgerecht nennen kann, in die zweyte oder in eine noch weniger bedeutende Classe. Jugendlicher Übermuth der Phantasie erzeugte in Italien die romantische Ritter-Epopee, erhielt das Ansehen der alten Kunstkomödie, begünstigte immerfort die burleske Satyre, ließ eine Zeitlang den Marinismus in Schwung kommen und die Oper nicht eher zum Nationalschauspiel werden, bis wenigstens die aristotelischen Einheiten aus dem Wege geräumt waren. Und alle diese bestimmten Richtungen des italienischen Geschmacks erinnern mehr oder weniger an die Zeit, da sich die neuere Cultur von der Denkart des Mittelalters abzuscheiden anfing. Von dieser Zeit an hat sich auch die romantische Redseligkeit, die nur zu oft wohllautende Geschwätzigkeit ist, von einer Generation italienischer Dichter zur andern vererbt. Der einzige Dante dichtete und schrieb wie ein poetischer Tacitus. Er stiftete aber auch keine Schule, und blieb seiner Nation immer zur Hälfte ein Fremdling.

Durch die Geschichte der italienischen Poesie ist in der neuern Literatur zum ersten Mahl die Wahrheit bestätiget, daß ein Dichter nur dann das Ziel der Kunst, so gut er es mit seinen Talenten treffen kann, nicht verfehlt, wenn er den Charakter seiner Nation und seines Zeitalters nicht verschmäht. Die Poesie der italienischen Dichter vom ersten Range ist Nationalpoesie im Geiste der Jahrhunderte, in welchen die

Dichter lebten. Zweymahl ist der italienische Geschmack mit einem fremden in Collision gekommen: zuerst mit dem antiken, und im achtzehnten Jahrhundert mit dem französischen. Es war keine schwache Versuchung für die Dichter des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, das neuentdeckte Alterthum enthusiastisch zu verehren, und doch seine ästhetischen Formen nicht blindlings zu wiederhohlen. Die Kritik jener Zeit war kein Verwahrungsmittel gegen die blinde Nachahmung, zu der die Poetik des Aristoteles in dem Sinne, wie sie damahls als ein Corpus Juris ausgelegt wurde, jeden gebildeten Geist verführen zu müssen schien. An Proben der blinden Nachahmung des Alterthums ist auch in der italienischen Literatur, besonders der des sechzehnten Jahrhunderts, kein Mangel. Aber alle sind ein kümmerliches Formenwerk, von Trissino's befreytem Italien und seiner Sophonisbe an, bis zu den Trauerspielen des Gravina. Wer in Italien wahres Dichtergefühl in sich trug, empfand, auch ohne es sich theoretisch verdeutlicht zu haben, den wesentlichen Unterschied zwischen der romantischen und antiken Poesie, und bewies, daß er beyde verstand, eben dadurch, daß er sich nach der antiken bildete, ohne ihren Formen die neuern aufzuopfern, die seinem Geiste angestammt waren, wie die Sitten seiner Zeit und seines Landes. Dante bethete seinen Virgil wie einen Heiligen an; aber es fiel ihm nicht ein, ein Gedicht in der Manier Virgils nachzudrechseln. Petrarch schwärmte für die alten Classiker wie für seine Laura; aber er sang seine Liebe, wie er sie fühlte, nach der veredelten Weise der Provençalen. Angelo Poliziano, der griechische und lateinische Verse mit derselben Fertigkeit, als italienische, machte, dichtete seine berühmten Stanzen, wie mechanisch, im modernen Styl. Ariost wollte kein Homer seyn. Und selbst Tasso hatte einen zu richtigen Sinn, als daß er die Nachahmung des antiken Heldengedichts bis zur Verläugnung des romantischen Charakters der Ritterepopee hätte übertreiben sollen.

Eben so unglücklich, als die Versuche, die italienische Poesie nach der griechischen und lateinischen umzuschmelzen, sind die Bemühungen ausgefallen, sie zu französiren. Als kein Nachahmer der französischen Schauspieldichter etwas mehr als ein frostiges Zwitterwerk zu Stande bringen konnte, dramatisirte Carlo Gozzi Volksmährchen im Styl der Kunstkomödie, und wurde der größte Schauspieldichter seiner Nation. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß auch die schöne Prose in der italienischen Literatur großen Theils deßwegen immer hinter der Poesie zurückgeblieben ist, weil der allgemeine Nationalgeschmack keine andere, als die Novellen-Prose, die sich mit der italienischen Cultur entwickelt hatte, in Schutz nahm. —

Das hohe Alter und die Nationalität der italienischen Literatur erinnern auf eine doppelte Weise an ihre Einseitigkeit. Man sollte glauben, daß in einem Zeitraum von einem halben Jahrtausend, in welchem der Gang der Cultur nie gewaltsam gehemmt wurde, und in einem Lande, wo das ästhetische Talent so einheimisch ist, wie in Italien, die Poesie und Beredsamkeit sich nach und nach in allen Formen, die der allgemeinen Denkart und Sitte nur nicht widersprochen, und in diesen mit der größten Mannigfaltigkeit hätten entfalten sollen. Daß sie es nicht thaten, befremdet noch mehr, wenn man sich an die Geschichte der italienischen Mahlerey erinnert, denn fast in allen möglichen Fächern dieser Kunst haben sich italienische Künstler in den verschiedensten Manieren, wenn auch nicht in allen mit gleichem Glück, doch mit verdientem Beyfall, hervorgethan. Die Vergleichung der italienischen Redekunst mit der Mahlerey kann uns aber auch auf die Spur helfen, den Schlüssel zu dem befremdenden Räthsel zu entdecken. Wenn Schärfe des Blicks, Zartheit des Geschmacks und Fülle der Phantasie, verbunden mit dem Talent zu einer bestimmten Nachahmung der Natur, den Dichter auf eine ähnliche Art, wie den Mahler, machte, so würde es ohne Zweifel nicht weniger italienische Dichterschulen, als Mahlerschulen geben, und die italienische Poesie überhaupt würde an jeder Art von ästhetischem In-

teresse so reich seyn, als es die italienische Mahlerey überhaupt ist. Aber die Erfindungen des Dichters sind weit mehr, als die eines andern Künstlers, von der moralischen Cultur des Verstandes abhängig; mehr als alle moralische Cultur des Verstandes galt den Italienern, selbst in ihrer schönsten Zeit, Gelehrsamkeit und Kirchenglaube. Nie war der Verstand im neuern Italien frey, wie er es im alten Griechenland gewesen war. Nie konnte auch der Geist der italienischen Dichter mit energischer Willkühr jede Richtung nehmen. Alle, außer Dante, schloßen sich daher an einen Vorgänger an, dessen Poesie von der eines ältern Vorgängers ausgegangen und vorläufig schon von der Kirche tolerirt war. Eine Dichtungsart, die nur durch eine Ansicht der Natur und des Menschen gewonnen, und nicht aus den Quellen des Alterthums, der romantischen Vorzeit und des Christenthums abgeleitet werden konnte, kam keinem Italiener in den Sinn. Die Erneuerung der poetischen Formen des Alterthums mißlang, weil der neuere Nationalgeist nur an den romantischen hing. In keinem Felde der Dichtung haben deßwegen italienische Dichter die Höhe der classischen Vortrefflichkeit erstiegen, außer in den Dichtungsarten, deren Ursprung sich in den ritterlichen Ergetzungen des Mittelalters verliert, und in der musikalischen Poesie, die der italienische Nationalsinn vielleicht immer verlangt hat. Von den alten Classikern borgten sie dafür desto mehr einzelne Gedanken und Bilder, die sich mit den neuern Formen in Harmonie bringen ließen. Aus sich selbst vermochten sie nur selten einen der tief eindringenden Gedanken zu schöpfen, in denen die poetische Energie und Originalität der philosophischen begegnen. Wem die italienische Poesie nicht sententiös genug ist, mag sich zuerst über seine Sentenzenliebhaberey mit der Kritik abfinden. Aber die italienische Poesie ist auch nicht reich an Gedanken, die mehr als Sentenzen sind. Jeder Vertraute der griechischen Musen kennt diese anspruchlosen und nichts weniger als schulmäßigen Gedanken, die, aus moralischer Anschauung unmittelbar entspringen, das Innerste des geistigen Lebens treffen, und das stille Gefühl

der Wahrheit erzeugen, mit welchem der Mensch vom Standpuncte der wahren Menschheit herab die Freuden und Leiden des Lebens übersieht. Nur in der Darstellung der Leidenschaften und der Schwärmerey, besonders aber in der Kunst der Beschreibung äußerer Zustände, Situationen und Handlungen, ist die italienische Poesie im Ganzen unübertrefflich.

Wer den Unterschied zwischen antiker und romantischer Vorstellungsart in seinem ganzen Umfange verstanden hat, den wird beym ersten Gedanken auch die Bemerkung überraschen, daß sich keine Poesie in der neuern Literatur der antiken Idealität des Styls mehr nähert, als die italienische, die doch nie ihre romantische Natur verläugnet. Es war derselbe Himmel, und dieselbe Erde, unter deren Einflusse sich im alten und im neuern Italien eine Sinnesart bildete, die sich zu der griechischen neigte, sobald sie nur eine der griechischen ähnliche Pflege fand. —

Von Natur, nicht durch Nachahmung der Alten hervorgekünstelt, wuchs der Keim des guten Geschmacks in Italien zum zweyten Mahle. Das erneuerte Studium der Alten trieb ihn zur Blüthe. Diese Blüthe behielt eben deßwegen die romantische Natur des Keimes. Aber der romantische Geschmack wurde doch in Italien dem antiken ähnlicher als in irgend einem andern Lande. Die Poesie der italienischen Dichter vom ersten Range zeichnet sich, wie die der griechischen, durch höhere Simplicität, Klarheit und Grazie aus, in welcher alles Schöne natürlich und wie von selbst entstanden, und doch gleichsam aus reineren und geistigeren Elementen, als die ganze wirkliche Welt, geschaffen erscheint und den aufmerkenden Geist über alle gemeine Natur erhebt. Nach rein ästhetischem Interesse geschätzt, würde die italienische Poesie im Ganzen durch die Idealität ihres Styls in der neuern Literatur vor jeder andern den Preis verdienen, wenn sie reichhaltiger in ihrem Innern wäre. Wir kommen nun zur Betrachtung der einzelnen epischen Dichter. Den Reigen eröffnet:

Dante.

Obschon die Ästhetiker mit Grund behaupten, daß Dante's divina Comedia kein eigentliches Heldengedicht sey, weil

es keinen eigentlichen Helden und auch keine Totalität einer in strengem Sinne genommenen epischen Handlung habe; so ist sie doch auf jeden Fall ein episches Gedicht, und Dante Alighieri*) beginnt mit Recht die Geschichte dieser großen Dichtungsart in Italien.

Seine Familie gehörte zu den angesehensten in Florenz. Schon sehr frühe entwickelten sich die Talente des, von den vorzüglichsten Männern seiner Zeit gebildeten Knaben, — aber nicht minder frühe loderte auch die Liebe in dem jugendlichen Geiste empor. Für gewiß wird erzählt, Dante habe, noch ehe er das zehnte Lebensjahr erreichte, bey einem Mayfeste ein Mädchen von ungefähr gleichem Alter erblickt, und die kleine Bice (Beatrice) Portinari ergriff das Innerste des jungen Genius beym ersten Anblick mit solcher Gewalt, daß sie, wie erzählt wird, „nicht nur die Muse wurde, die ihn zu seinen ersten Gedichten begeisterte, sondern auch nachher, so lang er lebte und dichtete, die Göttinn seiner Gedanken und seiner Verse blieb."

Dessen ungeachtet aber trieb er seine Studien mit dem ununterbrochensten Eifer. Zugleich erglühte sein Herz fortwährend von der zärtlichsten Schwärmerey. Diese erzeugte in ihm einst einen Traum, und der Traum erzeugte ein Gedicht, durch welches sein Nahme zuerst zu einem allgemeinen Rufe kam.

Jener ziemlich seltsame Traum wird auf folgende Art erzählt:

„Amor erschien dem Jüngling, umgeben von einem feurigen Nebel, der das ganze Zimmer erfüllte. In seinen Armen schlummerte eine Schöne, leicht umhüllt von einem blutfarbenem Gewande. Sie hielt ein brennendes Herz in der Hand. Amor zeigte dem Dante dieses Herz, und sprach dazu lateinisch: Ecce cor tuum! Die Schöne erwachte. Amor nöthigte sie, das brennende Herz zu verschlucken. Sie entschloß sich ungern dazu. Bald darauf versank sie in tiefe Traurigkeit, und Amor verschwand mit ihr gen Himmel." —

*) Geboren zu Florenz 1265; gestorben zu Ravenna 1321.

Dante war hierüber kaum erwacht, als er sogleich die Begeisterung seines tieferschütterten Gemüths in Versen dahinströmen ließ. So entstand das berühmte Traum-Sonett, welches so viel Aufsehen verursachte und dem achtzehnjährigen Dichter allgemeine Bewunderung erwarb.

Mit dem dichterischen Lorber verband Dante bald auch den kriegerischen. Er focht im Jahr 1289 gegen die Aretiner, und im Jahr 1290 gegen die Pisaner. In dem letzten Jahre raubte ihm der Tod die geliebte Beatrice. So wie ehemahls ihr Daseyn ihn zu Gesängen begeistert hatte: so war jetzt selbst ihr Verlust ein mächtiger Antrieb, die zum Himmel Entflohene durch seine Gedichte zu verherrlichen.

Bald nachher begann er seine politische Laufbahn. Seine darauf erfolgte Heirath war vermuthlich das Werk der Verhältnisse. Jetzt verwendete seine Vaterstadt ihn zu diplomatischen Sendungen nach Rom und an mehrere weltliche Höfe.

Unglücklicher Weise ward Florenz damahls durch die Parteyen der Weißen und der Schwarzen zerrüttet. Dante war auf die Seite der Erstern getreten, welche erlagen. Er wurde daher mit den Häuptern derselben verbannt und seines Vermögens verlustig erklärt. Er schlug sich nun mit diesen auf die Seite der Gibellinen, welche Anhänger des Kaisers und Gegner der — dem Papste huldigenden Guelfen waren. Er hoffte dadurch die Erlaubniß zur Rückkehr in seine Vaterstadt zu erlangen, aber vergebens. Er fand zwar durch seine ausgezeichneten Talente an einigen Orten, selbst bey den größten Männern, die beste Aufnahme; aber das bittere Gefühl der Verbannung erfüllte ihn so sehr mit Unruhe und Mißmuth, daß er nirgends eine bleibende Stätte zu finden vermochte. Er veränderte daher die Orte seines Aufenthalts immerzu, lebte kurze Zeit bald in dieser, bald in jener Stadt Italiens, und besuchte endlich Frankreich und Sachsen. Dann kam er nach Ravenna, wo er als Vater von sechs Kindern im Jahre 1321 starb, und ein prächtiges Monument erhielt.

Seine undankbare Vaterstadt wollte nun dem Todten das im Leben ihm zugefügte Unrecht vergüten, ließ sein Bildniß öffentlich aufstellen, und besoldete einen Professor eigens zu dem Ende, um über die divina Comedia Vorlesungen zu halten. Der Eifer der Florentiner ging jetzt wirklich so weit, daß sie den Leichnam des ehedem von ihnen mißhandelten Dichters forderten; allein Ravenna gab der Forderung kein Gehör, sondern behielt die ehrwürdigen Reste in seinen Mauern.

Nach dieser kurzen biographischen Nachricht wenden wir uns zur Betrachtung desjenigen Werkes, welchem Dante seine Unsterblichkeit verdankt. Es ist das epische Gedicht: la divina Comedia, welches aus drey Theilen besteht: Hölle, Fegefeuer und Himmel.

Die Benennung Comedia leitet man aus der damahls herrschenden Vorstellung von den Formen der Poesie ab, welche Dante in seinem Werke über die Beredsamkeit in die tragische, komische und elegische eintheilt, und wornach das, was er Tragödie nannte, zuerst wunderbar und ruhig seyn, dann aber gräßlich und schrecklich werden soll, wogegen die Komödie rauh beginnt und glücklich endet. Das Beywort divina wurde diesem Gedichte erst späterhin beygelegt, so wie Dante selbst den Beynahmen il divino oder il teologo erhielt.

Die divina Comedia ist in Terzinen geschrieben, und Dante wird gerühmt, diese Versform zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht zu haben.

Man hat dieses Gedicht, welches nur die epische Form hat, eine poetisch-theologische Reisebeschreibung genannt, eine — ohne nothwendige Verbindung — auf einander folgende Reihe bald erschütternder, bald rührender Gemählde. Das Ganze ist ein immerwährender Wechsel von historisch-allegorischen Scenen, und deutet insgesammt auf die Apotheose der geliebten Beatrice, die der Dichter auch im Himmel als personificirte Weisheit erscheinen läßt.

Ausführliche Inhaltsanzeigen der divina Comedia haben wir von Meinhart, Schlegel und Bouterweck. Ich wähle die kritisch-historische des Letztern, weil sie über die ganze Composition den befriedigendsten Überblick verschafft *).

„Orthodoxie und Gelehrsamkeit vereinigten sich in Dante's Phantasie, so gut es gehen wollte, mit richtigem Sinn für das ästhetisch Wahre und Große, um der Hölle, dem Fegefeuer und dem Himmel im Ganzen eine ziemlich schickliche Form zu geben. Die Hölle ist in der göttlichen Komödie ein trichterförmiger Abgrund; je tiefer hinunter, desto schrecklicher, nach der abwärts gehenden Gradation der Verbrechen. Das Fegefeuer ist ein feuriger Berg; je höher hinauf, desto näher dem Himmel. Der Himmel selbst ist der natürlichen Vorstellungsart fast noch angemessener. Er fängt an, wie wir ihn in unserer Sinnenwelt wirklich sehen, mit Sonne, Mond und Sternen, und verliert sich über den Sternen in das Empyreum, den Sitz der Herrlichkeit Gottes. Aber diese drey idealischen Welttheile, die Hölle, das Fegefeuer und den Himmel, nach der von Dante gewählten Form in topographische Verbindung zu bringen, war ohne eine ungeheure Verwirrung aller natürlichen Vorstellungen nicht wohl möglich. So lange die Reise in der Hölle bergunter geht, geht Alles gut. Aber wie kommt man aus der untersten Tiefe eines Abgrunds an den Fuß eines entgegengesetzten Berges? Vor dieser Frage verstummt alle sinnliche Wahrscheinlichkeit. Die Art, wie Dante diese Wahrscheinlichkeit überspringt, oder eigentlich gesprochen, überklettert, ist vielleicht die groteskeste Erfindung, die je in eines Menschen Kopf gekommen ist. Im tiefsten höllischen Schlunde residirt Jupiter, der König der Hölle. Er ist in seiner scheußlichen Riesengestalt so groß, daß Dante eher einem Riesen gleicht, als ein Riese dem Arm Lucifers. Diese höllische Potentatenmasse packen Dante und sein Führer bey den zottigen Haaren, und klettern an einer seiner Hüften hinun-

*) Nur hier und da habe ich mir einige Abkürzungen erlaubt, wie der beschränkte Raum des Werkes es fordert.

ter, bis wo sich die Schenkel des Ungeheuers in ewigem Eise verlieren. Dort schwingen sich die Reisenden auf einmahl herum, so daß ihre Köpfe, nach ihrer vorigen Richtung beurtheilt, unten, nach der neuen aber, die sie eben durch diesen Schwung bekommen haben, auf die entgegengesetzte Art oben sind. Nun stehen sie am Fuße des Fegefeuerberges, und sehen den Lucifer ungefähr so, wie man sich selbst in einem Spiegel auf dem Boden sieht, die Beine oben und den Kopf unten. Aus dem Fegefeuer in den Himmel, geht der Weg zwar nicht mehr auf festem Boden, aber doch in poetisch-natürlichem Schweben aufwärts von der Spitze des Fegefeuers, wo das irdische Paradies liegt, zuerst in den Mond und von da immer höher hinauf bis über alle Sterne."

„Die meisten Unterabtheilungen im Locale hat die Hölle. Man schwindelt vor allen den Kreisen in Kreisen, und vor den Mauern, Flüssen, Schwefelpfützen, Gräbern, Flammenfeldern, Eisgruben, und was es sonst hier zu betrachten gibt." —

„Eine Hauptsache sind die höllischen Strafen. Unter diesen sind die meisten so grausam, als ob sie im Ernste da erfunden wären, wo Dante sie poetisch austheilt. Eine Art von Sündern, die doch mehr Verachtung, als besondere Strafe verdient, die Fahrlässigen, die weder Gutes noch Böses gethan haben, werden im Vestibulum der Hölle, wo es noch milde hergeht, zugleich mit den neutralen Geistern, die bey der überirdischen Rebellion sich weder zu den Rebellen, noch zu der loyalen Partey schlugen, auf eben so barbarische als ekelhafte Art gemartert. Nackt, wie sie sind, werden sie von Fliegen und Wespen gestochen, und das Blut, das, mit Thränen gemischt, zu ihren Füßen herabrinnt, wird von Würmern gefressen."

„Die Wollüstigen im folgenden Kreise, wo die Hölle doch fühlbarer seyn soll, haben es besser als die Fahrlässigen über ihnen. Sie werden in der finstern Luft von einem Sturme ununterbrochen rundum geschleudert. Ein unsicheres Mittel, das Blut abzukühlen! Die Schlemmer stecken, ganz schicklich, im Kothe. Warum es aber dabey fortwährend auf sie regnet und

hagelt, ist schwerer zu errathen. Mehr Sinn liegt in der Bestrafung der Geizigen und der Verschwender. Sie sind beysammen. Schon das wäre Strafe für sie. Sie wälzen einander mit lautem Geheule Lasten zu, die immer wieder zurückfahren, sobald sie an ihrer Stelle sind. So bereichert der Verschwender umsonst den Geizigen, und der Geizige arbeitet umsonst für den Verschwender. Auf einem flammenden Kirchhofe, in offenen und brennenden Särgen, liegen die Ketzer."

Bald nachher kommt die Reihe der Bestrafung an Gewaltthätigkeit, Betrug und Wucher: „Zu den Gewaltthätigen gehören auch die Selbstmörder. Ihre Strafe ist ungeheuer. Sie sind die einzigen Sünder, die in Dante's Hölle nicht in menschlicher Gestalt erscheinen. Denn, sagt der Dichter, was der Mensch sich selbst nimmt, erhält er billig nicht wieder. Die Selbstmörder sind also in knotige Bäume verwandelt, auf deren Zweigen Harpyen nisten, die sich zugleich von dem Laube nähren, so daß jeder Biß den Baum wie eine Wunde schmerzt. Den untersten Platz in der Hölle nehmen die Verräther ein, und nahmentlich diejenigen, die ihre Wohlthäter verrathen haben. Sie sind es, die, von Frost erstarrt, in ewigem Eise stecken. Lucifer, der mitten unter ihnen bis an den halben Leib eingefroren ist, hat aber doch die Arme und seine drey Mäuler frey, und macht so den Executor. Mit unersättlichem Appetit oder Grimm — denn man weiß nicht recht, was er eigentlich will — zerknirscht er immer zugleich drey Verräther mit seinen sechs Reihen Zähnen."

Nun folgen die Bewohner des Fegefeuers:

„Die Hochmüthigen schleppen schwere Steine, von denen sie zu Boden gedrückt werden. Die Neidischen schleichen in härenen Hemden, und ein eiserner Draht, der durch ihre Augenlieder gezogen ist, macht ihnen das Sehen unmöglich. Die Zornigen werden geräuchert. Die Schlemmer werden durch einen schönen Baum angelockt, von seinen duftenden Früchten zu kosten, und wenn sie sie brechen wollen, werden sie mit nützlichen Lehren abgespeist." —

Vom Himmel wird bemerkt, daß Dante mit all seinen Erfindungsgeiste in große Verlegenheit gerathen mußte, da er hier schickliche Belohnungen für die Seligen nach dem Maße und der Art der Tugenden ersinnen wollte. Wie sollte er hier der poetischen Armuth seiner Dogmatik nachhelfen? Das Anschauen der himmlischen Herrlichkeit war für ihn eine unfruchtbare Idee, weil er nicht beschreiben konnte, worin denn diese Herrlichkeit bestand. Mit Gesängen und Gebethen, die er den Seligen in den Mund legte, konnte er wohl das Lob dessen ausdrücken, der die Tugenden belohnte; aber auch damit war noch nicht gesagt, wie er sie belohnte. Überall stieß hier die Poesie auf das Unaussprechliche, und das unpoetische Vacuum. Nur eine einzige unter den theologischen Vorstellungen des Himmels kam dem Dichter zu Statten. Die Seligen wohnten, nach Dante's Dogmatik, im Lichte. Das Licht mußte also als Material der Seligkeit verarbeitet werden. Schimmernd und blitzend, zum Theil als leuchtende Funken, schweben die Glücklichen in Dante's Himmel auf und ab, hin und her, singen Psalmen, und tanzen allegorische Ballette, triumphiren in prächtigen Processionen, und handeln theologische und metaphysische Streitfragen ab. Was die Seligkeit in jeder der himmlischen Sphären noch Besonderes hat, wird mit Stillschweigen übergangen. Um also in Ermangelung aller poetischen Mannigfaltigkeit der himmlischen Freuden, doch wenigstens eine Rangordnung in die Monotonie der ewigglänzenden, hüpfenden, singenden und theologisch discurirenden Wesen zu bringen, benutzte Dante in einer Art von poetischer Verzweiflung die nichtsbedeutende Übereinstimmung der Nahmen der Planeten mit den Charakteren der heidnischen Gottheiten, die dieselben Nahmen führten. Im Monde, dem Planeten der keuschen Diana, wird die Keuschheit belohnt; im Mars die Tapferkeit der Helden, die für den Glauben gestorben sind; in der Venus die Menschenliebe. Wie die Gerechten in den Jupiter, und die frommen Einsiedler in den Saturn kommen, werden vielleicht die Astrologen wissen. Die Philosophen dürften sich wundern, die

Seelen derer, die aus Eitelkeit fromm und tugendhaft gewesen sind, nicht nur im Himmel, sondern selbst über den Seelen der Keuschen belohnt zu sehen. Diesen Tugendhaften aus Eitelkeit gibt Dante eine Wohnung im Mercur. Bey der Beschreibung der Seligen im Jupiter erinnert er sich auch an die mineralogische Bedeutung dieses Nahmens. Der Planet ist von Silber. Die seligen Funken, die darauf umherschweben, glänzen wie Gold. So tanzen sie im Gefühle ihrer Seligkeit, Gold auf Silber, ein Ballet, durch welches lateinische Buchstaben, einer nach dem andern, so sinnreich gebildet werden, daß zuletzt der Vers heraus kommt: Diligite justitiam, qui judicatis terram. Nachdem sie diesen Vers ausgetanzt haben, gruppiren sie sich in die Gestalt eines goldenen Adlers zusammen, und dieser aus lauter gerechten Seelen zusammengesetzte Adler unterhält sich als ein einziges Wesen mit dem Dichter. — Zu so grotesken Kinderspielen sank ein Dichter, dessen seltenes Gefühl für das Große wir in so manchen andern Stellen bewundern, selbst von der Sphäre seines fünften Himmels herab, weil er dem kahlen Boden seines theologischen Paradieses poetische Blumen abtrotzen wollte." —

So allgemeine Bewunderung Dante's Geist und Genie zu jeder Zeit erhielten, so wird doch an der göttlichen Komödie Vielerley mit Recht getadelt. Das wesentliche Gebrechen liegt, wie wir aus der vorhergehenden Darstellung gesehen haben, in der Composition des ganzen Plans, worin Manches, statt die beabsichtigte ernsthafte Theilnahme zu erwecken, sogar zum Lachen reizt. Die in den drey Abtheilungen des Gedichts erscheinenden Personen stehen entweder in gar keiner, oder höchstens in einer sehr schwachen Verbindung mit einander. Am meisten findet diese Vereinzelung im Fegefeuer und in der Hölle Statt Im Himmel findet sich doch manchmahl eine Zusammenkunft, wenigstens zum Behufe der gemeinschaftlichen Lobgesänge und Chortänze. Der einzelne sehr dünne Faden, der sich durch das Ganze hindurchschlingt, ist die Liebe der

verklärten Beatrice, die den Dichter an der Gränze zwischen dem Fegefeuer und dem Paradiese empfängt, und seine Führerinn in die himmlischen Regionen wird, wo sie selbst ihm doch immer als das Schönste erscheint. Auf ihr Verlangen übernimmt ihn endlich Virgil, und geleitet ihn durch die Hölle und das Fegefeuer.

In der Wahl der Personen, die der Dichter in den verschiedenen Abtheilungen zu Lohn und Strafe erscheinen läßt, herrscht die größte Willkühr, je nachdem Dankbarkeit, Rachsucht oder Orthodoxie ihn dazu bestimmen.

Mit Recht wird auch getadelt, Dante habe von Engeln und Teufeln zu wenig Gebrauch gemacht. Er bezeichnet sie nur im Allgemeinen, die erstern als himmlische Bothen, die letztern als höllische Henker.

Als ein auffallender Übelstand wird auch die grelle Vermischung der christlichen Legenden mit den Mythen des Alterthums gerügt. Pluto, Minos und Charon erscheinen mit einigen Teufels-Zusätzen ausgestattet. So findet man auch in etwas modernisirter Gestalt den Acheron, den Lethe, die Centauren und andere Wesen der Art.

Ein noch stärkerer Vorwurf trifft die scholastische, theologische und astrologische Gelehrsamkeit, mit welcher das ganze Werk überladen ist. So muß z. B. die geliebte Beatrice dem Dichter im Himmel alle theologischen Zweifel lösen, die ihn quälen, wobey es denn natürlich an spitzfindigen Sätzen und scholastischen Distinctionen nicht fehlt.

Dieser Gebrechen ungeachtet aber ist die divina Comedia mit großen Vorzügen geschmückt, welche Bouterweck auf folgende Art sehr trefflich rühmt:

„Die göttliche Komödie ist ein Original-Werk, wie, ohne Ausnahme, kein anderes in der neuern Poesie. Es war das erste Gedicht in seiner Art, und ist das einzige geblieben. Selbst Shakespeare hat sich bey aller Fülle und Selbstständigkeit seiner Phantasie mehr nach einem herrschenden Geschmacke seines Zeitalters bequemt. Aber Dante huldigte als Dichter der göttli-

chen Komödie dem dichterischen Geiste seines Zeitalters mit keinem Zuge, weder durch seine Erfindung noch durch seine Manier. Nur als Mensch und Gelehrter war er der Mann seines Jahrhunderts; und er war es besonders deßwegen, weil er gar nicht wußte, was Affectation, Nachahmungsgeist und absichtliche Seltsamkeit sind. Selbst seine von ihm so hochverehrten Alten, selbst seinen Virgil nachzuahmen, kam ihm nicht in den Sinn. Seine Poesie war nicht ein Auswuchs seiner Lectüre. Sie wuchs aus seinem Herzen wie eine Pflanze aus ihrem einheimischen Boden hervor. Die Ausbeute seiner Lectüre kleidete sich ganz in die Farbe seines Gefühls. Er raffinirte aber nur, um desto bestimmter auszusprechen, was in seiner Seele als gediegene Wahrheit lag. Daher die Tiefe und Kraft seiner Sprache, und die Wahrheit seiner Bilder. Seine Delicatesse artet nie in süßliche Prüderie aus; aber auch nichts Ausgerasetes und Hingesprudeltes findet sich selbst in den heftigsten Ausdrücken seiner Leidenschaft. Seine Poesie ist eben so überdacht als innig; jedes Wort empfunden und erwogen. Wenn er seltsam wird, wußte sein Verstand nichts davon. Aber wenn er mit wenigen Worten ein ganzes Gemählde hinstellt, verstand er sich selbst, wie die Kritik wünschen muß, daß jeder Dichter sich selbst verstehen möchte; und sein dichtender Verstand kannte keinen kalten Gedanken. Diese zusammengedrängte und doch geläuterte Kraft der Darstellung, verbunden mit dieser Wärme und Zartheit und mit einer fast kindlichen Unschuld des moralischen Sinnes, die sich überall verräth, geben den Gemählden ein Colorit, das sie von jedem andern Werke des Genie's unterscheidet. Der Erfindungsgeist, der mit einer glücklichen Composition nicht zu Stande kommen konnte, war um so glücklicher in der Erfindung seiner fast unnachahmlichen, und doch nichts weniger als erkünstelten oder unnatürlichen Manier." —

Den Geist des Dichters mögen am besten die folgenden zwey Episoden aussprechen, deren jede als ein Ganzes für sich bestehen kann. Die erste schildert den Hungertod des Ugolino und seiner Kinder. Die zweyte liefert eine Probe des Zarten

und Rührenden in dem Schicksale der reizenden Mathildis, als Gegenstück zu der vorhergehenden gräßlichen und erschütternden Gräuelscene.

Der Hungertod Uglino's und seiner Kinder *).

Den Mund erhob vom grausenvollen Essen
Der Sünder drauf, und wischt' ihn an den Haaren
Des Haupts, das er von hinten aufgefressen.
Drauf hub er an: Du willst mir nicht ersparen
Den grimmen Schmerz, darob mein Herz muß brechen
Beym Denken schon, noch vor dem Offenbaren.
Doch weil vielleicht mich meine Worte rächen,
Durch Schmach an dem Verräther, den ich zehre,
Sollst du zugleich mich weinen seh'n und sprechen.
Graf Ugolino war ich, sollst du wissen,
Und Erzbischof Ruggieri ist dieß Wesen;
Hör' jetzt, warum ich also ihn zerbissen.
Daß kraft verruchten Anschlags dieses Bösen,
Ich ihm mich anvertrauend, ward gefangen,
Und umgebracht, ist dir wohl kund gewesen,
Doch deß du noch nicht mochtest Kund' erlangen,
Wie grausamlich ich mußte enden,
Das hör', und sieh, ob Kränkung ich empfangen.
Ein schmales Fenster in des Thurmes Wänden,
Der drauf den Nahmen Hungerthurm erhalten,
Dahin man nach mir Andre noch wird senden,
Hatte schon ein'ges Licht durch seine Spalten
Mir offenbart; da sollte die Geschicke
Der Zukunft mir ein böser Traum entfalten.
Als Herr und Meister däucht' er meinem Blicke,
Zu jagen Wolf und Wölflein an der Höhen,
Die Pisa wehrt, daß es nach Lucca blicke.
Mit gieren, magern Hunden mußt' ich sehen
Gualandi mit Lanfranchi und Sismunden
Zuvorn an der Verfolger Spitze steh'n.
Des Vaters und der Söhne Kräfte schwunden
Nach kurzem Lauf, so schien mir's, und ich schaute
Mit scharfen Hauern ihren Leib verwunden.

*) Die Hölle; 33 Gesang. Übersetzung von Kannegießer und Hain.

Als ich erwacht war, wie der Morgen graute,
Da hört' ich meine mitgefangnen Kleinen
Nach Brot im Schlafe schrey'n mit bangem Laute.
Wohl bist du hart, will dir's nicht schrecklich scheinen,
Wenn du bedenkst, wie mir dabey geschahe;
Und weinst du nicht, was bringt dich dann zum Weinen?
Wir waren wach, und schon die Stunde nahe,
Wo man uns pflegte Speise zu gewähren,
Doch nach dem Traum sich keiner Gut's versahe.
Da mußt' ich unter uns verriegeln hören
Die Thür des Schreckenthurms; drum stumm geweinet
Ich auf die Söhne thät mein Auge kehren.
Ich weinte nicht, so war mein Herz versteinet;
Doch weinten sie, und mein Anselmo fragte:
O sage, Vater, was dein Starren meinet?
Darob ich doch nicht weint', und nichts auch sagte
Den ganzen Tag, bis auch die Nacht gewichen,
Und es dem Erdenrunde wieder tagte.
Und als sich auch ein matter Strahl geschlichen
In unsre Schmerzensgruft, und ich gesehen
Vier Angesichter, die dem meinen glichen,
Nagt' ich mir beyde Händ' in wilden Wehen.
Sie meinten, es geschehʼ aus Hungers Leiden,
Und jeder war beflissen, aufzustehen,
Und sprach: wir werden, Vater, minder leiden,
Wenn du uns essen willst; von dir empfingen
Wir dieses Fleisch, du kannst uns auch entkleiden.
Um sie zu trösten, mußt' ich mich bezwingen.
Zwey Tage ward darauf kein Laut vernommen;
Wie konnt'st du, harte Erd', uns nicht verschlingen!
Als bis zum vierten Tage wir gekommen,
Da fällt mein Guddo vor mir hin, verziehet
Den Leib, und ruft: Will keine Hülfe kommen!
Hier starb er; drauf, wie mich dein Auge siehet,
Sah ich, wie einzeln auch die drey verblaßten,
Am fünft' und sechsten Tag, und war bemühet,
Schon blind, jedwede Leiche zu betasten;
Rief dann noch zween Tage die schon Todten,
Bis endlich mehr als Schmerz vermocht' das Fasten.

Drauf schielend, als er solches uns entbothen,
Packt' er den armen Schädel ohne Schonen
Mit Zähnen, die gleich Hundeshauern drohten.

Mathildis. *)

Voll Lust, zu forschen um und in dem Hain,
Dem dichten, dem lebend'gen, dem geweihten,
Der lindernd mäßigte den neuen Schein,
Stand ich nicht länger an, vom Stand zu schreiten,
Indem ich langsam, langsam hin mich trug
Durch's Feld, das Düfte gab von allen Seiten.
Ein sanftes Lüftchen, stets sich gleich im Flug,
Schlug an die Stirne mir, wiewohl es hatte
Nicht rauhern Schlag als leiser Windeszug, u. s. w.

* * *

Auf mannigfaltig grünen Matten erblickt Dante nun
Ein Weib, das ging ohn' einige Genossen,
Und sang, indem sie Blum' auf Blume pflückte,
Womit ihr Weg schien gleichsam übergossen.
O Schöne, mit der Liebe Strahl Geschmückte,
Das bist du, wenn ich darf den Augen trauen,
Aus denen stets doch Herz und Seele blickte.
O wandle näher durch die Blumenauen
An diesen Fluß; hab', holde Frau, die Gnade,
Damit ich dich vernehmen kann und schauen.
Du rufst mir in's Gedächtniß das Gestade,
Wo Pluto Ceres Tochter einst besieget,
Und sie verlor der Heimath Frühlingspfade.
Wie eine Tänzerinn sich zierlich wieget,
Leicht ihre Füße fügend hin und wieder,
Und kaum bemerkbar die Gelenke bieget:
So wandte sie zu mir die zarten Glieder
Auf diesen bunten blumigen Tapeten,
Und jungfräulich schlug sie die Augen nieder.

*) Fegefeuer, 28. Gesang.

Und schon erfüllte sich, was ich gebethen,
Schon war sie mir so nah', daß mit dem Laut
Die Worte deutlich mir zu Ohren wehten.
Sobald sie dort war, wo des Ufers Kraut
Des schönen Bächleins kleine Wellen feuchten,
Ward ich von ihren Augen angeschaut.
Der Venus Augen mochte kaum erleuchten
Ein solcher Schimmer, als Adon erschienen,
Und Amors Pfeile sie wie nie erreichten.
Sie stand am rechten Ufer, in den Mienen
Ein Lächeln, Blumen pflückend immer mehr,
Die ohne Samen dort erblüh'n und grünen.

Von Petrarca (geboren im Jahr 1304) erhielten die Italiener ein episches Gedicht: Afrika. Sonderbar ist's, daß er diesem so wenig bekannt gewordenen und bald gänzlich vergessenem Gedichte in seinen spätern Jahren vor seinen Liebesgesängen, die ihn verewigten, den Vorzug gab. Vielleicht ist der Grund dieser unbilligen Vorliebe theils darin zu suchen, daß er in jener nicht vollendeten, in lateinischer Sprache geschriebenen Epopee seinen Lieblingshelden besang; theils auch in dem glücklichen Ereigniß, daß dieses Gedicht viel beytrug, ihm den poetischen Lorberkranz zu verschaffen, mit welchem er im Jahre 1341 zu Rom feyerlich gekrönt wurde.

Boccaccio.

Petrarca's nächster, aber eben so wenig glücklicher Nachfolger war Giovanni Boccaccio da Certaldo, geboren im Jahre 1313.

Unter den Werken dieses — durch seinen Decamerone so rühmlich bekannt gewordenen — Dichters befinden sich auch drey epische Gedichte: die Theseide oder Amazonide; Philostratus; und das fiesolanische Nymphengedicht. Sie fanden schon bey ihrem ersten Erscheinen keinen Beyfall, da aus ihnen kein wahrhaft poetischer Geist athmet. Die Compo-

sition wird als matt, frostig, und mit mythologischem Schmuck überladen, getadelt. Lob erwarb sich Boccaccio nur durch die metrische Form und das Reimsystem dieser übrigens ganz mißlungenen epischen Versuche, die sämmtlich in ottave rime geschrieben sind. Mehrere erklären ihn für den Erfinder dieser Stanze; wäre er aber auch gerade nicht der erste Erfinder derselben, so ist doch gewiß, daß er sie zuerst zu höherer Vollkommenheit ausbildete und mit Glück für die epische Poesie gebrauchte.

In diesen drey Gedichten herrscht die bunteste Verworrenheit einer grotesken Vermischung des Antiken und Modernen, sowohl in der Darstellung, als auch in den Personen, Gesinnungen und Sitten. Hievon mag man sich am besten durch den folgenden Auszug der Inhaltserzählung überzeugen, welche Bouterweck liefert:

a. Die Theseide oder Amazonide *).

Die Hauptpersonen dieses Gedichts sind zwey thebanische Jünglinge, die ihr ganzes Daseyn der Erfindung des Dichters verdanken. Der eine heißt Archytas, der andere Palämon. Beyde gerathen verwundet in die Gefangenschaft des Theseus. Die beyden Gefangenen verlieben sich zu Athen in die schöne Emilia, eine von dem Dichter erfundene Schwester der Amazonen-Königinn Hippolyta, die nun schon Gemahlinn des Theseus und Königinn von Athen ist. Während die schöne Emilia sich die ritterliche Huldigung der beyden jungen Thebaner jungfräulich gefallen läßt, erhält Archytas von Theseus die Freyheit, aber unter der Bedingung, sich bey Lebensstrafe in Athen nie wieder erblicken zu lassen. Die Liebe ist in dem Herzen des jungen Mannes stärker, als die Furcht vor dem Tode. Verkleidet und unter einem andern Nahmen schleicht er sich wieder in Athen ein, und nimmt Dienste bey Theseus, ohne von jemand erkannt zu werden, außer seiner geliebten Emilia. Diese verräth ihn nicht, aber

*) Den Titel Amazonide soll dieses Gedicht deßhalb führen, weil Theseus, wie darin erzählt wird, sich am Ende mit der von ihm besiegten Amazonen-Königinn Hippolyta vermählt.

als er eines Tags in einem Wäldchen bey Athen in der Mittagshitze, unter einer Fichte dahingestreckt, den Winden die Leiden seines Herzens klagt, wird seine Gegenwart an Palämon verrathen. Dieser, der noch immer Gefangener ist, entspringt, von Eifersucht getrieben, des Nachts aus dem Gefängnisse. Er sucht den Archytas auf, und findet ihn wieder unter der Fichte. Beyde unterhalten sich mit einander in ritterlichem Gespräch, bis der Tag anbricht. Da greifen sie zu den Waffen. Aber an eben diesem Morgen geht Theseus mit der schönen Emilia auf die Jagd. Die beyden Nebenbuhler werden mitten im Zweykampf von ihm überrascht. Sie müssen die Waffen niederlegen und ihre Geschichte erzählen. Theseus findet sie beyde des Todes schuldig, würdigt sie aber doch, weil sie nur aus Liebe fehlten, seiner Gnade unter der Bedingung, wenn sie sich noch einmahl, jeder an der Spitze von hundert Mann, auf dem Amphitheater zu Athen schlagen wollen. Dem, der in diesem Kampfe siegen wird, soll dann Emilia selbst zu Theil werden. Der andere soll Emiliens Gefangener bleiben. Nach gehörigen Opfern und Zurüstungen kommt es zu diesem großen Kampfe. Archytas ist Sieger. Aber nachdem er schon gesiegt hat, muß er das Unglück erleben, mit dem Pferde zu stürzen und von dem Thiere, das auf ihn fällt, so zerdrückt zu werden, daß er nach einigen Tagen stirbt. Vor seinem Ende wird er indessen noch mit Emilien feyerlich vermählt. Emilia, die nun wenigstens dem Titel nach die Witwe des Archytas ist, und anfangs mit ihm sterben wollte, läßt sich denn doch am Ende bewegen, dem übrig gebliebenen Palämon ihre Hand zu geben, und das Hochzeitfest, das nun folgt, ist das Ende der epischen Handlung.

b. Philostratus. *)

Troilus, Prinz von Troja liebt die Tochter des Priesters Kalchas, die schöne Chryseis, welche von ihrem, zu den Griechen über-

*) Dieses Wort, ein Beynahme.

gegangenen Vater, in Troja zurückgelassen wurde. Die Schilderung der Leiden und Freuden der beyden Liebenden — reich an schönen Stellen — füllt nun den größten Theil des Gedichtes aus, bis endlich Kalchas die Auslieferung seiner Tochter von den Trojanern verlangt und erhält. Die Liebenden, getrennt, trösten sich jetzt durch einen geheimen Briefwechsel. Aber Troilus ahnet bald die Untreue der Chryseis, die sich auch bestätigt. Nun überläßt er sich der Verzweiflung, stürzt, den Tod aufsuchend, in Schlachten, und thut solche Thaten, daß kaum noch ein Grieche es mit ihm aufzunehmen wagt, bis er zuletzt, nachdem er in einem Gefechte tausend Mann erlegt hat, vom Achill getödtet wird. —

c. Das fiesolanische Nymphengedicht

Schildert auf eine ziemlich unsittliche Weise die Liebe eines jungen Schäfers zu einer Nymphe. Erfindung und Ausführung sind in gleichem Grade mißlungen.

Bojardo.

Die ersten romantischen Hedengedichte erhielt Italien von Matteo Maria Bojardo, Grafen von Scandiano, geboren im Jahre 1430, und von Luigi Pulci, geboren 1432. Beyde wählten den Stoff ihrer Gedichte aus der bekannten Rittermährchen-Chronik des Pseudo-Turpin.

Bojardo war sehr reich und besaß mehrere Güter in der Lombardey. Er lebte wechselweise bald auf seinem Lieblings-Landsitze Scandiano, theils am Hofe von Ferrara, wo er im Dienste der Herzoge mehrere ansehnliche Staatsämter bekleidete. Sein vorzüglichster Gönner war hier Herzog Hercules der Erste, in dessen gesellschaftlichen Hofzirkeln Bojardo die einzelnen Gesänge seines Orlando inamorato, so wie sie kaum niedergeschrieben waren, vorlas. Dieses Gedicht, dessen Plan fast in's Unendliche angelegt zu seyn scheint,

ist jedoch nicht vollendet, sondern nur bis zum 70. Gesange fortgeführt. Der Dichter starb im Jahre 1494. Er war zuletzt Gouverneur der Stadt und Festung Reggio. Gepriesen wird an diesem Gedichte, die Mannigfaltigkeit und Neuheit der Abenteuer, der Reichthum des Colorits, die Originalität und Festigkeit in der Charakter-Zeichnung. Als eine Eigenheit wird auch gerühmt, daß die Frauen in demselben zuerst als das erscheinen, was sie im Ritter- und Minnethum seyn sollen, als die Seele des Ganzen, da Pulci sie in seinem Morgante maggiore nur Nebenrollen spielen läßt. Alle frühern Chronikenschreiber und Romanzendichter lassen den Roland als einen muthigen, tapfern und rechtlichen Helden und eifrigen Verfechter des christlichen Glaubens erscheinen, der die Heiden bekämpft, um sie zu bekehren, die Frauen und Fräuleins vertheidigt und beschützt, ohne von ihnen bezaubert zu werden, und seiner Gattinn Alda treu bleibt, ohne sich jedoch übrigens viel um sie zu bekümmern. Bojardo ging zuerst hiervon ab, ließ den tapfern Ritter von leidenschaftlicher Liebe für die schöne Angelica (ein Geschöpf der Phantasie des Dichters) glühen, und umringte ihn mit Nebenbuhlern aus der fränkischen und saracenischen Ritterschaft.

Bey den vielen Vorzügen wird jedoch an diesem Gedichte auch getadelt, daß die Abenteuer, obschon die Grundlage der Fabel komisch ist, dennoch in einem ernsthaften Ton und mit auffallendem Streben nach dem antiken Styl erzählt werden; daß es ferner nicht hinlänglich gerundet und geglättet, der Versbau hart und ermüdend sey. Eine besondere Eigenheit Bojardo's, nähmlich seine außerordentliche Vorliebe für wohlklingende Nahmen seiner Helden, erzählt Sismondi: „Man versichert, daß er die Nahmen Mehrerer, Gradasso, Sacripante, Agramante, Mandricardo, von den Vasallen seines Lehens Scandiano nahm, wo diese Familien sich erhalten haben; daß er aber einen noch wohlklingendern Nahmen für einen furchtbaren maurischen Helden suchte, daß auf einer Jagdparthie ihm der Nahme Rodomonte einfiel, daß er augenblicklich im Galopp auf

sein Schloß zurückkehrte, und daß er die Glocken läuten und das Geschütz abfeuern ließ als festliches Zeichen, zur großen Verwunderung seiner Bauern, denen dieser neue Heilige noch nicht bekannt war —

Der sehr ins Weite und Große angelegte Plan behandelt ungefähr die folgenden Hauptmomente der vorzüglichsten Charaktere und Begenheiten:

Während eines großen Turnierfestes, welches Carl der Große seinen eigenen und den an seinem Hofe befindlichen fremden Rittern gibt, erscheint plötzlich die schöne Angelica, mit ihrem nicht minder schönen Bruder Argalia, von vier fürchterlichen Riesen begleitet. Sie erklärt dem Kaiser, die Absicht ihres Kommens sey, die Tapferkeit ihres Bruders zu erproben, und zwar gegen alle anwesende Ritter. Als Kampfbedingung setzt sie fest, daß jeder, welchen Argalia's Lanze aus dem Sattel heben werde, ihr Gefangener seyn müsse, ohne noch mit andern Waffen streiten zu dürfen; sollte aber ihr Bruder besiegt werden, so würde er sammt seinen Riesen sich alsogleich wegbegeben, und Sie selbst gehöre dem Sieger an. Augenblicklich erheben sich alle Ritter, entflammt von Angelica's Schönheit und von der Hoffnung ihres Besitzers, und stehen kampffertig da. Der Kaiser erklärt, daß nur deren zehn den Kampf bestehen dürfen, und das Loos hierüber entscheiden solle. Er selbst gesellt sich den loosenden Paladinen bey, deren Nahmen in einen Topf geworfen werden. Zuerst wird Astolfs, eines herrlichen Jünglings, Nahme gezogen; er kämpft sogleich mit Argalia, wird aber aus dem Sattel gehoben — und Gefangener. Nun tritt der schreckliche Ferragu auf, erfährt das Schicksal seines Vorgängers, will sich aber nicht ergeben. Die vier Riesen suchen sich seiner zu bemächtigen; er tödtet sie, hört keine Gründe, und dem Argalia bleibt nichts anderes übrig, als mit dem Wüthenden sich in einen Schwertkampf einzulassen. Der Kampf ist schrecklich und währt sehr lange. Angelica, angstvoll über das zweifelhafte Ende, flieht in den Ardennerwald, an dessen Eingange der Kampf vor sich geht. Ar-

galia folgt ihr, Ferragu dem letztern, welchen er endlich erreicht, nochmahl zum Kampfe zwingt, und ihn tödtet. Der Sterbende bittet den Ferragu um die einzige Gunst, daß er seinen Leib nebst seinen Waffen in den nahen Fluß werfe, damit die Nachwelt kein Denkmahl seiner Besiegung finde. Ferragu bewilligt die Bitte, mit Ausnahme des einzigen Helms, welchen er nur vier Tage tragen wolle, weil er den seinigen im Kampfe verlor, nach dieser kurzen Zeit aber werde er ihn an eben der Stelle in den Fluß versenken, wo er den Körper und die Rüstung hinabgelassen habe. Argalia stirbt sogleich, und Ferragu erfüllt sein Versprechen, indem er den zu frühen Tod des edlen Jünglings selbst betrauert.

Nicht minder als Ferragu sind auch Roland und Rinaldo von der leidenschaftlichsten Liebe für die reizende Angelica entbrannt. Rinaldo erfährt zuerst, daß sie entflohen sey, und Ferragu ihre Spur verfolge. Auch er sucht sie nun auf; Roland deßgleichen. Rinaldo kommt in den Ardenner-Wald, wo er, von Müdigkeit und Durst erschöpft, sich an einer silberklaren Quelle lagert, die, von Merlin bezaubert, die Eigenschaft besitzt, jeden, der von ihrem Wasser trinkt, mit dem bittersten Haß gegen die vormahls geliebten Gegenstände zu erfüllen.

Rinaldo trinkt davon, wird alsogleich von Scham über seine Leidenschaft ergriffen, verabscheut die schöne Angelica eben so heftig, als er sie vorher liebte, enteilt dem Walde, und flieht so lange fort, bis er zu einer andern, noch lieblicheren Quelle kommt, an der er sich niederläßt und einschlummert. Diese Quelle hatte die entgegengesetzte Eigenschaft: wer aus ihr trank, entbrannte sogleich in Liebe.

Angelica, den Verfolgungen des Ferragu entkommen, langt hier sogleich nach dem Rinaldo an. Von Durst und Müdigkeit gequält, schöpft sie aus dem klaren Gewässer, und erblickt in demselben Augenblick den schlafenden Ritter. Die Quelle äußert unverzüglich ihre Wirkung. Angelica nähert sich dem Schlafenden, bewundert seine Schönheit, und pflückt Blumen,

welche sie über ihn streut. Rinaldo erwacht; sie hofft ihn von Liebe zu ihr bezaubert zu sehen, findet sich aber sehr betrogen, indem er, sie kaum bemerkend, sich schnell aufs Pferd wirft, und mit verhängtem Zügel davonsprengt, eine Wirkung der Quelle des Hasses, aus welcher er vorher getrunken hatte. Die Schöne eilt ihm so schnell nach, als ihr Pferd es nur vermag, und ruft ihm die Ausbrüche der innigsten Zärtlichkeit zu; er hört sie aber nicht. Da sie ihn ganz aus dem Gesichte verloren hat, kehrt sie traurig zur Quelle zurück, überläßt sich allen Schwärmereyen der Liebe, und entschläft endlich ganz erschöpft vom stürmenden Drang ihrer Empfindungen.

Roland, der sie indeß überall gesucht hatte, findet sie in diesem Zustande. Indem er, in ihren Anblick versunken, bewundernd und entzückt vor ihr steht, kommt Ferragu herbey, und erklärt derb und trocken: Angelica sey sein Eigenthum; Roland möge sich daher alsogleich entweder wegbegeben oder zum Kampfe bereit seyn. Roland nimmt die Ausforderung an, und ein fürchterlicher Kampf beginnt, welcher durch eine schöne junge Dame, eine Verwandte des Ferragu, unterbrochen wird. Die beyden Ritter trennen sich, und Roland verfolgt neuerdings die Spuren der reizenden Angelica, welche während dieses Kampfes die Flucht ergriffen hatte.

Der Dichter verläßt diese Scene, und führt uns zu Astolf, dessen schon vorher erwähnt wurde. Er war auf dem Turnierplatze zurückgeblieben, welchen Argalia und Angelica verließen, findet hier die goldene Lanze, welche Argalia an einen Baum lehnte, als er mit Ferragu den Schwertkampf begann, nimmt sie, ohne ihre Kraft zu kennen, und schlägt den Weg nach Paris ein. Diese Lanze war aber bezaubert, und hatte die Kraft, selbst den mächtigsten und geschicktesten Ritter schon beym ersten Anlauf aus dem Sattel zu heben.

Als Astolf in Paris eintrifft, wird hier eben ein großes Turnier gehalten, wobey die fränkischen Ritter sehr zu kurz kommen. Auch der schreckliche Riese Grandonio befindet sich auf dem Kampfplatz, bey dessen Anblick Alles zittert. Er überwin-

det einen Ritter nach dem andern, und in seinem Siegesübermuth spricht er Hohn der ganzen Ritterschaft des Kaisers, welcher darüber in heftigen Ingrimm geräth gegen die abwesenden Paladine, vorzüglich gegen Roland und Rinaldo.

Astolf, entflammt, die Schmach der christlichen Ritter zu rächen, und beseelt vom Wunsch, den Zorn des Kaisers zu besänftigen, stellt sich zum Kampfe. Alle Zuschauer erwarten, ungeachtet seines vortheilhaften Äußern, wenig von ihm. Selbst Carl der Große spricht beyseite: „Das fehlte noch zu unsrer Schande!" Auch Astolf schmeichelt sich mit keiner Siegeshoffnung; aber er hält es für ein Geboth der Pflicht, den Kampf zu bestehen, der sogleich beginnt. Grandonio erscheint stolz und trotzig, Astolf nicht ohne die Bläße der Furcht, aber entschlossen zu Sieg oder Tod. Aber schon beym ersten Angriff wird der Riese auf den Sand gestreckt. Dasselbe Schicksal erfahren die noch übrigen zwey saracenischen Ritter. Alles erstaunt, und überhäuft den Astolf mit Lob und Preis über den so unvermutheten Sieg, dessen Gelingen er selbst nicht begreifen kann.

Noch mehrere andere Ritter werden von Astolf besiegt, bis endlich zuletzt einer der Fremden ihn verrätherischer Weise von rückwärts überfällt und zu Boden wirft. Astolf reißt sich aber wüthend wieder empor, zieht das Schwert, überhäuft seine Feinde mit Schmähworten, fordert sie endlich alle mit einander auf einmahl heraus, streitet äußerst tapfer und verwundet sogar mehrere. Vergebens gebiethet selbst Carl der Große Einhalt und Ruhe, indem er vom Thron steigt, und sich selbst zwischen die Kämpfer wirft; Astolf gehorcht nicht, stoßt selbst gegen den Kaiser Schmähungen aus, und kämpft in seiner Erbitterung so lange fort, daß jener sich gezwungen sieht, ihn ergreifen und ins Gefängniß führen zu lassen.

Das Bisherige kann man als die erste Hauptparthie des sehr verwickelten Plans annehmen. Wir kommen nun zur zweyten.

Während an Carls Hof Feste auf Feste gegeben werden, faßt Gradasso, ein afrikanischer Fürst, den Entschluß, Rinaldo's Streitroß und Rolands Schwert erringen zu wollen. Er

bringt ein Heer von 150,000 Kriegern zusammen. Sein kühner Plan ist: Spanien zu überfallen und zu erobern, von da nach Frankreich zu ziehen, Carl den Großen zu überwinden, den Rinaldo und Roland zu tödten, und dann dem Einen sein Pferd, dem Andern sein Schwert zu nehmen. Der erste Theil seines Vorhabens gelingt ihm; er erhält über die spanischen Saracenen so große Vortheile, daß er den König Marsil, welcher mit den Christen des Landes in Frieden lebte, zwingt, diesen den Krieg zu erklären, und ein starkes Heer mit dem zu vereinigen, welches er selbst nach Frankreich führt.

Dieß waren die traurigen Neuigkeiten, welche Ferragu von jenem, ihn aufsuchenden Fräulein erhielt, worüber er den Kampf mit seinem Nebenbuhler Roland sogleich aufhob, und nach Spanien eilte.

Der Kaiser befindet sich bey diesem drohenden Übel um so mehr in einer höchst bedenklichen Lage, als gerade jetzt die mächtigsten seiner Paladine, Roland und Rinaldo, ferne sind, und sogar ihr Aufenthaltsort ganz unbekannt ist. Angelica ward indessen durch die Hülfe eines ihr verpflichteten Zauberers sehr schnell in ihre Heimath Catay gebracht, Rinaldo aber wird in seiner Wanderschaft auf eine Insel verschlagen, auf welcher Alles Freude und Vergnügen athmet. Da er aber erfährt, daß Angelica, die Königinn dieser bezauberten Insel, hier nächstens ankommen werde, wirft der Hassende sich schleunigst in eine Barke und entflieht. An einer nahen Küste geräth er in die Macht eines schrecklichen Riesen, wird in ein grauenvolles Gefängniß geworfen, einer häßlichen und gräßlichen Alten übergeben, und geräth endlich sogar in die Gefahr, von einem Drachen verschlungen zu werden. Angelica eilt zu seiner Rettung herbey; aber selbst ihre Bemühungen, ihn durch Dankbarkeit zu gewinnen, sind fruchtlos; denn er erklärt ihr unverhohlen, daß er lieber sterben, als ihr Ritter und Liebhaber werden wolle. Angelica, nicht minder edel als zärtlich, bezwingt zwar ihre Sehnsucht, ihm zu folgen, ihre Liebe aber vermag sie nicht zu bezwingen; sie kehrt voll Schwermuth in ihr

Reich zurück, und sendet den Zauberer zu Rinaldo's Rettung. Dieser irrt nach seiner Befreyung im Morgenlande umher, und wird in eine Menge der seltsamsten Abenteuer verwickelt, ohne den Rückweg nach Frankreich finden zu können. Während dem sucht Roland mit Mühe und Sehnsucht diejenige auf, welcher Rinaldo ängstlich zu entfliehen strebt. Endlich gelangt Roland zu einer Brücke, auf welcher ihm eine schöne Frau entgegen kommt, die ihm einen Becher reicht. Kaum hat er von dem Zaubertrank genossen, als das Bild der Angelica, und selbst der geringste Gedanke an sie aus seiner Seele plötzlich verschwindet. Er begibt sich auf die bezauberte Insel der Fee Dragontina, die ihm so wohl gefällt, daß er sie gar nicht mehr verlassen will. Bald kommen mehrere andere Ritter ein, die sein Schicksal theilen.

Indessen wurde Angelica in Albraca, der Hauptstadt ihres Reiches, von Agrican, dem König der Tartarey, belagert, welcher um ihre Hand warb, aber sie nicht erhielt. Vergebens eilt der tapfere Sacripant, König von Circassien, welcher gleichfalls von Liebe zu ihr entbrannt ist, zum Entsatz herbey; Albraca wird von den Tartarn eingenommen und geplündert. Nur Angelica entkommt durch einen in den Mund genommenen Ring, welcher die Zauberkraft besitzt, unsichtbar zu machen. Sie eilt sogleich nach Dragontinens Zauberinsel, um den Roland und die übrigen Ritter von dort wegzubringen, und sie zu ihrer Vertheidigung nach Albraca zu führen. Die sämmtliche Ritterschaft wird durch Berührung mit dem Ringe glücklich entzaubert. Bey ihrer Ankunft vor Albraca nehmen die Sachen sogleich eine andere Wendung. Roland, in dem Angelica einige Hoffnung auf ihre Gegenliebe listig zu erwecken weiß, thut Wunder der Tapferkeit. In einem hartnäckigen blutigen Treffen wird das tartarische Heer geschlagen, und Agrican selbst von Roland getödtet.

In diesem Kriege läßt der Dichter, eine damahls neue Erscheinung im Gebieth der romantischen Poesie, eine Heldinn, die schöne, hochherzige und tapfere Marfisa auftreten. Sie ist

Königinn eines Theils von Indien, und befehligt das zur Rettung von Albraca herbeyeilende Hülfsheer. Sie trifft zwar erst nach geendigtem Kriege ein; der Dichter läßt es aber dessen ungeachtet an Abenteuern nicht fehlen.

Rinaldo hatte nähmlich kaum vernommen, daß Roland durch seine Heldenthaten unsterblichen Ruhm gewinne, als auch er sogleich nach Albraca eilte, sich gleiche Lorbern zu pflücken, ohne deßhalb jedoch seinen Haß gegen Angelica abzulegen. Zwischen beyden Rittern kommt es nun so weit, daß sie selbst einen hartnäckigen Zweykampf gegen einander beginnen. Als am zweyten Tage Roland schon Sieger zu werden und Rinaldo seiner Übermacht erliegen zu müssen scheint, stürzt sich Angelica, noch immer von Liebe glühend für Rinaldo, zwischen die Kämpfer, hält Rolands Arm in dem Augenblicke zurück, da er auf seinen Gegner den Todesstreich führen will, und erneuert ihm die schon früher gegebenen Verheißungen und Hoffnungen, unter der Bedingung, daß er sogleich abreise, um eine Zauberinsel zu zerstören, bewacht von einem Drachen, der nicht nur die Bewohner derselben, sondern auch alle vorbeyreisenden Ritter und Damen verschlingt. Roland eilt fort mit Blitzesschnelle. Rinaldo wird von seinen Wunden geheilt, weiß zwar, daß Angelica ihm sein Leben erhielt, haßt sie aber dessen ungeachtet nicht weniger als vorher.

Roland findet die Zauberinsel bald. Glücklicherweise begegnet er hier zuerst einer alten Frau, die ihm ein Buch gibt, welches die Beschreibung der ganzen Insel, und eine Schilderung sowohl aller Gefahren, die ihn hier erwarten, als auch der zur Lösung des Zaubers und zu seiner Rettung dienenden Mittel enthält. Durch Beyhülfe dieses Buches tödtet er nun sogleich den Drachen, einen wilden Stier, einen Riesen und zwey andere, die aus dem Blute des erstern entstehen, und mehrere andere Ungeheuer. Endlich will er einen, mitten auf einer Wiese stehenden, schönen Baum mit dem Schwerte umhauen. Plötzlich verdunkelt sich die Luft, die Erde bebt, Feuer flammt auf, und ein dicker Qualm bedeckt die ganze Insel. Es wird

wieder Tag und ruhig, aber der Zaubergarten ist verschwunden. Falerina, die Besitzerinn der Insel, erscheint an den Stamm jenes Baumes gebunden, und bittet den Ritter, ihr das Leben zu schenken. Da er ihr die Bitte gewährt, erzählt sie, sie sey nur eine Fee vom zweyten Rang, die alles, was geschah, nur auf Befehl der mächtigen und bösen Fee Morgana vollzogen habe. Sie führt ihn in die Burg, worin sich mehrere Ritter und Damen eingeschlossen befinden.

Roland beginnt nun einen Kampf mit dem Wächter des Schlosses, einem menschlichen Scheusal, welches den Ritter in seine Arme schließt, und sich mit ihm auf den Grund eines tiefen Sees hinabstürzt, wo sich die Zaubergrotte der Morgana befindet. Hier wird der Kampf erneuert. Roland tödtet seinen gräßlichen Gegner, und geht nun in die Grotte. Hier findet er die Fee, welche, nach den von dem Dichter ihr zugetheilten allegorischen Attributen, die Fortuna zu seyn scheint. Sie schlummert, von Schönheit strahlend. Der Ritter verweilt bey ihr nicht; als er aber zurückkommt, um sich ihrer zu bemächtigen, findet er sie nicht mehr, und sein Suchen ist vergebens. Dafür tritt die Reue zu ihm, mit der Erklärung, daß sie ihn so lange verfolgen und quälen werde, bis er die Fee werde gefunden haben. Sie hält Wort, und geißelt den aus allen Kräften Laufenden erbarmungslos.

Endlich ergreift er Morganen, die, im Augenblicke, da er sie anfaßt, sich ganz wehrlos befindet, und ihm den obverlangten Schlüssel zu dem Gefängnisse gibt. Nun befreyt er sogleich alle eingeschlossenen Damen und Ritter, unter welchen letztern — durch eine sonderbare Verkettung von Schicksalen und Abenteuern — auch Rinaldo sich befindet. Alle eilen nach Frankreich; Roland allein, von seiner Leidenschaft bezwungen, zieht nach Albraca zur geliebten Angelica.

Nun folgt ein dritter nicht minder schimmernder Schauplatz, welchen Bojardo dem Leser eröffnet. Die Phantasie des Dichters erscheint hier nicht weniger reich, als in den vorher-

gehenden Erzählungen und Gemählden, in denen er sich als Arioſts würdiges Vorbild zeigt.

Agramant, ein junger und mächtiger König eines afrikaniſchen Staats, dem zwey und dreyßig Könige zinsbar ſind, verſammelt alle ſeine Vaſallen, und erklärt ihnen, daß er einen Feldzug gegen Carl den Großen beſchloſſen haben, um den Tod Trojans, ſeines Vaters, zu rächen, welcher in einem der frühern Kriege in Frankreich getödtet wurde. Schon iſt das afrikaniſche Heer zum Aufbruche bereit; da erklärt der König der Garamanten, ein alter, kluger und in der Zauberkunſt erfahrner Fürſt: Agramant dürfe keinen günſtigen Erfolg ſeines Unternehmens erwarten, wenn er zu dieſem Feldzuge nicht den jungen Ruggiero mit ſich nehme, einen Sohn der Schweſter des verſtorbenen Trojan. Dieſer Jüngling ward aber, nebſt ſeiner eben ſo ſchönen Zwillingsſchweſter, ſchon in früher Kindheit dem weiſen Zauberer Atlas übergeben, welcher ein entlegenes einſames Gebirge bewohnt. Hier wird der junge Ruggiero mit Löwenmark und Löwenſehnen genährt, und geübt in allem, was zur Entwickelung der Kraft und des Muthes dienen kann. Aber dennoch will der Zauberer nicht, daß ſein theurer Ziehſohn dieſen Aufenthalt verlaſſe. Durch die Schwierigkeit, die Gebirgswohnung des Atlas zu finden, und den jungen Ruggiero daraus zu entführen, ohne deſſen Gegenwart nun einmahl nichts unternommen werden kann, geräth König Agramant in große Verlegenheit. Einer der ihm zinsbaren Fürſten macht ſich auf, das Gebirge zu entdecken, welches unerſteiglich, und überhaupt nur demjenigen zugänglich iſt, welcher den Zauberring der ſchönen Angelica beſitzt. Eine neue Verlegenheit! denn wie iſt dieſer Ring zu bekommen? — Agramant verſpricht demjenigen, der ihm dieſen Talisman bringen wird, zu einem mächtigen König zu machen. Einer der fürſtlichen Vaſallen ſchlägt zu dieſer Unternehmung den in ſeinem Dienſte ſtehenden Zwerg vor, als den keckſten und geſchickteſten Dieb, den man auf der Erde finden kann. Brunello (ſo heißt der kleine Mann) findet die Sache ſehr leicht, begibt ſich ſogleich auf den

Weg, und bringt in kurzer Zeit, nebst vielen andern gestohlenen Sachen, auch den Ring. Agramant hält Wort, und krönt den glücklichen Entwender eigenhändig zum König von Tingitanien.

Nun findet man die Wohnung des Zauberers; das Gebirg ist aber so hoch und steil, daß niemand es zu erklimmen vermag. Das neugeschaffene Königlein weiß sogleich zu helfen, und räth, am Fuße des Gebirgs ein großes Turnier zu veranstalten, welches den feurigen jungen Ruggiero gewiß unverzüglich auf die Ebene herablocken wird. Es geschieht. Ruggiero eilt herbey, ungeachtet aller Warnungen und Bitten des alten Zauberers, wird von Agramant zum Ritter geschlagen, und zieht mit ihm gegen die Franken.

Nun bricht das Ungewitter über Frankreich und Carl den Großen los. Marsil und Gradasso von der einen Seite, Agramant und Rodomont von der andern, rücken mit zahllosen Kriegsheeren an.

Zum Glück für den Kaiser treffen in dieser Bedrängniß die so lange entfernt gewesenen Ritter, einer nach dem andern ein; Rinaldo von allen der erste. Angelica, welcher die Kunde davon zu Ohren kommt, beredet den Roland, gleichfalls nach Frankreich zu eilen, und trägt sich an, ihm Gesellschaft zu leisten. Nach einer langen Reise voll Abenteuer und Gefahren, aus denen Rolands keusche Liebe die Schöne stets siegreich errettet und befreyt, kommen sie durch den Ardenner-Wald nach Frankreich, und lagern sich an der bekannten Quelle des Hasses. Angelica trinkt, und sogleich wird Rinaldo ihr entsetzlich verhaßt. Sie kann gar nicht begreifen, wie es kam, daß sie seinetwegen die lange Reise unternahm. Aber auch Rinaldo war, vom Rodomont zum Zweykampfe herausgefordert, vor wenigen Tagen hierher gekommen, hatte aus derselben Quelle getrunken, und glüht nun vor Liebe für Angelica in eben dem Grade, als er vorher sie haßte. Kaum erblickt er nun den Roland, so fordert er ihn, und ein wüthender Kampf beginnt. Angelica ergreift, wie es ihre Gewohnheit ist, die Flucht.

Carl der Große, durch sie von jenem Vorfall benachrichtigt, eilt mit mehreren Rittern herbey, und trennt die erbitterten Kämpfer mit dem Versprechen, er wolle sie mit einander auf eine solche Weise aussöhnen, daß keiner von beyden sich über seine Gerechtigkeit werde beklagen können. Die schöne Angelica gibt er einem alten Ritter in Verwahrung und Obhut.

Hier ist der Punct, in welchem der Anfang von Arioſts rasendem Roland mit Bojardo's verliebtem Roland zusammen trifft. Zwischen den Heeren der Christen und der Saracenen folgen nun Schlachten auf Schlachten, und beyderley Ritter wetteifern in Heldenthaten. Unter den erstern zeichnen sich Roland und Rinaldo aus, die Zierde der letztern ist Ruggiero, dem das Schicksal, wie der Seher Atlas schon früher es verkündete, eine glorreiche Zukunft erwartet. Selbst mit Roland läßt der Jüngling in einen Kampf sich ein, wobey er aber erliegen würde, wenn jener nicht weggelockt würde durch den greisen Zauberer, der ihm von ferne ein Trugbild des Franken-Kaisers, bedrängt von Feinden und nach Hülfe rufend, erscheinen läßt.

Indeß wird Ruggiero bald wieder in einen neuen Kampf verflochten durch Bradamante, eine fränkische Heroine. Sie fordert ihn gegen den gefürchteten Saracenen-Ritter Rodomont auf. Der Jüngling, ohne sie noch zu kennen, willfährt ihrem Verlangen, wie die Gesetze und die Sitte des Ritterthums es heischen. Bradamante muß die Kämpfer verlassen, um dem Kaiser zu Hülfe zu eilen. Sie ändert aber ihren Entschluß schnell, und trifft in dem Augenblicke wieder ein, da Ruggiero nach seinem Gegner eben einen so mächtigen Streich geführt hat, daß diesem, davon ganz betäubt, das Schwert entfällt. Ruggiero, voll edler Sitte, läßt sogleich ab, wartend, bis Rodomont sich erhohlt haben werde, um den Kampf fortsetzen zu können. Dieser aber, der sich hier durch Edelmuth noch mehr als durch das Schwert besiegt sieht, verläßt den Kampfplatz, um sein Glück anderwärts zu suchen. Bradamante brennt nun von Begierde, den edlen Helden kennen zu lernen. Ruggiero

erzählt ihr seine ganze wunderbare Lebensgeschichte. Die schöne Heldinn fühlt ihr Herz von Liebe entzündet, und da Ruggiero den Wunsch äußert, auch über sie einen nähern Aufschluß zu erhalten, entdeckt sie ihm ihre Abkunft, ihren Nahmen und ihr Geschlecht, und nimmt den Helm vom Haupte; die Fülle der blonden Haare strömt über ihre Schultern herab. Dieser Anblick entzückt den Jüngling so sehr, daß das ihm noch unbekannte Gefühl der Liebe in seinem Herzen gleich einer plötzlich auflodernden Flamme emporschlägt. Da er aber eben, auf Bradamente's Verlangen, den Helm abnehmen und ihr sein Antlitz zeigen will, wird er plötzlich von einem Trupp Saracenen überfallen, und durch ihre Bekämpfung und Verfolgung von seiner Dame getrennt. Auch sie kämpft mit männlichem Heldenmuth gegen Mehrere zugleich, wird endlich am Kopfe verwundet, und verfolgt denjenigen, der sie verwundete und nun vor ihr flieht, mit höchstem Ingrimm durch einen Wald, bis sie ihm den Todesstreich gibt. Von der Nacht überrascht, einsam, ermüdet und schmerzlich verwundet, findet sie zum Glücke noch eine Einsiedeley, deren Bewohner, ein Greis, sie aufnimmt. Da er aber, beym Verbinden der Wunde, am vermeinten Ritter die weibliche Gestalt erblickt, geräth er in Entsetzen, und glaubt, es sey der Teufel, welcher die Gestalt angenommen habe, um ihn in Versuchung zu führen. Da er sich von seinem Schrecken erhohlt hat, ist es sein erstes Geschäft, der Schönen langes Haupthaar nach Weise junger Männer kurz abzuschneiden. Diese Umstaltung bewirkt in der Folge, daß die reizende Fleur-d'Epine sie für einen wirklichen Mann hält, und von heftiger Liebe entzündet wird, ein Ereigniß, welches auch Ariost im 25. Gesange seines verliebten Roland schön, aber ziemlich frey behandelt. —

So weit geht Bojardo's unvollendetes Gedicht. Ein Venetianer, Nahmens Niccolo degli Agostini, gab nach dem Tode des Dichters eine Fortsetzung in drey und dreyßig Gesängen heraus, eben so armselig in der Erfindung, als matt und wässerig in der Darstellung.

Zwey Jahre nach Bojardo wurde Luigi Pulci geboren*), der um sieben Jahre früher starb als der erstere. Er ist der Verfasser des romantischen Heldengedichts: Il Morgante maggiore (Morgante, der Größere), in acht und zwanzig Gesängen, worin er die Abenteuer Rolands und seines Freundes, des Riesen Morgante, besingt. Dieses Gedicht erschien im Jahr 1485, also um zehen Jahre früher als der Orlando inamorato, der im Jahr 1795 zuerst durch den Druck bekannt wurde.

Luigi Pulci, ein geborner Florentiner, war der jüngste von drey poetischen Brüdern, und genoß die Gunst des Lorenzo von Medici, an dessen Hofe er, ohne ein öffentliches Staatsamt zu bekleiden, in dichterischer Muße lebte.

Sein Heldengedicht, bey dem es ihm an einem bessern Vorbilde noch gänzlich mangelte, zeigt viele Spuren eines noch rohen Versuches. Getadelt wird an demselben der Mangel an Geschmack und sinnreicher Erfindung, die zu grelle Vermischung des Gemeinen und Burlesken mit dem Ernsten und Erhabenen, insbesondere auch die Rauhheit der Verse.

Die fehlerhafte Zusammenstellung von Schwank und Andacht zeigt sich am auffallendsten schon darin, daß jeder Gesang mit einem Gebeth anfängt und endet, selbst dann, wenn gemeine Possen besungen werden. Auf ähnliche Art fängt der erste Gesang im biblischen Styl an: „Im Anfang war das Wort, u. s. w.;" — im dritten aber erzählt der Dichter, er habe seine Epopee im Frühling begonnen, zur Zeit, „da Phöbus mit seinem Wagen noch langsam fährt, weil er sich noch der Lehre erinnert, die er von seinem Phaëton erhielt."

Einen andern Fehler, welcher in der Composition und dem Plan des Gedichtes liegt, bemerkt Bouterweck sehr treffend: „Blicken wir nach dem Ende hin, so scheint auch die epische Einheit, wenigstens in einem gewissen Sinne, erreicht zu seyn; denn das Gedicht schließt mit Rolands Heldentod in der Schlacht bey Ronceval, und mit der Bestrafung des Ver-

*) Im Jahr 1432. Gestorben 1487.

räthers Gan von Maganz. Aber in der ganzen Ausführung des Gedichts fehlt der innere Zusammenhang der Begebenheiten, und die motivirende Verbindung aller, zur Herbeyführung einer epischen Katastrophe. Die Abenteuer Rolands und seines Freundes Morgante folgen auf einander wie für sich bestehende und willkührlich an einander gereihte Mährchen. Nirgends deuten weder die Kämpfe, noch die Liebschaften, noch die Heidenbekehrungen, auf einen ästhetischen Vereinigungspunct hin. Und selbst die scheinbare Katastrophe ist gegen den Geist des Heldengedichts; denn der Held bleibt in der Schlacht auf dem Platze. Mit der Criminal-Execution, die hinterher noch über den Verräther Gan verhängt wird, ist dem ästhetischen Interesse wenig geholfen. Auch ist die Planlosigkeit im Morgante nicht etwa, wie in Ariosts Roland, absichtlich. Zu der eben so feinen, als kühnen Idee, den Charakter des Ritterthums durch Nachahmung der abenteuerlichen Verworrenheit der romantischen Denkart in einer regellosen Composition abzudrücken, konnte sich Luigi Pulci nicht erheben." —

Das Gedicht beginnt mit dem Augenblicke, da Roland durch die Ränke Gan's oder Ganelons von Maynz gezwungen wird, den Hof Carls des Großen, dessen erster Held er ist, zu verlassen. Nun treffen ihn sogleich Abenteuer auf Abenteuer. Unter diesen ist eines der vorzüglichsten sein Kampf mit drey Riesen, die eine Abtey belagern. Er tödtet ihrer zwey; den dritten (es ist Morgante, der Held, von dem das Gedicht den Nahmen führt) nimmt er gefangen, bekehrt ihn zum Christenthum, und nimmt ihn dann zu seinem Waffengefährten. Sie halten sich nun einige Zeit im befreyten Kloster auf, und lassen sichs da wohl geschehen. Roland verwendet den besiegten Morgante zu verschiedenen Diensten. Da es dem Kloster an Wasser mangelt, sendet er ihn nach einer Quelle, um welches aufzutreiben. Der gute Riese wird bey dieser Expedition von zwey wilden Ebern angefallen, die er flugs tödtet. Auf einer Schulter die Wasserkufe, auf der andern die beyden Eber, kommt er in die Abtey zurück, wo er mit Freude auf-

genommen wird. Die Mönche lassen sich das Wildpret so wohl schmecken, daß selbst die Hunde und die Katzen über die zu sehr benagten Knochen sich beklagen.

Roland, dem das müßige Leben nicht länger behagt, macht sich auf den Weg, um Kämpfe zu suchen. Morgante begleitet ihn zu Fuße. Seine Rüstung besteht bloß in einer rostigen Mütze von Eisenblech, einem langen Degen und einem großen Glockenschwängel. Sämmtliche Waffenstücke nahm er aus der klösterlichen Rüstkammer. Sie bestehen nun eine Menge von Abenteuern. Das erste und zugleich seltsamste unter diesen ist Rolands Kampf mit dem Teufel selbst, der in einem bezauberten Schlosse unter einem Leichensteine liegt, wohin er gebannt ward. Kaum hat Morgante diesen Stein emporgehoben, als der befreyte böse Geist sogleich in Gestalt eines gräßlichen Todtengerippes auffährt, den Ritter, der ihn muthig anpackt, gewaltig umklammert, und ihn so lange festhält, bis der Riese mit seinem Glockenschwängel auf ihn tüchtig losschlägt, und so die Kämpfer auseinander bringt.

Während dem wird Roland am Hofe Carls des Großen schmerzlich vermißt, vorzüglich von seinem Vetter Rinaldo, der sich nebst Dudo und Olivier auf den Weg macht, den Vermißten aufzusuchen. Sie treffen in der nähmlichen Abtey ein, welche Roland vor einiger Zeit verlassen hat. Hier hat sich aber indessen Alles gar sehr verändert. Ein Bruder des Morgante und der zwey von Roland getödteten Riesen, ist mit einem Trupp Saracenen angerückt, um den Tod seiner Brüder zu rächen, hat den Abt und die Mönche ins Gefängniß geworfen, und läßt sich nun hier wohl geschehen. Die drey Ritter fallen wüthend über den ganzen Haufen her, hauen den Riesen und die Saracenen in Stücke, und befreyen die Mönche sammt dem Abt, der ihnen nun aus Dankbarkeit Nachrichten über Roland gibt, dessen Spuren sie sogleich verfolgen. Rinaldo trifft auf eine ungeheure Schlange, die so eben einen Löwen erwürgen will. Er tödtet die Schlange. Der gerettete, dankbare Löwe bleibt nun in milder Zahmheit bey dem Ritter,

geht überall voraus als Wegweiser, und zeigt sich stets als eifriger Vertheidiger seines Herrn. Endlich gelangt Rinaldo dahin, wo Roland, unter dem Nahmen Brunor, noch vor Kurzem sich aufhielt. Sie finden sich, aber — gegenüberstehend in feindlichen Heeren. Sie fechten in der Schlacht gegen einander, und endlich sogar im einzelnen Zweykampfe. Roland ahnet nicht, daß Rinaldo sein Gegner ist; dieser aber erkennt den Roland durch seinen Begleiter, den Riesen Morgante, und schont ihn im Kampfe so viel möglich. Da jedoch dieser Tag nicht entscheidend ist, so geben sie sich das Wort, sich am folgenden Tag auf dem Schlachtfelde wieder einzufinden, um den Kampf fortzusetzen. Rinaldo kann es aber nicht länger ertragen, seinem Vetter als Feind zu begegnen, sondern zieht ihn beyseits, und gibt sich zu erkennen. Die entzückten Ritter finden noch am nähmlichen Tage Gelegenheit, ihren vereinigten Heldenmuth gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu beweisen. König Carador, bey dem sie sich befinden, spricht ihren Beystand an, denn er wird plötzlich angegriffen vom König Manfredone, welcher seine Tochter Meridiana liebt, und die ihm Verweigerte jetzt mit Gewalt erringen will. Roland, Rinaldo, Olivier und Morgante kämpfen für den beleidigten Fürsten. Manfredone wird geschlagen und gezwungen, Frieden zu schließen, und allen jetzigen und künftigen Ansprüchen auf Hand und Herz der schönen Prinzessinn feyerlich zu entsagen.

Meridiana fühlt bald zärtliche Liebe für den Olivier, der ihr sein Herz, ja sogar seine Hand — mit der Bedingung zusagt, daß sie Christinn werde. Die Liebende erklärt sich dazu bereit — mit der Bedingung, daß er ihr zuerst beweise, Mahomed sey nicht der wahre Gott. Olivier beginnt nun mit einem breiten Vortrage über die Dreyeinigkeit, und geht endlich zum Wunder der Wiederbelebung des todten Lazarus über. Die Schöne fühlt sich von der theologischen Dissertation so ergriffen, daß die Ehe, ohne Taufe und priesterlichen Segen abzuwarten, vollzogen wird, was den Dichter zu nicht sehr feinen Scherzen veranlaßt.

Während dieß in Afrika und in Spanien vorgeht, hat der verrätherische Bösewicht Ganelon auch den Saracenen-König Herminion nach Frankreich gerufen, welcher mit einem zahlreichen Heere anrückt, und zu gleicher Zeit sowohl Montalban, das Schloß des abwesenden Rinaldo, als auch Paris, wo Carl der Große die Entfernung mehrerer seiner vorzüglichsten Paladine beklagt, mit Macht anfällt. Der Krieg nimmt für den Kaiser eine um so üblere Wendung, als auch die ihm noch gebliebenen Ritter von dem Riesen Matafol besiegt und in die Gefangenschaft weggeführt werden. Zum Glück für den bedrängten Carl erhält auch Herminion traurige Nachrichten von seinem Reiche, welches in Dänemark liegt.

Roland, Rinaldo, und ihre Gefährten waren auf ihrer Rückreise nach Frankreich dahin gekommen, und hatten Herminions Feldzug erfahren. Sie übten sogleich das Recht der Wiedervergeltung aus, ließen die ganze königliche Familie über die Klinge springen, und verheerten das Reich.

Schon erläßt Herminion an den Kaiser die Aufforderung, sich und die Stadt zu ergeben, mit beygefügter Drohung, bey erster Verweigerung alle seine Gefangenen hängen zu lassen; schon will er seine Drohung vollziehen, — da trifft, gerade im rechten Augenblicke, Roland mit den übrigen Rittern ein. Herminion wird sogleich angegriffen, geschlagen, muß alle Gefangenen ausliefern und um Frieden bitten. Bald nachher erblickt Herminion mit eigenen Augen ein Wunder, welches seine Bekehrung bewirkt. Roland und Rinaldo werden nähmlich durch einen boshaften Betrüger so verblendet, daß beyde sich zum Kampfe stellen. Schon rennen sie mit gesenkten Speeren gegen einander, siehe! da erscheint plötzlich ein Löwe, der zwischen die Erbitterten tritt, und dem Roland mit seiner Tatze einen Brief überreicht. Dieses Schreiben enthüllt den Betrug des ganzen Blendwerks, und die Versöhnten stürzen einander in die Arme. Dieser seltsame Auftritt scheint dem Afrikaner so außerordentlich, daß er selbst behauptet, nicht Mahomed, sondern nur der allmächtige Gott könne ein solches Wunder ge-

schehen lassen. Er verlangt die Taufe, und Carl der Große, um den frommen Eifer des Saracenen ja nicht erkalten zu lassen, verrichtet sogleich in eigener Person die feyerliche Handlung.

Ganelon sieht indeß kaum eine seiner Schurkereyen mißlungen, als er unverzüglich zur Ausführung einer andern schreitet. Durch List und Ränke bewirkt er, daß Rinaldo sich mit dem Kaiser überwirft. Er erscheint unerkannt mit Astolf bey einem Turnier, und überfällt den Ganelon nebst seinem Anhange, den maynzischen Rittern. Zum Unglück wird aber Astolf endlich doch entdeckt, und der Kaiser, erbittert durch den Ganelon, verurtheilt ihn zum Strange. Nur Rolands und Rinaldo's vereinigtem Bemühen gelingt dessen Befreyung. Die wüthenden Ritter gehen in ihrem Grimm so weit, daß Carl vom Throne gestürzt, und nur mit der Bedingung darauf wieder erhoben wird, daß Ganelon die wohlverdiente schwere Strafe erleide. —

Ganelon kann aber seine bösen Ränke und seinen Haß gegen das Haus Montalban nicht aufgeben, und es gelingt ihm sogar, den Kaiser, dessen Charakter in dem ganzen Gedichte ziemlich schwach und leichtgläubig erscheint, wieder ganz umzustimmen. Ricciardetto, der jüngste von Rinaldo's Brüdern, wird von ihm überfallen und dem Kaiser ausgeliefert, der ihn denn auch sogleich wieder zum Strange verurtheilt. Zum Glück erfährt Rinaldo den grausamen Befehl noch zu rechter Zeit, und befreyt den Bruder, der schon den Strick um den Hals hat. Das Volk von Paris, aufgebracht gegen die bösen Günstlinge des Kaisers und gegen diesen selbst, setzt die ihm genommene Krone auf Rinaldo's Haupt, worauf Carl sammt Ganelon und der übrigen Partey der maynzischen Ritter von Paris entfliehen; Rinaldo aber bleibt im ruhigen Besitze des neuen Thrones, und gibt Feste über Feste, deren fröhlicher Glanz ihm nur durch den düstern Gedanken getrübt wird, daß Roland nicht ein Zeuge dieser Herrlichkeit ist. Dieser, höchst erbittert über Carls Verfahren gegen den jungen Ricciardetto, für den er vergebens um Gnade gebethen hatte, verließ Paris

und Frankreich, und kam bis nach Persien, wo er einen Riesen besiegte, bekehrte und selbst taufte. Da aber in diesem Lande die Todesstrafe über jeden Christen, der einen Muselmann tödtet, verhängt ist, wird er auf Befehl des saracenischen Königs ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Zum Glück entkommt sein Knappe, fliegt nach Frankreich, und benachrichtigt den Rinaldo von der Gefahr seines Vetters. Dieser schreibt sogleich an Carl den Großen, gibt ihm den Thron zurück, versöhnt sich mit ihm, und eilt nach Persien, den Rinaldo zu befreyen. Ihr böses Schicksal fügt es aber, daß sie sich hier nochmahls feindlich begegnen müssen, und erst auf dem Schlachtfelde sich wieder erkennen. Nach ihrer Vereinigung bestehen sie nun eine Menge von Abenteuern, sowohl Heldenthaten als auch Liebschaften, bekriegen und besiegen den Sultan von Babylon u. s. w.

Morgante ist indeß in Frankreich zurückgeblieben, wo er den gottlosen Riesen Margutte trifft, den er, als schon Getaufter, sogleich befragt: ob er Christ oder Heide sey, an Gott oder an Mahomed glaube? worauf dieser ihm antwortet: „Ich glaube an die schwarze Farbe nicht mehr als an die blaue, wohl aber an den Kapaun, an Gekochtes und Gebratenes, manchmahl auch an Butter und Bier, und selbst an den Wein, wenn ich einen habe, ja ich glaube sogar, daß derjenige, der an ihn glaubt, an ihm sein Heil findet. Ich glaube an die Torte und den Kuchen ꝛc."

Nun sagt er eine Reihe aller nur möglichen Laster, die er zu haben sich rühmt, und auch zu behalten gesonnen ist. Dem Morgante gefällt er so sehr, daß er mit ihm eine Reise nach Asien unternimmt. Hier findet aber Margutte, nach mancherley bestandenen Abenteuern, das Ende seines Lasterlebens. Die Art seines Todes ist eben so seltsam als burlesk; denn da er sich eben ganz voll gegessen hat, bemerkt er, daß ihm, während der Befriedigung seines schlemmerischen Heißhungers, die Stiefel gestohlen wurden. Indem er hierüber in ein fürchterliches Wuthgeschrey ausbricht, bemerkt er, daß ein Affe der verwegene Thäter sey. Der listige Dieb macht aber beym An- und

Ausziehen der Stiefel so äußerst komische Geberden, daß der Riese in ein unbändiges Lachen ausbricht, welches immer zunimmt, und endlich so heftig wird, daß er zerberstet.

Morgante findet den Roland bey der Belagerung Babylons, und leistet ihm wichtigen Beystand, indem er, unter vielen andern erstaunungswürdigen Thaten, ganz allein einen Thurm niederreißt, worauf sich die Einwohner sogleich ergeben und den Roland zum Sultan von Babylon ausrufen.

Sehr bald findet Roland sich bewogen, den kaum bestiegenen Thron wieder zu verlassen, indem er aus Frankreich die Nachricht erhält, daß Ganelon von einer schrecklichen alten Zauberinn in einem Gefängnisse eingeschlossen sey. Obschon dieser als bekannter Bösewicht von Allen gehaßt wird, so eilen die Paladine doch sogleich zu seiner Befreyung, weil er ebenfalls Paladin, tapfer und mit Carl dem Großen nahe verwandt ist. Beym Einsteigen in das Schiff verliert Roland seinen treuen Morgante auf eine seltsame Weise, — eine Krabbe beißt ihn in den Fuß. Und so sehen wir zwey Riesen gar wunderbar ums Leben kommen: der Eine lachte sich zu Tode, den Andern tödtet ein kleines See-Insect.

Die Ritter gerathen bey der unternommenen Befreyung Ganelons in die Gefahr, sein eigenes Schicksal zu theilen, und werden nur durch einen guten Zauberer noch gerettet. Endlich treffen sie mit dem befreyten Ganelon in Frankreich wieder ein. Carl der Große, von dem Bösewicht schon so oft betrogen, verzeiht ihm doch wieder, in der Hoffnung, das Alter werde seine Bösartigkeit und seine vormahlige unermüdete Thätigkeit gemindert haben. Aber die schöne Hoffnung ist vergebens. Ganelon erregt dem getäuschten Kaiser neuerdings zwey Feinde. Frankreich wird von zwey Saracenen-Heeren überschwemmt, deren eines von der Amazonen-Fürstinn Antea aus Babylon angeführt wird; an der Spitze des, aus Spanien kommenden, zweyten steht der alte König Marsil. Carl und seine Paladine thun Wunder; Antea und Marsil schließen Frieden und ziehen in ihre Staaten zurück. Der li-

stige Ganelon weiß aber von dem Kaiser die Erlaubniß zu erhalten, den König Marsil, wichtiger Unterhandlungen wegen, nach Spanien begleiten zu dürfen.

Hier begibt sich der König, nach einem so eben geendigten Hoffeste, mit dem Ritter einst in eine einsame Gartenparthie. Am klaren Fluthenspiegel einer von Bäumen umgebenen Quelle lagern sie sich. Der König erzählt ihm hier vieles von seinem früher bestandenen Verhältnisse zu dem Kaiser, beschwert sich bitter über dessen Undank gegen ihn, und schließt endlich mit der Drohung, er wolle ihm seine Krone nehmen, um sie auf Rolands Haupt zu setzen. Während dieser Rede hält der schlaue Ganelon seine Augen unverwandt auf den Wasserspiegel geheftet, um Marsils Gesichtszüge genau zu beobachten, und daraus auf die Wahrhaftigkeit seiner Worte schließen zu können. Marsil, der seiner Seits Ganelons Beginnen wohl bemerkt hat, läßt sich nun mehr heraus, und bekennt endlich ganz offenherzig, daß, wenn es gelänge, den tapfern Roland auf die Seite zu schaffen, er Carl den Großen nicht mehr fürchten, und nicht säumen werde, an ihm Rache zu nehmen. Ganelon gesteht nun gleichfalls seinen Haß gegen den Roland und Olivier, und biethet sich an, nicht nur diese beyden, sondern auch den Kern der ganzen Ritterschaft des Kaisers dem Marsil im Thal von Roncesval in seine Macht zu überliefern. Die dazu nöthigen Mittel werden sogleich verabredet, und beyde schließen einen förmlichen Vertrag ihres schändlichen Vorhabens.

Sogleich erscheinen gräßliche Wunderzeichen am Himmel und auf der Erde: die Sonne verbirgt sich, der Donner rollt, dichter Hagel fällt nieder, und ein fürchterliches Gewitter beginnt zu toben; der Blitz schlägt, dicht neben Ganelon und dem König, in einen Lorberbaum, den er spaltet und zu Asche verbrennt; das Gewässer schäumt in blutrothen Wogen auf, tritt aus seinen Ufern, und verheert die Gegend ringsumher; ein Baum schwitzt Blut. Ganelon läßt sich aber durch alle diese Schreckensscenen in der Ausführung seines Plans nicht irre machen, sondern schreibt an den Kaiser, daß Marsil bereit sey,

sich wieder als seinen Vasallen zu bekennen, und ihm den lange verweigerten Tribut zu entrichten. Der Kaiser müsse jedoch selbst kommen, ihn zu empfangen; nur möge er den Roland und den Olivier mit zwanzig tausend der Auserlesensten seines Heeres voraussenden nach dem Thal Ronceval in den Pyrenäen; er selbst möge in einiger Entfernung hinter diesen zurückbleiben, indem der Saracenen-König ihm mit seinem Tribut bis dahin entgegen ziehen werde. Der leichtgläubige Carl läßt sich bereden, und trifft alle Anstalten zur Reise, während dessen auch Marsil nach Ganelons Plan solche Vorkehrungen trifft, wie der Muth und die übermenschliche Kraft Rolands und seiner Gefährten sie erheischen. Hundert tausend Kriegsleute sollen die Kommenden sogleich angreifen; es steht aber zu erwarten, daß diese Anzahl, ihrer Größe ungeachtet, vielleicht so gänzlich vernichtet wird, daß auch nicht Einer mit dem Leben davon kommt. Darum wird schon ein anderes Heer von zweymahl hundert tausend Krieger in Bereitschaft gehalten; auch von diesen wird eine bedeutende Menge aufgerieben, ja sie werden vielleicht sogar sich zurückziehen müssen. Nun aber rückt ein Heer von dreymahl hundert tausend Mann vor, von dem die noch übrigen Paladine und fränkischen Soldaten vertilgt werden.

Während dieser Vorbereitungen von beyden Seiten befindet sich Rinaldo im Orient. Mangis, ein guter Zauberer, nimmt sich des Kaisers an, indem er die traurigen Folgen seiner Leichtgläubigkeit voraussieht. Er will, daß wenigstens der abwesende Rinaldo mit seinen Brüdern nach Frankreich zurückkehre, wo man seiner so sehr bedarf. Zu diesem Ende befiehlt er dem Astarot, dem gewandtesten und stärksten seiner Geister, sogleich nach Ägypten zu fliegen, wo die Ritter sich so eben befinden, in den Leib des Pferdes Bajard hineinzufahren, und den Ritter, sobald er dieses besteigt, nebst seinem Bruder Ricciardetto, binnen drey Tagen nach dem Thal Ronceval zu bringen.

Nachdem der Dämon mit seinem Meister und Herrn ein

ziemlich breites, theologisches Gespräch über die Dreyeinigkeit, den Sturz der Engel und die heilige Schrift gehalten hat, begibt er sich mit einem andern Dämon auf die Reise. Sie treffen bey Rinaldo und Ricciardetto ein, machen ihnen die Ursache der Sendung bekannt, fahren in ihre beyden Leibpferde, und fliegen mit ihnen durch die Lüfte fort. Nach zwey Monathen kommen sie in die Himmelsgegend über Gibraltar, wo Astarot dem neugierigen Rinaldo eine lange geographische Abhandlung über die Säulen des Herkules und über die Antipoden zum Besten gibt.

Endlich sind sie am Ziel ihrer Luftfahrt, im Thal Ronceval, wo die Dämonen ihre ritterliche Bürde absetzen. Schon hat die Schlacht begonnen. Roland und die übrigen Paladine merken schon, daß man sie hier in ein böses Netz gelockt habe. Entschlossen, als Helden zu sterben, gelingt es ihnen, das erste Kriegsheer zurückzudrängen. In diesem Augenblicke dringen Rinaldo und sein Bruder zu ihnen durch, und alle umarmen sich im Jubel der zärtlichsten Freude des Wiedersehens. Indeß rückt Marsils zweytes Treffen vor, und es wird mit verdoppelter Wuth gekämpft. In diese Schlacht verwebt die Phantasie des Dichters eine besondere Mannigfaltigkeit von großen, rührenden und komischen Scenen. Eine der schönsten unter den rührenden Scenen ist die folgende:

Balduin, der edle Sohn des Verräthers Ganelon, kämpft auf der Seite der Paladine, ohne von dem Verrath seines Vater die geringste Ahnung zu haben. Dieser gab dem Jüngling einen glänzenden Waffenrock mit dem Befehle, denselben stets über der Rüstung zu tragen. Ganelon erhielt diesen Waffenrock vom König Marsil, welcher allen seinen Saracenen den Auftrag ertheilte, des damit Bekleideten im Treffen zu schonen. Roland erfährt, daß Balduin Marsils Waffenrock trage. Der edle Jüngling begegnet ihm, und beklagt sich, er wisse nicht, wie es komme, daß ihm, der Tod finden oder geben wolle, alle Saracenen ausweichen, wo immer er sich zeige. Roland, der an Balduins Unschuld nicht glaubt, ruft ihm zürnend zu, er möge nur den glänzenden Waffenrock ablegen, und er werde sich bald

überzeugen, daß sein Vater Ganelon Carl den Großen und seine Ritterschaft an den König Marsil verrathen habe. Roland läßt den Jüngling zugleich merken, daß er ihn selbst für einen Mitschuldigen am Verbrechen seines Vaters halte. Hochauflodernd erwiedert Balduin: „Hat mein Vater uns durch Verrätherey hierher geführt, und ich entgehe heute dem Tod, so schwöre ich bey Gott, daß ich ihm mit meinem Schwerte das Herz durchstoße. Roland, ich bin kein Verräther! Ich bin dir aus inniger Freundschaft hierher gefolgt, — du wirst es bereuen, mich solchen Frevels beschuldiget zu haben." — Mit diesen Worten reißt er den Waffenrock sich vom Leibe, stürzt mitten in die Feinde hinein, und beginnt ein gräuliches Blutbad; aber bald wird seine Brust von zwey Lanzen durchbohrt, und er ist dem Tode nahe. Da begegnet ihm Roland im Handgemenge nochmahl. „Nun bin ich kein Verräther!" ruft der edle Jüngling, und stirbt.

Ein komisches Gegenstück zu dieser rührenden Scene liefern die zwey Dämonen, welche die Luftfahrt des Rinaldo und seines Bruders besorgten. Nicht ferne von Ronceval steht eine verlassene Capelle. Sie lagern sich hier im Hinterhalt, um die Seelen der, von den fränkischen Rittern getödteten Saracenen aufzufangen, wobey sie denn auch vollauf zu thun finden. Der Dichter schildert mit origineller, echtkomischer Kraft die mühsame Geschäftigkeit der Beyden, und Lucifers grimassirte Freude auf seinem höllischen Thron über die reiche Beute, welche dieser Tag der Hölle liefert. Aber auch im Himmel wird die Aufnahme der Christenseelen mit Wonne gefeyert. Der heilige Petrus ist schon ganz matt und entkräftet vom unaufhörlichen Öffnen der Himmelspforte zum Einlaß all der Menge von Seelen; der Schweiß träuft ihm von Bart und Haupthaar.

Ein ernsthaftes Gemählde liefert dagegen Roland's Tod. Schon ist der größte Theil der fränkischen Ritter und Soldaten umgekommen; nur eine kleine Zahl ist noch übrig, die keinen Fußbreit weicht, und ihr Leben theuer verkauft. Roland, ganz erschöpft von Durst und Kampfarbeit, schleppt sich müh-

sam zu einer nahen Quelle, sein Pferd mit sich führend, das im Augenblicke verscheidet, da sie beym ersehnten Wasser ankommen. Roland, der selbst schon sein annäherndes Ende fühlt, nimmt von seinem alten Kriegsgefährten schmerzlichen Abschied. Vergebens sucht er sein Schwert durch mehrere, auf die Felsen geführte Streiche zu zertrümmern, — Felsen zersplittern, aber sein gutes Schwert Durandal bleibt unverletzt.

Indessen haben Rinaldo, Ricciardetto und Turpin, von der ganzen christlichen Ritterschaft allein noch übrig, ihre letzten Kräfte zusammengerafft, die Feinde aus dem Thal von Ronceval hinausgetrieben, und sie selbst eine Strecke weit in die Gebirge verfolgt. Bey ihrer Rückkehr kommen sie an die Quelle, wo Roland sich befindet. Er umarmt sie zärtlich, und sagt ihnen, daß seine letzte Stunde gekommen sey. Turpin, der ritterliche Bischof, bereitet ihn zum Tode durch Beichte und Absolution. Der Erzengel Gabriel erscheint ihm, und spricht lange zu ihm. Rinaldo, Ricciardetto und Turpin umstehen gebeugt den Sterbenden. Endlich erhebt sich Roland, stoßt die Spitze seines einst so gefürchteten Schwertes in die Erde, umarmt den Griff desselben, der die Gestalt eines Kreuzes hat, drückt ihn an die Brust, blickt zum Himmel empor, und stirbt.

Indeß ist Carl der Große an dem, vom König Marsil bestimmten Orte angekommen, wo er Ganelons Verrätherey, und den Verlust seiner tapfersten Ritter und Soldaten erfährt. Des Kaisers Thränen fallen auf das vom Blut seiner Edeln benetzte Schlachtfeld. Er umarmt die Leiche seines geliebten Roland, die sich höchst wunderbar wieder belebt, um das Schwert Durandal in seine Hände zu geben, mit dem der Kaiser nun die Saracenen angreift, und schlägt. Er bemächtigt sich sogar der Veste Sarogossa, nimmt den König Marsil, welcher sich dahin geflüchtet hat, gefangen, und läßt ihn wie einen gemeinen Verbrecher an den Baum aufhängen, der an jener Quelle steht, bey welcher Marsil mit dem nichtswürdigen Ganelon den schändlichen Verrath beschlossen, und besprochen hatte. Ganelon selbst wird auf einem Gerüste der Wuth und den Beschimpfungen des

Volkes und der Soldaten ausgesetzt, mit glühenden Zangen gekneipt, und endlich geviertheilt. Die Leichen der vierzehn Paladine werden einbalsamirt und mit allen, ihrem Rang und Ruhm gebührenden Ehrenbezeigungen zur feyerlichen Bestattung in ihre Besitzungen und Burgen gebracht.

So weit führte Pulci sein Werk. Einige Zeit nach dessen Tod übernahm ein blinder, von Noth und Elend gedrückter Dichter eine Art von Fortsetzung dieses Gedichts, unter dem Titel: Das Buch der Waffen und der Liebe des Mambrino. Der Dichter hieß eigentlich Francesco Bello, wird aber gewöhnlich Francesco, der Blinde von Ferrara, genannt. Das Gedicht soll nicht ganz ohne Schönheiten seyn, die aber von einer größeren Menge von Plattheiten und Absurditäten zu sehr verdeckt werden. Zur Begünstigung des Dichters wird bemerkt, daß er es in der Absicht geschrieben habe, seine unglückliche Lage sich dadurch zu erleichtern, und den Herzog Gonzaga von Mantua durch seine Scherze und närrischen Possen zu erheitern.

Lodovico Arioſto, (geboren zu Reggio, im Jahr 1474; geſtorben 1533).

Biographiſche Skizze.

Lodovico Arioſto, ſpäterhin von den Italienern mit dem Beynahmen: der Göttliche, belegt, war der Sohn des Gouverneurs von Reggio, einer Stadt im Gebiethe des Herzogs von Ferrara. Vergebens both sein Vater Alles auf, ihn zum Rechtsgelehrten zu bilden; sein Hang zur Poesie war mächtiger als alle ihm gezeigten Vorzüge und Vortheile der Themis. Endlich erhielt er die Erlaubniß, sich ganz der schönen Literatur zu widmen, worauf er sich bald nach Rom begab. Hier machte er sich zuerst durch zwey Luſtſpiele bekannt, das eine, die Pächterinn (la Cassaria), das andere, die Unterschobenen (I Suppositi) betitelt. Beyde sind ganz nach dem Muster und den Regeln des Plautus und Terenz gearbeitet. Bald nachher

erschienen auch Sonette und Canzonen voll petrarchischer Liebesschwärmerey und Zartheit.

Der Tod seines Vaters im Jahre 1500, nöthigte ihn, Rom zu verlassen, und nach Ferrara zurückzukehren, weil sein Erbtheil zu klein war, um ihm ein unabhängiges Loos zu sichern. So trat er denn in die Dienste des Cardinals Hyppolit von Este, eines Bruders des Herzogs von Ferrara, Alphons des Ersten.

Ariost blieb zwar durch siebzehn Jahre in diesem Geschäftskreise, begleitete den Cardinal auf mehreren Reisen, und ward mit gutem Erfolge zu verschiedenen wichtigen Unterhandlungen verwendet; dessen ungeachtet aber scheinen beyde an einander nicht besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben, da die Verschiedenheit ihrer Denkart und ihres ganzen Strebens zu groß war. Der Cardinal hielt die Dichtkunst für ein unterhaltendes Possenspiel, Ariost aber konnte seinen Widerwillen gegen das Geschäftswesen nur mit Mühe überwinden.

Im Jahre 1505 endlich begann Ariost sein unsterbliches Heldengedicht, den rasenden Roland, welches in einem Zeitraum von eilf Jahren auch vollendet wurde, so daß im Jahre 1516 die erste Ausgabe desselben erschien. Obschon es gleich anfangs ungetheilten Beyfall fand, so konnte doch der Cardinal dem Werke keinen Geschmack abgewinnen. Im Jahre 1517 trennte sich Ariost von ihm, und trat bald nachher in die Dienste seines Bruders, des Herzogs Alphons. Aber auch hier wurde er noch längere Zeit zu politischen Geschäften verwendet, die mit seinen Neigungen wenig harmonirten. Sein Mißmuth ergoß sich in den Satyren, welche er in dieser Zeit schrieb.

Endlich fand sich für ihn ein homogenerer Wirkungskreis, da in Ferrara das schöne neue Schauspielhaus erbaut wurde. Ariost erhielt von dem Herzog den Auftrag, nicht nur den Plan des Gebäudes zu entwerfen, sondern auch den Bau und die Vorstellungen selbst zu leiten. Nun befand sich der Dichter in seinem Element. Er schrieb selbst noch mehrere Lustspiele,

die, sowohl als seine früheren, mit vielem Beyfall aufgeführt wurden. Fürsten und Herren vom ersten Range trugen kein Bedenken, Rollen in denselben zu übernehmen. In dieser glücklichsten Periode seines Lebens übersetzte er mehrere Lustspiele aus dem Lateinischen des Plautus und Terenz, auch einige französische und spanische Ritterromane ins Italienische, und besorgte eine neue Ausgabe seines romantischen Heldengedichts. Dessen ungeachtet aber blieben seine Einkünfte bis an das Ende seiner Tage sehr beschränkt. Er starb zu Ferrara am 6. Juny 1533. Der Anekdote, daß Kaiser Carl V. ihn noch in diesem Jahre zu Mantua eigenhändig mit dem Lorber gekrönt habe, fehlt es an hinreichender historischer Beglaubigung.

Sein Bruder Gabriel und sein Sohn Virginio errichteten ihm bald nach seinem Tode ein Denkmahl. Vierzig Jahre später ließ ihm ein ferrarischer Edelmann, Nahmens Agostino Mosti, ein prächtiges Monument setzen, zu welchem Ende aber die Asche des Dichters ihre erste Ruhestätte verlassen mußte. Im Jahre 1612 endlich mußte sie nochmahl wandern, in das noch schönere Grabmahl, welches ihm sein Urenkel Ludovico auf einer andern Stelle errichten ließ *).

*) Von Ariosts Charakter und Persönlichkeit berichten uns seine Biographen folgende Eigenheiten und Züge: Schöne Gestalt, regelmäßige Gesichtszüge, offene, geistreiche Physiognomie, hoher, kräftiger Wuchs. Sein Betragen war im Allgemeinen etwas kalt — höflich und zurückhaltend; im gesellschaftlichen Zirkel aber zeigte er sich freymüthig und liebenswürdig in hohem Grade. Sein reicher Witz ergoß eine Fülle von guten Einfällen. Dabey war der Stolz ihm ganz fremd. Hatte er einen Gesang seiner Epopee geendigt, so las er ihn sogleich seinen Freunden und andern Gebildeten vor, und benützte jedes gegründete Urtheil eines vernünftigen Tadels mit gewissenhafter Sorgfalt. Der Einsamkeit vorzüglich hold, liebte er ungestörte Spaziergänge und die Gartenpflege. Seine Lectüre beschränkte er auf wenige, aber auserlesene Werke. Virgil, Horaz, Catull und Tibull waren seine besondern Lieblinge. Das Studium der Geschichte und Geographie trieb er eifrig, sobald er den Entschluß gefaßt hatte, sein Heldengedicht zu schreiben. Er arbeitete an demselben nie

Plan des Heldengedichts:
Der rasende Roland.

Roland und Rinaldo, beyde entbrannt für die schöne Angelica, sind in Streit gerathen. Carl der Große, der die tapfern Ritter zu der nahen Schlacht dringend benöthigt, übergibt jene gefährliche Schöne der Obhut des alten Herzogs von Bayern, und verspricht sie demjenigen der beyden Nebenbuhler zur Belohnung, welcher sich in der Schlacht durch die größten Heldenthaten auszeichnen werde. Die Schlacht endet aber zum Nachtheil des christlichen Heeres; allgemeine Verwirrung entsteht, und der Herzog von Bayern geräth in feindliche Gefangenschaft. Angelica benützt diese Gelegenheit, und entflieht in einen, dem Schlachtfelde nahe liegenden Wald, wo sie dem Rinaldo begegnet, der sein Pferd Bajard sucht. Unglücklicher Weise hatte aber Angelica früher vom Quell des Hasses getrunken, Rinaldo vom Quell der Liebe. So leidenschaftlich daher dieser sich der Schönen nähert, eben so hastig flieht sie vor ihm, und ruht nicht, bis sie an das Ufer eines Flusses gekommen ist. Hier findet sie den Saracenen Ferragu, dem der Helm, indem er damit Wasser schöpfen wollte, in den Fluß gefallen war. In diesem Geschäfte stört ihn das Angstgeschrey der vor dem nachfolgenden Rinaldo fliehenden Angelica. Ferragu wirft sich sogleich dem Rinaldo entgegen, und ein schwe-

viel auf einmahl, sondern mit Anstrengung und mühsamer Ausfeilung. Einen ganz eigenen Hang hatte er zum Bauen, und da dieser ihn wenig befriedigen konnte, beschäftigte er sich wenigstens mit fortwährenden Änderungen in seinem Hause. Er bedauerte, daß er dieses nicht eben so leicht und mit so wenigen Kosten, als seine Verse verändern könne. Dem weiblichen Geschlechte soll er hold gewesen seyn; über die einzelnen Gegenstände seiner Zärtlichkeit ist nichts Zuverlässiges und Bestimmtes bekannt geworden. Den besten Aufschluß hierüber mag man wohl darin finden, daß Ariost auf seinem Schreibzeuge von Bronce einen Amor vor sich hatte, welcher, den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund haltend, Stillschweigen zu gebiethen schien.

rer Kampf beginnt, während dessen die schlaue Schöne abermahls entflieht. Endlich gewahren die beyden Ritter, daß sie die Betrogenen sind, stehen vom Kampfe ab, besteigen das Roß des Ferragu, und geben sich das Wort, den Kampf erst dann zu beendigen, wenn sie die Entflohene gefunden haben würden. Hier folgt des Dichters schöner Ausruf:

O jener alten Ritter große Güte!
Sie waren Nebenbuhler, Glaubensfeind',
Und von den rauhen, bittern Streichen glühte
Ihr ganzer Leib, durch manchen Hieb gebraunt;
Und doch, ohn' allen Argwohn im Gemüthe,
Im dunkeln Walde ritten sie vereint.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Eine Weg in Zwey sich theilte. —

In der Ungewißheit, welchen Weg Angelica genommen habe, trennen sich hier die beyden Ritter. Rinaldo geht tiefer in den Wald; Ferragu kommt an das Ufer des Flusses zurück, an dem er sich vorher befand, und sucht mit einem langen Baumstamme den hineingefallenen Helm. Plötzlich erscheint ihm der Schatten des Argalia, des Bruders der Angelica, welchen er vor Kurzem getödtet und in den Fluß geworfen hatte. Er hält den Helm in der Hand, welchen ihm der Heide in drey Tagen zurückzustellen versprochen hatte, macht ihm Vorwürfe über das nicht erfüllte Versprechen, und verschwindet.

Angelica setzt indeß ihre scheue Flucht rastlos fort:

Sie flieht auf wilden, menschenleeren Wegen,
Durch finstrer Wälder grauenvolle Nacht.
Wenn nur der Zweige, wenn des Laub's Bewegen
Die Eichen, Ulmen, Buchen rascheln macht,
Wird sie durch schnelle Furcht aus ihren Stegen,
Bald hie, bald dort, auf fremde Bahn gebracht.
Bey jedem Schatten auf den Höh'n, in Gründen,
Glaubt sie Rinald' im Rücken sich zu finden.

* * *

Wie wenn das Reh die Mutter auf den Auen,
Wo es geboren ward, durch's Laub erblickt,

Gepackt vom Leopard mit scharfen Klauen,
Der ihr die Brust, die Seiten ihr zerstückt;
Und zitternd dann vor Angst und bangem Grauen
Dem Wüthrich sich durch schnelle Flucht entrückt,
Und ob's nur einen Zweig im Flieh'n berühre,
Sich schon im Rachen glaubt dem wilden Thiere.

* * *

Den Tag, die Nacht, die Hälfte noch der Stunden
Des andern Tag's irrt sie umher im Hain,
Bis sie zuletzt sich ein Gebüsch gefunden,
Wo frische Lüfte Kühlung mild verstreu'n.
Von klaren Bächen wird es rings umwunden,
Die immerfort das zarte Gras erneu'n,
Und, sanft gebrochen zwischen kleinen Kieseln,
Ergetzt mit süßem Laut ihr lindes Rieseln.

* * *

Hier glaubt sie vom Rinald' durch viele Meilen
Sich schon getrennt und ganz in Sicherheit.
Matt durch die Hitze, durch ihr schnelles Eilen,
Beschließt sie hier zu ruhen eine Zeit,
Steigt unter Blumen ab, und läßt derweilen
Ihr Roß zur Weide geh'n, vom Zaum befreyt.
Es geht, um an der klaren Fluth zu grasen,
Wo rings der Strand sich deckt mit frischem Rasen.

* * *

Und sieh, von blüh'nden Dorn- und Rosensträuchen
Zeigt ihr ein nah' Gebüsch sein stilles Dach;
Vor Sonnengluth geschützt von hohen Eichen,
Bespiegelt sich's im silberhellen Bach.
Da wo die Bäum' am meisten Schatten reichen,
Wölbt innen sich ein kühles Laubgemach;
Und wie die Zweig' und Blätter sich verschlingen,
Kann sie kein Blick, der Sonne selbst, durchdringen.

* * *

Ein Rasenbett in des Gebüsches Mitte
Lädt ein zur Ruh' in diesem Aufenthalt.
Die Schöne tritt hinein mit leisem Schritte,
Und legt sich nieder und entschlummert bald.

Allein sie lag nicht lang' in dieser Hütte,
Als es wie Hufschlag ihr zu Ohren schallt.
Sie eilt, sich still vom Lager aufzuraffen,
Und sieht am Ufer einen Mann in Waffen.

Dieser Mann ist Sacripant, König von Circassien, welcher, gleichfalls von Liebe zur schönen Angelica glühend, ihr vom Orient suchend ins Abendland nachgefolgt war. Er glaubt jetzt allein zu seyn, und führt bittere Klage über sein Schicksal. Angelica glaubt ihn in ihrer gegenwärtigen bangen Lage, besonders als Beschützer gegen die Verfolgung des Rinaldo, gut benützen zu können:

„Und aus dem Dunkel tritt die Hehre
Auf einmahl hold und herrlich vor den Freund;
Wie oft Diana, oder wie Cythere
Aus Grott' und Wäldern auf der Bühn' erscheint."

Sacripant eilt ihr, vom zärtlichsten Gefühl entzündet, entgegen; die Schöne erzählt ihm Alles, was sich, seit ihrer Entfernung von ihm, mit ihr zugetragen. Ihr liebevolles Benehmen macht aber den König kühner, als sie es dachte. Und er faßt bald den Entschluß:

„Ich will die frische Morgenrose pflücken,
Denn durch Verzug verliert sie ihre Zeit." —
„Doch während er sich rüstet
Zum süßen Sturm, tönt ein gewalt'ger Schall
Vom Walde her, weßhalb er, sehr entrüstet,
Ablassen muß von seinem Überfall." —
„Sieht aus der Waldung einen Ritter kommen,
Der aussieht wie ein kecker, rüst'ger Mann.
Von weißen Federn ist sein Helm umschwommen,
Und ein Gewand, ganz schneeweiß, hat er an." —

Augenblicklich fallen beyde Ritter sich mit Wuth an:

„Nie fahren Löw' und Stier mit solchem Toben
Im Sprunge zu, und stoßen sich so wild,
Als diese beyden jetzt, die Lanz' erhoben,
Losrannten und durchbohrten Schild und Schild.

Von unten bebten nun beym Stoß bis oben
Die nackten Höh'n, das grüne Thalgefild'
Gut, daß die Panzer derb und tüchtig waren,
Sonst hätt' ihr Speer gewiß die Brust durchfahren."

Sacripant wird von dem fremden Ritter aus dem Sattel gehoben:

„So wie der Pflüger nach vergang'nem Wetter
Vom Boden sich erhebt, wohin, erschreckt,
Des lauten Donners gräßliches Geschmetter
Ihn bey erschlag'nen Stieren hingestreckt,
Und nun den Baum sieht ohne Kron' und Blätter,
Den er vordem von weitem schon entdeckt:
So stand nun auf der abgeworfne Heide;
Angelica sah zu dem harten Leide." —

Angelica tröstet den Verunglückten, den bald noch tiefere Scham ergreift, als wenige Augenblicke, nachdem der Unbekannte davon gesprengt war, ein — ihn suchender Bothe erscheint, welcher dem Sacripant über den fremden Sieger nun den Aufschluß gibt, mit den Worten:

„Erfahre denn: Es streckte deine Glieder
Des schönsten Fräuleins hohe Kraft darnieder.
Groß ist ihr Muth, doch größer ihre Schöne;
Auch berg' ich nicht, wie die Berühmte heißt.
Denn Bradamante, sag' ich dir, war jene,
Die allen Ruhm auf Erden dir entreißt." —

Ohne ein Wort zu sprechen, besteigt Sacripant das Roß, setzt die Schöne hinter sich, und reitet davon. Auf ihrem Wege begegnet ihnen Bajard, Rinaldo's Pferd. Vergebens bemüht sich Sacripant, es zu fangen; es entreißt sich ihm mit wildem Hufschlage, worauf es sich sanft und freundlich dem Fräulein nähert, und wie ein Lamm ihren Winken gehorcht. In diesem Augenblicke aber sieht sie den Rinaldo zu Fuße kommen. Voll Begierde, dem Gehaßten durch die schnellste Flucht zu entge-

hen, beschwört sie den Sacripant, mit ihr fortzueilen. Rinaldo erscheint aber, noch ehe sie ihr Vorhaben ausführen können.

Ein neuer Kampf beginnt:

„Wie manchmahl wir zwey beiß'ge Hund erblicken,
Die sich voll Neid und Haß einander nah'n,
Mit feuerrothem Aug' und scheelen Blicken,
Mit rauhem Knurren und gefletschtem Zahn;
Dann fallen sie mit hochgesträubtem Rücken
Voll glüh'nder Wuth den Feind mit Bissen an:
So kamen der von Clermont und der Heide
Vom Schrey'n und Schimpfen endlich zu der Schneide.

Während dieses Kampfes hat Angelica, nach ihrer vielbeliebten und geübten Methode, gleichfalls wieder die Flucht ergriffen, und begegnet im Walde einem alten, in der Schwarzkunst wohlerfahrenen Eremiten, dem sie ihre Absicht entdeckt, daß sie Frankreich verlassen wolle, um Rinaldo's Verfolgungen zu entgehen. Der Alte sendet einen Dämon zu den zwey kämpfenden Rittern, welcher ihnen die lügenhafte Nachricht bringt, Angelica habe den Roland gefunden, und sey mit ihm nach Paris gezogen. Sogleich eilt auch Rinaldo dahin, und trifft daselbst gerade zur Zeit ein, da Carl der Große eine Schlacht gegen den König Agramant verloren hat, und den Rest seines Heeres versammelt, um eine Belagerung auszuhalten. Rinaldo, kaum angekommen, wird von dem bedrängten Kaiser nach England abgeschickt, um dort Hülfstruppen zu verlangen.

Indeß war Bradamante, nachdem sie den Sacripant aus dem Sattel gehoben, einzig damit beschäftigt, ihren geliebten Rüdiger aufzusuchen. Sie begegnet aber dem bösen und falschen Pinabel, welcher auf ihr Verderben sinnt und sie in eine steile Gebirgsgegend lockt, wo er sie in eine tiefe Höhle hinabstürzt. Bradamante findet aber nicht, wie der Bösewicht es wollte, hier ihren Tod; sie erhohlt sich bald von der Betäubung, entdeckt eine unterirdische Halle, und in dieser das leuchtende Grab des Zauberers Merlin. Melissa, eine wohlthätige Zauberinn,

enthüllt ihr die Zukunft, und läßt sie die Erscheinung aller Helden des Hauses Este schauen, die herrliche Nachkommenschaft, welche aus ihrer Verbindung mit Rüdiger hervorgehen soll. Und da dieser Jüngling sich gegenwärtig noch in der magischen Burg des weisen Zauberers Atlas befindet, lehrt sie Bradamanten die Mittel zu seiner Befreyung.

Atlas befindet sich im Besitz des Hippogryph, eines geflügelten Pferdes, und eines Schildes von so blendendem Glanz,

— — — daß jeder Blindheit leidet,
Der ihn erblickt, sobald er ihn enthüllt.
Er fällt gleich einem Leichnam ohne Leben,
Ganz der Gewalt des Zaub'rers hingegeben.

Es gibt nur ein Mittel zur Entkräftung dieses Zaubers, — nähmlich denjenigen Ring, welcher einst der schönen Angelica gehörte, ihr aber von Brunell, dem König von Tingitan, entwendet wurde, der ihn nun am Finger trägt, und sich gerade auf dem Wege nach der von Geistern aus Stahl erbauten Zauberburg befindet, um den Rüdiger zu befreyen, und ihn sodann dem König Agramant auszuliefern. Melissa benachrichtiget Bradamanten von diesem Vorhaben, und räth ihr, den Brunell zu tödten, und den geliebten Rüdiger mit Beyhülfe des Ringes für sich selbst zu befreyen.

Bradamante begibt sich sogleich auf den Weg, und trifft mit Brunell zusammen, der sich ihr sogleich selbst zum Führer nach der Zauberburg anbiethet. Nach vielen Beschwerden kommen sie endlich in die wilde Gebirgsgegend, wo die Burg auf einem himmelhohen Felsen steht.

„Behauen war der Fels von allen Ecken,
Und so gerad', als wär' er's nach dem Bley;
Auch war nicht Pfad noch Treppe zu entdecken,
Auf welchen nur hinanzukommen sey.
Es müsse wohl ein Thier mit Flügeln hecken
In diesem Nest, fiel jedem leichtlich bey.
Hier sah die Jungfrau ein, jetzt sey's vonnöthen,
Den Ring zu nehmen, und Brunell'n zu tödten."

Doch scheint's ihr feig, daß sie um's Leben bringe
Den unbewehrten schlechtgebornen Mann,
Da sie sich wohl zu jenem kostbar'n Ringe
Auch ohne seinen Tod verhelfen kann.
Brunell war nicht gewärtig solcher Dinge;
Sie aber faßt und bindet ihn sodann
An eine Tanne mit erhab'nem Haupte,
Nachdem zuvor sie ihn des Rings beraubte.

Nun schreitet sie muthig ans Zauberschloß, stoßt in ihr Horn, und fordert den Zauberer zum Kampfe heraus. Dieser erscheint sogleich auf seinem Flügelpferde. Die Jungfrau faßt noch mehr Muth, da sie ihren Feind ganz unbewehrt erscheinen sieht:

„Er trägt ja weder Keule, Speer noch Degen,
Die irgend nur dem Panzer schaden mögen.
Zur Linken hatt' er nur des Schildes Schwere,
Den er verhüllt mit rother Seide trug;
Ein Zauberbuch war seiner Rechte Wehre,
Mit diesem macht' er Wunderspiel genug.
Oft schien er anzurennen mit dem Speere,
Daß Mancher schon die Augen niederschlug;
Oft, traf er, schien's, mit Degen oder Keule,
Und war weit fern, und machte keine Beule.

Bey Bradamanten that aber dieses Blendwerk, weil der Ring sie vor allem Trug bewahrte, keine Wirkung. Der Zauberer entblößt zwar den blinkenden Schild, aber vergebens; die ritterliche Dame schließt die Augen und wirft sich zur Erde, als läge sie ganz betäubt, damit Atlas herabkomme, sich ihrer zu bemächtigen. Ihre List gelingt. Schon eilt er herab, sie mit einer Kette zu umwinden; aber in diesem Augenblicke erhebt sich Bradamante, reißt den Alten zu Boden, und ist schon im Begriff, ihm den Kopf mit dem Schwerte zu spalten, doch seine ehrwürdige Gestalt mit dem traurigen Antlitz erweckt ihr Mitleid plötzlich so sehr, daß der Gedanke, ihn zu

tödten, sie ganz verläßt. Nun entdeckt ihr der Greis die wahre Absicht und Ursache seines Unternehmens:

„Aus böser Absicht ist es nicht geschehen,
(Der Zaubrer sprach's mit heißer Thränenfluth),
Daß ich die Burg erbaut auf diesen Höhen;
Noch treibt zum Raub mich Gier nach fremdem Gut.
Ein holder Ritter sollte nur entgehen
Dem letzten Schritt durch meiner Liebe Hut,
Der bald, wie mir die Himmlischen verkünden,
Soll durch Verrath, als Christ, sein Ende finden.

* * *

Nur darum ließ ich diese Burg erbauen,
In Sicherheit dort Rüd'gern hinzuzieh'n;
Denn wie ich heut gefangen dich zu schauen
Gleichfalls gehofft, so fing ich ehmahls ihn.
Dort finden sich der Ritter viel und Frauen,
Und andres Edelvolk, durch mein Bemüh'n:
Damit, wenn ich die Freyheit ihm verschließe,
Dieß in Gesellschaft minder ihn verdrieße."

Bradamante schenkt dem Greis das Leben, und er muß sie, mit seiner eigenen Kette umwunden, in das Innere der Stahlburg führen. Diese aber verschwindet nun plötzlich, und eine leere öde Felsenwand steht da. Die gefangenen Ritter und Frauen, aus ihren ehemahligen Prunkgemächern ins freye Feld versetzt, treten ihr entgegen, endlich auch der geliebte Rüdiger, erfüllt mit dem dankbarsten Entzücken für seine schöne Retterinn. Vereinigt gehen sie in das Thal. Rüdiger besteigt das Flügelpferd, welches in diesem Augenblicke mit ihm zum Himmel emporfliegt, und die Jungfrau, jammernd über den kaum gefundenen und schon wieder verlornen Jüngling, in Thränen zurückläßt. Dieß war das Werk des alten Atlas, der, stets erfüllt von zärtlichem Bemühen, die Todesgefahr von Rüdigern abzuwenden, ihn durch das Flügelpferd nun aus Europa zu entfernen sucht.

Der Dichter verläßt nun die betrübte Schöne und den

Luftfahrer, und führt uns auf das Meer zu Rinalden, der von einem Sturme nach Schottland verschlagen wird. Bey der Durchirrung eines großen Waldes kommt er in eine Abtey, und wird von den Mönchen gastfreundlich aufgenommen. Auf seine Frage: ob es denn hier keine Abenteuer zu bestehen gebe? erzählen ihm die Mönche, daß sich ihm so eben die schönste Gelegenheit anbiethe, die schottische Königstochter Ginevra von Schmach und Tod zu befreyen, indem Lurcan, einer der ersten Barone des Reiches, sie bey dem König angeklagt habe, sie hätte Nachts einen Ritter zu sich auf den Balcon steigen lassen. Nach den Gesetzen des Landes muß sie den Feuertod sterben, wenn nicht binnen einem Monath sich ein Ritter findet, der für ihre Unschuld und Ehre kämpft. Der König habe demjenigen, der ihre Vertheidigung übernehmen wolle, die Hand der schönen Tochter selbst zum Lohne bestimmt.

Rinaldo begibt sich, von einem Waffenknecht aus der Abtey begleitet, sogleich auf den Weg. In einem Walde schlägt ein Angstgeschrey an ihr Ohr; sie eilen dem Schalle zu, und erblicken ein reizendes Mädchen, von zwey Räubern angefallen. Beyde ergreifen die Flucht; Rinaldo, um sich nicht zu verweilen, hebt das Mädchen zu sich auf das Pferd, und befragt sie um ihr trauriges Schicksal. Aus ihrer Erzählung erfährt er, daß sie von Jugend auf im Dienste der Prinzessinn Ginevra war, und Dalinda heißt. Durch sie kam eigentlich Ginevra in jenes Unglück. Dalinda liebte den Herzog von Albanien, und erlaubte ihm nächtliche Besuche, wozu sie die Gemächer der Königstochter wählte. Bald aber entdeckte sie, daß der Herzog ihr nur Liebe heuchle, im Ernste aber von heftiger Leidenschaft für die Prinzessinn brenne. Die unglückliche Zofe muß ihm sogar noch Beystand leisten, wozu er sie um so leichter bewegt, indem er ihr vorstellt, daß er die Prinzessinn nicht wirklich liebe, sondern nur ihr rechtmäßiger Gatte werden wolle, und daß Dalinde dann auf seine ganze Dankbarkeit rechnen könne. Diese thut nun zwar Alles, was in ihren Kräften steht, um die Prinzessinn dem Herzog gewogen zu machen; allein alle

Mühe ist vergebens, da Ginevra schon einen Andern liebt, — den Ritter Ariodant, der einer der ersten Reichsbarone, und ein Wunder von Muth und Tapferkeit ist.

Da der Herzog sich nun aller Hoffnung beraubt sieht, empört sich sein beleidigter Stolz, und seine verschmähte Liebe verwandelt sich in glühenden Haß. Sein ganzes Trachten geht jetzt nur dahin, Ginevren in solche Schmach zu bringen, von welcher weder Tod noch Leben sie befreyen können. Er beredet Dalinden, bey ihren nächsten nächtlichen Zusammenkünften auf dem Altan sich mit den Kleidern und dem Geschmeide der Prinzessinn zu schmücken. Nun vertraut er dem Ariodant, gleichsam als ein Geheimniß, zu dessen Mittheilung Ehre und Freundespflicht ihn dränge, daß er selbst der von Ginevren Begünstigte, Ariodant aber nur durch Liebesheucheley und schöne Worte von ihr betrogen werde. Da Ariodant dem Lästerer aber nicht glauben will, erbiethet dieser sich, den Beweis durch die That zu führen; Ariodant möge nächtlicher Weile vor dem Altan der Prinzessinn erscheinen, und sich dann selbst überzeugen. Es geschieht. Ariodant nimmt aber, aus Furcht vor heimlichem Verrath, seinen Bruder Lurcan mit sich, doch ohne ihm das eigentliche Geheimniß bekannt zu machen. Dieser soll sich zwar in beträchtlicher Entfernung von dem Schauplatze der Verrätherey halten, ist aber, aus Besorgniß einer Gefahr, dem Bruder bis in die Nähe weniger Schritte heimlich nachgegangen. Dalinde, der Prinzessinn an Wuchs und Geberden ähnlich, erscheint nun, vom hellen Mondesglanz beleuchtet, in Ginevrens Kleidern. Der Herzog kommt, und steigt über die Strickleiter auf den Altan, liebkoset Dalinden, und wird von ihr geliebkoset. Der getäuschte Ariodant geräth in Verzweiflung, und will sich mit dem eigenen Schwerte die Brust durchbohren. In diesem Augenblicke eilt Lurcan hinzu, und hält ihn vom Selbstmorde ab. Ariodant läßt zwar für dieses Mahl ab, aber der Vorsatz, zu sterben, bleibt dennoch in ihm. Als kaum die Nacht verschwunden ist, eilt er fort, und niemand weiß, wohin. Nach einigen Tagen bringt ein Wanderer die Nachricht, er

habe sich von einem hohen Fels in's Meer gestürzt. Der Hof und das ganze Land betrauert seinen Tod, mehr als Alle noch Lurcan, der ihn zu rächen beschließt:

Er tritt zum König, und spricht vor einer zahlreichen Versammlung:

„Vernimm, o Herr! daß meines Bruders Leben
Geendigt ist durch einen Tod voll Schmach,
Ist einzig deiner Tochter Schuld zu geben;
Der Gram um sie war's, der das Herz ihm brach;
Daß er sie unkeusch einst gesehn, dieß machte,
Daß er vom Leben sich zum Tode brachte.

* * *

Er liebte sie, und weil sein ganz Verlangen
Rein war und edel, so entdeck' ich's gern;
Er hoffte sie zur Gattinn zu erlangen
Durch Treu' und Tapferkeit für seinen Herrn.
Allein, indeß der Arme sich am Prangen,
Am Duft der Blätter sich ergetzt von fern,
So raubt ein And'rer, ihm im Angesichte,
Die aufgesparten, heiß ersehnten Früchte.

Vergebens macht der König bekannt, welchen Lohn er dem Vertheidiger der Ehre seiner Tochter bestimme. Ein Monath ist beynahe vergangen, und keiner findet sich, der es wage sich im Kampfe gegen den furchtbaren Lurcan zu stellen. Indeß fing der Herzog zu zweifeln an, ob Dalinde ihm so ganz ergeben sey, und gerieth auf den Verdacht, sie möchte vielleicht doch seinen schändlichen Trug offenbaren. Er macht das Mädchen glauben, er wolle sie auf seine Burg senden, um sie vor des Königs Zorn zu sichern; diejenigen aber, die er zu ihren Führern bestimmt, haben den Auftrag, sie zu tödten. Rinaldo befreyt sie aber aus den Händen der beyden Mörder. Dieser übernimmt nun Ginevra's Vertheidigung desto muthiger, da die Unschuld der Prinzessinn und die abscheuliche Verleumdung derselben durch Dalindens Erzählung ihm so klar geworden ist. Er klagt den Herzog öffentlich an, fordert ihn zum Kampfe, und tödtet den Verräther, der nun sterbend Alles bekennt.

Diese Begebenheit führt den Dichter zu der Strophe voll hohem Pathos:

„Unselig, wer, schlecht handelnd, sein Verbrechen
Auf immerdar in Nacht verborgen denkt!
Denn schweigt auch Alles: rings die Lüfte sprechen,
Die Erde selbst, in die er's eingesenkt.
Und Gott, verschob er lang auch, sich zu rächen,
Macht, daß die Unthat oft den Thäter lenkt,
Und daß er selbst, ob keiner auch ihn frage,
Höchst unversehn'er Weise sich verklage."—

* * *

„So glaubt' auch Polineß *) von jeder Seite
Zu bergen sein Vergeh'n auf immerdar,
Sobald er von Dalinden sich befreyte;
Denn nur von dieser fürchtet' er Gefahr.
Und fügend zu der ersten Schuld die zweyte,
Beschleunigt' er, was zu verschieben war;
Nicht zu verschieben bloß, auch abzuwenden:
Sein eig'ner Sporn mußt' ihn zum Tode senden."—

Unerkannt, in schwarzer Rüstung, war auch Ariodant erschienen, und Zeuge des Kampfes zwischen Rinaldo und Polineß. Ariodant war zwar, wie das Gerücht verkündet hatte, wirklich von einem Fels ins Meer gesprungen:

„Allein so geht's Verzweifelnden; vom weiten
Wünscht man den Tod und ruft ihn zu sich her,
Und haßt ihn doch, sieht man ihn sich zur Seiten;
So sauer scheint der Übergang und schwer.
Auch Ariodanten reut der Tod bey Zeiten,
Sobald er sich hinabgestürzt in's Meer.
Kühn, stark, gewandt, beginnt er nun zu schwimmen,
Und ihm gelingt's, das Ufer zu erklimmen."—

Der Gerettete vernimmt indeß Ginevrens trauriges Schicksal, kann's nicht ertragen, die Ursache ihres Todes zu seyn, und stellt sich selbst, nun, gegen seinen Bruder Lurcan zum Kampfe. Rinaldo's Ermordung des Polineß macht indeß den

*) Der erwähnte Herzog von Albanien.

Kampf überflüssig; Ariodant entdeckt sich, erhält die Hand der Geliebten und das erledigte Herzogthum.

Und so führt uns der Dichter zu Rüdigern, welchen wir mit dem Flügelpferd auf seiner Luftreise verließen, die damit endet, daß er auf eine wunderschöne Insel gebracht wird, dem Reiche der Zauberinn Alcina. Sie, die hier schon so viele Ritter in ihr Liebesnetz verstrickte, und diejenigen, welche die Gunst der Wandelbaren verloren hatten, in Bäume, Thiere, Quellen, Steine u. dgl. verwandelte, entbrennt nun auch schnell für Rüdigern. Eigentlich hatte Atlas dieses Mittel ersonnen, um seinen geliebten Pflegesohn, fern von den Gefahren des Kriegs, im Schooße der Ruhe in Sicherheit zu erhalten. Allein dieser buhlerische Aufenthalt taugt nicht zu den Planen der guten Melissa, welche nur darauf sinnt, das edle Paar, Rüdiger und Bradamante, zu vereinigen. Sie erklärt demnach der letztern geradezu, in welchen Gefahren der Verführung Rüdiger schwebe, und verlangt von ihr den Zauberring der Angelica. In der angenommenen Gestalt des alten Atlas begibt sie sich mit diesem untrüglichen Talisman auf Alcinens Zauberinsel, und erfüllt den jungen Ritter, indem sie alles Blendwerk vernichtet, und ihm die Wahrheit zeigt, mit dem Gefühl der tiefsten Scham. Er sieht nun Alcinens wirkliche Gestalt eben so häßlich, als sie ihm vorher durch Zaubertäuschung reizend erschienen war.

Berühmt ist die Schilderung von Alcinens schöner Gestalt:

„Was kunsterfahr'ne Mahler je erfanden,
Reicht an die Schönheit ihrer Bildung nicht.
Die blonden Haare, lang und aufgewunden,
Besiegen selbst des Goldes glänzend Licht.
Mit Rosen haben Lilien sich verbunden,
Und überstreu'n ihr zartes Angesicht.
Die heitre Stirn, in ihres Maßes Reine,
Scheint wie geformt aus glattem Elfenbeine."

* * *

„Von schwarzen Bogen fein gekränzet, regen
Zwey schwarze Augen, nein! zwey Sonnen sich,
Im Blicken liebreich, sparsam im Bewegen,
Und um sie her fliegt Amor freudiglich.
Von dort versendet er der Pfeile Regen,
Entwendet dort die Herzen sichtbarlich.
Von diesen senkt die Nase sich hernieder
Und nichts an ihr wär' auch dem Neid zuwider."

* * *

„Dann kommt der Mund, von Grübchen eingeschlossen,
Und mit natürlichem Carmin bestreut.
Bald von der Lipp' enthüllt, und bald verschlossen,
Sind hier die schönsten Perlen aufgereiht.
Dieß ist der Ort, aus dem die Worte flossen,
Die stets erweicht der Herzen Rauhigkeit.
Hier sieht man oft das holde Lächeln werden,
Das, wie es will, den Himmel bringt zur Erden." —

Und auf solche Art geht die plastische Schilderung in's kleinste Detail aller Glieder, jeder Miene, jeder Geberde; so z. B.

„Den Armen ist das rechte Maß gespendet;
Oft wird die kleine Hand dem Blick gewährt,
Die länglich, schmal, durch ihre Weiße blendet,
Ohn' Ader, Knöchel, der das Gleichmaß stört.
Die ganze herrliche Gestalt vollendet
Der kleine Fuß, rundlich, des Andern werth.
Den Engelsreiz, im Himmel selbst entsprossen,
Hielt auch der dicht'ste Schleyer nicht verschlossen." —

Aber ganz das Gegentheil der Vorigen ist Alcina nun, da sie ihm erscheint, als Melissa schon den Zauberring an seinen Finger gesteckt hat:

„Er fand nun, Allem was er glaubt zuwider,
Statt jener Schönen, die ihn sonst entzückt,
Die alt'ste, häßlichste von allen Frauen,
Die man nur je auf Erden mochte schauen."

* * *

„Bleich, voll von Runzeln, und ohn' alle Fülle
Ist ihr Gesicht, ihr Haar ist grau und dünn;
Sechs Spannen lang ist ihres Körpers Hülle,
Aus ihrem Mund sind alle Zähne hin ꝛc."

Die höchste Lebendigkeit seiner reichen Phantasie zeigt Ariost in der Schilderung eines abenteuerlichen Kampfes, welchen Rüdiger auf dieser Insel gegen eine Schar phantastischer Ungeheuer bestehen muß:

Seltsam're, schlech'tre Mißgeburten ließen
Sich nimmer seh'n, als die dem Ritter nah'n.
An Affen- oder Katzenköpfe schließen
Bey diesen hier sich Menschenleiber an;
Dort stampfen sie den Sand mit Ziegenfüßen;
Centauren sprengen rasch und flink heran.
Geckhafte Greise sind's, schamlose Jungen,
Die nackt, und die mit selt'nem Fell umschlungen.

* * *

Auf ungezäumtem Roß läßt der sich blicken,
Auf Eseln, Ochsen, wird man den gewahr;
Der schwingt sich dem Centauren auf den Rücken,
Den trägt ein Strauß, ein Kranich oder Aar.
Der will an's Maul das Horn, den Becher drücken,
Der hier ist Weib, der Mann, der Beydes gar.
Strickleiter ward und Hacken dem zu Theile,
Brecheisen dem, und dem die taube Feile.

* * *

Mit aufgedunst'nem Wanst und fetten Backen
Erscheint der Feldherr nun von diesem Heer.
Er kommt, der größten Schildkröt' auf dem Nacken,
Die sich höchst langsam fortbewegt, daher.
Der muß ihn hier, und jener dort ihn packen,
Denn trunken ist er, und sein Aug' ist schwer.
Der hat die Stirn, das Kinn ihm abzuwischen,
Der macht mit Tüchern Wind, ihn zu erfrischen.

* * *

Ein Unthier, das vom Menschen Bauch und Lenden,
Vom Hunde Hals und Kopf und Ohren wies,
Bellt Rüd'gern an; u. s. w."

Der Dichter führt uns nun zur schönen Angelica zurück, die, nachdem sie einem für sie entbrannten alten Eremiten entflohen, am Ufer des Meeres von Seeräubern ergriffen, und nach Ebuda, einer nahe bey Irland gelegenen Insel gebracht wird, deren König den Zorn des Meergottes Proteus auf sich gezogen hatte. Diesen zu besänftigen, muß täglich eine schöne Jungfrau auf einem Felsen ausgesetzt werden, als Beute für ein Ungeheuer, welches sie zu verschlingen kommt. Schon ist Angelica an die Klippe gebunden, und erwartet den Tod, da verläßt der Dichter sie, um uns von Roland zu erzählen.

Die belagerte Stadt Paris befindet sich in der bedrängtesten Lage; nur ein wunderbarer Regen vermag die vom Feind erregte Feuersbrunst zu löschen. Aber Roland — wie ein Träumender in der allgemeinen Zerstörung, denkt nur an die schöne Angelica, und kann's dem Kaiser nicht verzeihen, daß er die Geliebte ihm entriß. Er verläßt Paris, in schwarze Rüstung gehüllt, und eilt, die Verlorne auf der ganzen Erde aufzusuchen. In der Normandie erfährt er die Sitte der gräßlichen Opfer auf Ebuda. Der Gedanke, daß vielleicht auch Angelica dort einem schmählichen Tode ausgesetzt sey, ergreift ihn mit Heftigkeit. Er schifft sich sogleich ein, um dahin zu eilen, wird aber von einem Sturm nach der Insel Seeland verschlagen, und daselbst durch ein neues Abenteuer aufgehalten, welches hier episodisch eingeflochten ist.

Rüdiger, da er sich aus Alcinens Zauberschlingen losgerissen hatte, war von da auf den andern Theil der Insel gekommen, in das Reich der Logistolla, einer Schwester der Alcina, durch Weisheit und Thätigkeit ganz das Gegentheil von jener. Von ihr lernte Rüdiger den Hippogryph bändigen und lenken, und nimmt jetzt seine Richtung im Flug der Luftreise nach Frankreich. Über die Insel Ebuda dahinfliegend, erblickt er die an den Felsen geschmiedete Angelica, gegen welche das

verschlingende Seeungeheuer schon heranzieht. Er senkt sich herab, betäubt dieses durch den vorgehaltenen Zauberschild, und hebt die gerettete Schöne zu sich auf das Flügelpferd, mit dem er sich wieder in die Höhe emporschwingt.

Die Schönheit des befreyten Fräuleins setzt aber die Begierde des entzückten Jünglings bald so sehr in Brand, daß er, Bradamanten vergessend, kein dringenderes Geschäft kennt, als nur baldmöglichst wieder zur Erde herabzukommen. Er läßt sich daher in einen dunkeln Eichenwald an der Küste von Bretagne herab, wo er sich eiligst entwaffnet.

Diese Leidenschaftlichkeit des wild aufgeregten, sonst so edeln Jünglings bewegt den Dichter, den eilften Gesang mit der Betrachtung anzufangen:

„Ein schwacher Zaum vermag zwar oft zu wehren,
Im stärksten Lauf, des Rosses wilden Muth:
Doch der Vernunft Gebiß zwingt umzukehren
Gar selten nur die lustentbrannte Wuth,
Wenn das Vergnügen winkt; nach Art des Bären,
Der nicht so leicht sich weg vom Honig thut,
Wenn in die Naf' ihm der Geruch gekommen,
Wenn er ein Tröpflein vom Gefäß genommen." —

Angelica selbst weiß sich indeß gegen die Bestürmung ihres Befreyers die beste Hülfe zu schaffen, indem sie den Zauberring, welchen Rüdiger bey der vorigen Bekämpfung des Ungeheuers an einen Finger steckte, in den Mund nimmt, dadurch plötzlich unsichtbar wird, und den getäuschten Jüngling in trauriger Beschämung zurücklässt. Um sein Unglück zu vollenden, reißt auch der, an einen Baum gebundene Hippogryph sich los, und schwingt sich in die Lüfte empor, wo er endlich ganz verschwindet.

Roland hat indeß den Usurpator und Tyrannen der Insel Seeland getödtet, Olympien, die Tochter des vorigen Königs, befreyt, und sie mit Biren, ihrem Geliebten, vereinigt. Nach vollendetem Geschäft eilt er nach Ebuda, wo er jedoch erst nach langer Zeit ankommt, weil widrige Winde ihn hindern und

verschlagen. Bey seiner endlichen Ankunft findet er das nähmliche grauenhafte Schauspiel, ein Mädchen, an den Felsen gebunden als Opfer für das Seeungeheuer; und diese Schöne ist — wieder Olympia, die er auf der Insel Seeland befreyt hatte. Vom treulosen Biren verlassen, und an die Meerküste gebracht, ward auch sie von Seeräubern ergriffen, und nach Ebuda geführt. Roland befreyt sie, und die von ihm zweymahl Gerettete wird die Gemahlinn des Königs von Irland.

Höchst sonderbar ist die Art, wie Roland das Ungeheuer tödtet:

Wie aus des Thales dunkler, feuchter Sphäre
Die Sturm- und Regenschwang're Wolke steigt,
Die ganze Welt bedeckt mit ihrer Schwere,
Den Tag erlöscht und finst're Nacht erzeugt:
So kommt der Fisch und nimmt so viel vom Meere,
Als sey es gänzlich unter ihn gebeugt.
Das Wasser braus't; Roland beschaut, der kühne,
Das Unthier stolz, nicht ändernd Herz noch Miene.

* * *

Und als ein solcher, der, was zu vollbringen,
Sich fest bestimmt, regt er sich nun in Hast,
Und eilt, sowohl um jener Schutz zu bringen,
Als diesen zu bekämpfen, sonder Rast,
Mit seinem Nachen zwischen sie zu dringen,
Läßt in der Scheide ruh'n des Schwertes Last,
Nimmt in die Hand den Anker sammt den Tauen
Und harrt des wilden Unthiers ohne Grauen.

* * *

Der Kraken öffnet, als er in dem Nachen
Den Ritter vor sich sieht bey seinem Nah'n,
Ihn zu verschlingen, weit genug den Rachen,
Um einen Mann zu Roß darin zu fahn.
Der Ritter eilt, sich näher hin zu machen,
Taucht in den Schlund mit Anker und mit Kahn,
Wenn's mich nicht trügt, und läßt des Ankers Zacken
Die weiche Zunge sammt dem Gaumen packen.

* * *

So daß daher sich unten nicht mehr heben,
Noch oben senken kann der Kiefern Macht.
So legt der Bergmann an die Erde Streben,
Wo er die Bahn sich gräbt im Eisenschacht,
Damit kein jäher Sturz ihn bring' um's Leben,
Indeß er fortarbeitet, unbedacht.
So aus einander steh'n des Ankers Enden,
Daß springend nur sie Roland greift mit Händen.

* * *

Kaum steht die Stütz' und Roland darf vertrauen,
Daß nun des Unthiers Rachen zu nicht fährt:
So eilt er gleich zu stechen und zu hauen,
In dieser finstern Höhle, mit dem Schwert.
Und wie sich eine Burg, die schon den schlauen
Belag'rer in den Mauern hat, noch wehrt:
So kann das Unthier mit dem Ritter kriegen,
Der in den Rachen ihm hinabgestiegen.

* * *

Bald fährt es aus dem Meer, im Schmerz der Wunde,
Und reckt die schupp'ge Seit' und Schulter vor;
Bald taucht es ein, wühlt mit dem Bauch vom Grunde
Den Sand herauf und spritzt ihn hoch empor.
Der fränk'sche Ritter, dem zu viel im Schlunde
Des Wassers wird, kommt schwimmend d'raus hervor;
Das Thau des Ankers, den er sitzen lassen,
Versäumt er nicht, mit seiner Hand zu fassen.

* * *

Mit diesem schwimmt der Ritter nun in Eile
Dem Felsen zu, und, wie er ihn erreicht,
Zieht er den Anker, dessen scharfe Theile
Das Maul durchbohren, zu sich her gar leicht.
Das Ungeheuer folgt dem hanf'nen Seile,
Gezwungen durch die Kraft, der keine gleicht,
Die Kraft, von der Ein Ruck mehr kann vollbringen,
Als einem Krahn in zehen mag gelingen.

* * *

So, wie ein Stier, der, unverseh'ner Weise,
Sich einen Strick um's Horn geworfen fühlt,
Bald hier, bald dorthin springt, sich dreht im Kreise,
Sich stürzt und hebt, und doch nicht los sich wühlt:
So folgt der Fisch aus seinem alten Gleise,
Gezogen durch den Arm, der mit ihm spielt,
Wie sehr er auch sich wälzen mag und schmeißen,
Dem Seile nach und kann nicht los sich reißen.

* * *

Dem Schlund entströmt so stark des Blutes Quelle,
Daß man dieß Meer das rothe heißen kann.
Nun schlägt der Fisch mit solcher Macht die Welle,
Daß bis zum Grund sie von einander rann;
Und nun, den Himmel badend und die Helle
Der Sonne bergend, spritzet er hinan.
Das schreckliche Getöse hallet wieder
Von Wald und Berg und fernen Ufern nieder.

Nach dieser Heldenthat verläßt Roland die Insel, und besteht auf dem festen Lande, wo er die geliebte Angelica vergebens aufsucht, eine Reihe von Abenteuern, nach deren Verlauf uns der Dichter im vierzehnten Gesange wieder nach Paris führt, eingeschlossen von zwey feindlichen Heeren, deren eines von Marsil, dem König der spanischen Saracenen, befehligt wird, das andere von dem afrikanischen König Agramant.

Nun verschwindet die Feen- und Zauber-Welt, und die Scene erscheint mit den Wundern der christlichen Religion reich ausgeschmückt. Gott erhört das fromme Gebeth des bedrängten Kaisers, und sendet den Erzengel Michael, zwey allegorische Wesen — eine etwas sonderbare Vermischung — das Schweigen und die Zwietracht, aufzusuchen; das erste soll die Hülfstruppen, welche Rinaldo aus England herbeyführt, nächtlicher Weile sicher nach Paris geleiten, indeß die andere im Lager der Heiden Uneinigkeit und Verwirrung erregen muß.

Diese allegorischen Wesen sind hier mit vielen sehr treffenden Zügen geschildert. Die Zwietracht z. B. erkennt der Erzengel

— — am Gewande sonder Weise;
Aus tausend farb'gen Lappen ist's gemacht.
Bald deckt es sie, bald nicht, so wie in Eile
Der Wind es faßt; denn locker ist die Tracht.
Ihr Haar, theils golden, silbern auch zum Theile,
Und schwarz und grau, scheint wie in ew'ger Schlacht ꝛc.

Noch besser ist die Schilderung des Betrugs:

„Ernst von Gewand und Gang erschien er dorten,
Demüth'gen Blick's und lieblich von Gesicht,
Und nach den sanften und bescheid'nen Worten
Schien er ein Gabriel, der Ave spricht.
Sonst war er garstig, scheußlich aller Orten;
Doch dieser Übelstand kam nicht an's Licht
Und ward bedeckt vom langen weiten Kleide;
Hier barg er auch des Messers gift'ge Schneide."

Das Schweigen wohnt in der Höhle des Schlafes:

Dort öffnet in des Waldes schwarzen Gründen
Sich in den Fels ein weiter, tiefer Gang,
Um den von oben her mit krummen Winden
Folgsamer Epheu dicht umher sich schlang.
Hier ist das Bett des schweren Schlaf's zu finden;
Rechts sitzt der dicke fette Müßiggang,
Die Faulheit links in ungestörter Muße;
Sie kann nicht geh'n und ist nicht wohl zu Fuße.

* * *

Den Eingang wehret die gedächtnißschwache
Und niemand kennende Vergessenheit.
Nie hört sie, nie bestellt sie eine Sache,
Und jeden jagt sie fort ohn' Unterscheid.
Das Schweigen geht umher und hält die Wache;
Filzschuhe trägt es und ein braunes Kleid,
Und winket Allen, die es wahrgenommen,
Ab mit der Hand, daß sie nicht näherkommen.

Nun folgt das große Schlachtgemählde bey der Belagerung von Paris, wobey Carl mit seinen Paladinen und die Saracenen in Wundern von Tapferkeit mit einander wetteifern. Dieses lebendige Gemählde verbreitet sich durch einige Gesänge, wobey wir durch erhabene und schöne Züge bald erschüttert, bald gerührt werden. Von dem wilden Schlachtgetümmel führt uns der Dichter zu einigen Episoden zärtlichen Inhalts. Die schöne Episode der Freundschaft der beyden Jünglinge Cloridan und Medor, im 18. und 19. Gesange, wird der bewunderten Geschichte vom Nisus und Euryalus in Virgils Äneis an die Seite gesetzt.

Das vom Kriegssturm betäubte Gemüth wird durch die Wiedererscheinung der — dem Rüdiger entflohenen — Angelica beruhiget. Die Schöne, nachdem sie von einem alten Hirten die nothdürftigen groben Kleidungsstücke erhalten hatte, durchzog mit ihrem Zauberringe, bald sichtbar, bald unsichtbar, stolzer und gefühlloser als je, einen großen Theil von Frankreich, um eine gute Gelegenheit zur Rückkehr in ihr väterliches Reich zu finden.

So kommt sie nach Paris, und zwar zuerst auf dem Schlachtfelde vor der Stadt gerade auf diejenige Stelle, wo der schöne Saracenen-Jüngling Medor, schwer verwundet und todt geglaubt, in seinem Blute liegt. Angelica fühlt aber noch Leben in ihm, stillt das Blut, verbindet die Wunde, und läßt ihn endlich in die Hütte eines in der Nähe wohnenden Hirten bringen, wo sie durch ihre Pflege seine Herstellung vollendet. Aber so wie der schöne Jüngling von seinen Wunden geneset, erkrankt Angelica durch eine tiefe Herzenswunde. Sie, die sonst allen Huldigungen von Königen und Paladinen mit Spott, Kälte und Verachtung begegnete, entbrennt nun für einen kaum erblickten, unberühmten Jüngling. Von gleicher Zärtlichkeit erwärmt, verweilt das liebende Paar mehrere Wochen in der ärmlichen Schäferhütte. Mit den lieblichsten Farben schildert uns der Dichter das stille Glück ruhiger Liebe in dem Orte ihres einsamen, von allem Weltgetümmel abgeschiedenen Auf-

enthvlts; dessen aber Angelica dennoch bald überdrüssig wird. Sie bewegt daher den Geliebten Medor, mit ihr die Reise in ihr Erbreich anzutreten, wo sie ihm die Königskrone auf's Haupt setzen will; sie werden aber auf ihrem Wege durch eine Reihe von Abenteuern aufgehalten.

Im 23. Gesange erscheint endlich wieder der Held des Gedichts. Nachdem er unter den Saracenen vor Paris ein grosses Blutbad angerichtet hat, kommt er bey der Verfolgung des Mondricard, zur schwülen Mittagszeit in eine schöne ländliche Gegend, wo er sich an einer Quelle lagert und abkühlt. Er blickt umher, und sieht in alle Baumrinden den Nahmen Angelica eingeschnitten, bald nachher auch, zu noch größerem Erstaunen, den Nahmen Medor. Er befindet sich wirklich in der Nähe der Schäferhütte, welche die beyden Liebenden bewohnten, und die ganze Umgebung verkündet ihm nur zu deutlich das Glück ihrer Liebe und sein eigenes Unglück. Von den Hirten bald noch besser belehrt, ergreift ihn der bitterste Schmerz, der endlich zur Verzweiflung steigt, und nun kommt der Hauptmoment des Gedichts, von dem es den Titel erhält, die meisterhafte Schilderung des rasenden Roland. Er stürzt aus der Schäferhütte in den nächsten Wald, wo seine Wuth in Schreyen und Heulen ausbricht.

Er hört nicht auf zu klagen und zu weinen,
Gönnt Tag und Nacht sich keine Ruh' noch Rast.
Auf harter Erde liegt er in den Hainen,
Denn Städt' und Dörfer sind ihm jetzt verhaßt.

* * *

Die ganze Nacht irrt er umher im Haine,
Und endlich führt ein inn'rer Schicksalstrieb
Ihn bey dem neu erwachten Tagesscheine
Zur Quelle, wo Medor die Verse schrieb.
Jetzt seine Schmach zu lesen an dem Steine,
Entflammt' ihn so, daß ihm kein Tropfen blieb,
Den Haß, Wuth, Zorn und Rasen nicht durchgleite;

* * *

Zerhaut die Schrift, den Stein, und sprengt die Trümmer
In kleinen Splittern in die Luft empor.
Schlimm geht's der Höhl', und jedem Baum noch schlimmer,
An dem man lies't: Angelica, Medor;
Sie werden Hirten nun und Heerden nimmer
Mehr Kühl' und Schatten geben, wie zuvor.
Selbst diese sonst so reinen klaren Fluthen
Sind nicht geschützt vor seines Zornes Gluthen!

* * *

Denn Äst' und Klötze, Stämme, Stein' und Erde
Wirft er in sie hinein, ohn' Unterlaß;
Und daß es nie mehr klar und heiter werde,
Trübt er bis auf den Grund das schöne Naß.
Dann, feucht von Schweiß, ermattet von Beschwerde,
Da sein erschöpfter Athem nicht dem Haß,
Der Wuth, dem Zorne mehr vermag zu fröhnen,
Sinkt er auf's Feld mit Ächzen und mit Stöhnen.

* * *

Zu Boden sinken die erschlafften Glieder;
Er starrt gen Himmel auf und spricht kein Wort.
Dreymahl entflieht die Sonn' und kehret wieder,
Und ohne Speis' und Schlummer liegt er dort.
Doch immer wächst des Grames wilde Hyder
Und nimmt zuletzt ihm alle Sinne fort.
Am vierten Tag, mit rasend wildem Streben,
Reißt er die Waffen ab, die ihn umgeben.

* * *

Das Schwert wird da-, dorthin der Helm geschmissen,
Der Panzer weit, und weiter noch der Schild;
Kurz, alle Waffen, sollt ihr wissen,
Vertheilt er rings im waldigen Gefild';
Und nun, nachdem er das Gewand zerrissen,
Zeigt er den rauhen Leib, ganz nackt und wild.
So sah man nun die Raserey beginnen,
Die nie ein Mensch furchtbarer wird ersinnen.

* * *

Und wie sich Wuth und Tollheit in ihm regen,
Sinkt jeder seiner Sinn' in tiefe Nacht.
Ihm fällt nicht ein, die Hand an's Schwert zu legen,
Sonst hätt' er wohl der Wunder viel vollbracht.
Doch waren auch nicht Axt, noch Beil, noch Degen
Vonnöthen ihm, bey seiner großen Macht;
Denn plötzlich riß er, ohne viel Beschwerde,
Die höchste Fichte auf einmahl aus der Erde.

* * *

Und riß nach dieser aus noch mehr dergleichen,
Als wär' es Fenchel oder Attich nur;
Was ferner auch den alten Ulmen, Eichen,
Steineichen, Buchen, Tannen widerfuhr,
Das, was ein Vogelsteller mit Gesträuchen,
Mit Nessel, Binsen thut, um sich die Flur
Für seine Netz' ein wenig aufzuräumen,
That er mit Eschen und mit andern Bäumen.

* * *

Der Hirten Schar, die den Tumult vernommen,
Läßt ihre Heerden rings zerstreut im Hain,
Und rennt von da und dorther, furchtbeklommen,
Um von dem Lärm sich Kunde zu verleih'n.

* * *

Wie diese nun die Thaten seh'n des Tollen
Und seine Stärke, so unglaublich groß,
Da flieh'n sie, ungewiß, wohin sie wollen,
Bey schnellem Schrecken ein gewöhnlich Loos.
Der tolle Graf verfolgt die Unglücksvollen,
Packt einen an und reißt den Kopf ihm los,
Nicht minder leicht, wie jemand eine Feige
Vom Baume bricht, ein Blümchen pflückt vom Zweige.

* * *

Er braucht den Rumpf, am Bein gefaßt, als Keule,
Womit er jetzt die andern Hirten schreckt,
Zwey legt er hin zum Schlafen, sonder Weile,
Die nur wohl erst der jüngste Tag erweckt.

Die Andern laufen fort in größter Eile,
Durch schnellen Fuß und schnellen Rath gedeckt.
Der Tolle wäre nicht zurückgeblieben,
Hätt' ihn die Wuth nicht auf ihr Vieh getrieben.

* * *

Der Ack'rer Schar, gewarnt durch diese Proben,
Verläßt im Felde Sichel, Egg' und Pflug,
Und steigt auf Haus und Kirch' hinauf bis oben,
Denn Weid' und Ulme sind nicht sicher g'nug.
Hier seh'n sie nun das ungeheure Toben,
Das ihre Pferd' und Ochsen, wie im Flug,
Durch Schlag, Stoß, Biß und Tritt zu Grunde richtet;
Wohl ist's ein Renner, der vor ihm sich flüchtet.

* * *

Schon hallt der Lärm zurück aus einer Menge
Von Dörfern, die in dieser Gegend steh'n;
Geheul und Hörner und Trompetenklänge,
Und häuf'ger noch der Glocken dumpf Getön.
Mit Bogen, Schleudern holpern im Gedränge,
Wohl tausend Mann herunter von den Höh'n.
Nicht wen'ger kommen aus dem Thal gestiegen,
Um den Verrückten bäurisch zu bekriegen.

* * *

So wie die Meereswell', aus salz'ger Weite
Vom Süd an's Land gejagt, zuerst nur spielt;
Doch größer, als die erste, wird die zweyte,
Die dritte kommt noch mächt'ger hergewühlt,
Und jedes Mahl mehrt sich der Wellen Breite
Und immer höher wird der Strand bespühlt:
So mehren wider Roland sich die Haufen,
Die auf ihn los thalab-, bergaufwärts laufen.

* * *

Er brachte zehn und aber zehn um's Leben,
Die in die Händ' ihm rannten, toll und kühn,
Und wußte deutlich den Beweis zu geben:
Viel sichrer sey's, sich von ihm wegzuzieh'n.

Ihm Blut zu rauben ist ein eitles Streben,
Denn fruchtlos stößt und haut der Stahl auf ihn.
Der Höchste ließ den Vorzug ihn besitzen,
Um seinen heil'gen Dienst durch ihn zu schützen.

In solchem rasenden Wahnsinn durchzieht Roland nun ganz Frankreich und Spanien, und trifft endlich zu Barcelona gerade in dem Augenblicke ein, als Medor und Angelica sich daselbst einschiffen wollen. Roland erkennt in seinem wilden Wahnsinn die Urheberinn seines Wahnsinns nicht, und wird, in diesem entsetzlichen Zustande, auch von ihr nicht erkannt. Es fehlt nur wenig, daß sie nicht auch ein Opfer der Wuth desjenigen werde, dem sie die Vernunft raubte; nur durch Hülfe des unsichtbar machenden Ringes entgeht sie der Todesgefahr, denn ohne diesen Talisman würde Roland sich an ihr gerächt haben, ohne es selbst zu wissen. Gerettet, schifft sie sich nun ein, und eilt mit Medor nach Indien, den Thron von Catay mit ihm zu besteigen, indeß Roland ruhelos umherschweift, und endlich gar nach Afrika kommt, wo er sich seiner Wuth auf gleiche Weise überläßt.

Wir müssen nun auch die sonderbaren Schicksale überblicken, welche den jungen Rüdiger und Bradamanten trafen.

Da der Jüngling die schöne Angelica und sein Flügelpferd zu gleicher Zeit verlor, ersann der alte Zauberer Atlas ein neues Mittel, sich seiner wieder zu bemächtigen. Und dieses bewirkte er durch ein Blendwerk. Er ließ einen Zauberpallast entstehen; Rüdiger, seines Weges einherziehend, glaubt einen Riesen zu sehen, welcher die geraubte Bradamante eilig in jenen Pallast trägt. Er verfolgt den Räuber bis in den Pallast; aber im Augenblicke, da er in denselben eintritt, schließt sich plötzlich das Thor, und spurlos verschwunden ist die Schöne sammt dem Riesen. Er glaubt die Stimme der Geliebten, ihn um Hülfe rufend, zu hören, und durchsucht das ganze Gebäude, ohne sie zu finden.

Bradamante, die ihn indeß zu Marseille vergebens voll

Ungeduld erwartet, erfährt nun von der wohlthätigen Fee Melissa das Schicksal des Eingeschlossenen, und begibt sich mit ihr sogleich nach dem Zauberschlosse. Unterweges entwirft ihr Melissa ein Gemählde aller der berühmten Frauen, welche aus ihrer Verbindung mit Rüdiger hervorgehen, und durch Schönheit und Tugend die Zierden des Hauses Este seyn werden. Als sie beym Zauberpallaste ankommen, heißt Melissa Bradamanten allein hereingehen, belehrt sie über das, was sie zu thun habe, und zieht sich zurück, weil sie von dem alten Atlas erkannt zu werden befürchtet. Allein Bradamante befolgt ihre Vorschrift schlecht. Durch die Täuschung des Zauberers erscheint ihr vor dem Schlosse ein dem Rüdiger gleichendes Phantom, welches um Hülfe ruft. Um den wirklichen Rüdiger zu befreyen, sollte nun Bradamante, der erhaltenen Vorschrift gemäß, das Phantom mit ihrem Schwerte durchstoßen; sie vermag es aber nicht; die Luftgestalt flieht, immer laut rufend, ins Schloß, Bradamante folgt, das Thor schließt sich, und sie ist nun eben so gefangen, wie Rüdiger selbst. Beyde eilen nun umher, um sich zu finden, und finden sich auch immerfort, ohne sich zu erkennen. Ihre Befreyung aus dem Zaubergefängniß wird endlich durch Astolf, einen derjenigen Ritter, die zugleich mit Rüdiger aus Alcinens Zauberreich entflohen, glücklich bewirkt. Er kommt, nachdem er viele Länder durchzogen, viele Abenteuer bestanden hat, endlich vor die Zauberburg des Atlas, wird gleichfalls hineingelockt und eingeschlossen. Er hat aber zwey Talismane bey sich, die er von der weisen Zauberinn Logistilla erhielt: ein Buch, welches die Lösung und Vernichtung aller Zauberblendwerke lehrt, und ein Horn, vor dessen fürchterlichem Schall alles in Schrecken geräth und entflieht. Durch diese beyden Mittel gelingt es ihm leicht, sich und die Übrigen zu befreyen; er stößt in das Horn, und der Zauberpallast stürzt zusammen. Nun erblicken und erkennen sich Rüdiger und Bradamante. Unter den Abenteuern, welche ihnen unterweges aufstoßen, ist jenes mit dem Zauberschilde des Atlas das vorzüglichste. Rüdiger muß in der Nähe eines Schlosses mit Mehreren

kämpfen, von denen er angegriffen wird. Er trägt bey diesem Kampfe, wie gewöhnlich, den Zauberschild des Atlas, jedoch ganz verhüllt. Zufällig aber reißt einer der Gegner mit seiner Lanze die Hülle ab; in dem Augenblick stürzen Alle, von dem Zauberglanz geblendet, wie leblos zur Erde. Rüdiger, über diesen unerwarteten, nicht durch Tapferkeit erfochtenen Sieg höchst beschämt, ergrimmt gegen den Schild, und versenkt ihn in eine Quelle, woraus er nicht mehr ans Tageslicht kam.

Bradamante wurde bey jenem Kampfe von Rüdiger getrennt, kommt, nach langem Umherwandern, endlich auf ihr Familienschloß Montalban, und läßt von hier aus den Verlornen überall aufsuchen.

Dieser hatte indeß ihren Zwillingsbruder Ricciardetto, der Schwester täuschendes Ebenbild, vom Tode befreyt. Ricciardetto verliebte sich in die schöne Fleur-d'Epine, die Tochter des Saracenen-Königs Marsil; es gelingt ihm, sich in weiblicher Kleidung einzuschleichen, zuerst das Vertrauen, und endlich auch das Herz der Prinzessinn zu gewinnen. Nach längerer Zeit wird der Betrug entdeckt, und der erkannte Ricciardetto zum Feuertode verurtheilt. In dem Augenblicke, da schon der Holzstoß angezündet werden soll, erscheint Rüdiger, richtet unter den Henkern und Soldaten ein gräßliches Blutbad an, und befreyt den Jüngling.

Rüdiger fühlt sich indeß in seinem Innern sehr beunruhigt. Er hatte Bradamanten versprochen, sich taufen zu lassen. Nun drängt sich ihm aber die Betrachtung auf, daß jetzt gerade nicht die schickliche Zeit dazu da sey, denn er hat vernommen, daß König Agramant, sein Gebiether, sich vor Paris in großer Bedrängniß befinde. Wäre es nicht feig und schändlich, seinen Herrn nun zu verlassen, da das Glück ihn verlassen hat, und Carl der Große mit aller Macht auf ihn andringt? Nein! Pflicht und Ehre fordern ihn auf, dem König jetzt Beystand zu leisten. Er schreibt Bradamanten diesen seinen Entschluß, wobey er ihr das Versprechen erneuert, er

werde zum christlichen Glauben übertreten, sobald Agramant aus seiner bedrängten Lage gerettet seyn wird.

Bald hierauf befreyt Rüdiger auch zwey Vettern der Geliebten. Bey diesem Unternehmen helfen ihm zwey Brüder derselben und die saracenische Heldinn Marfisa, die zwar schon früher aufgetreten ist, und einige große Thaten verrichtet hat, nun aber zuerst in die Haupthandlung eingreift. Nach mehreren rühmlich bestandenen Abenteuern trennt sich der tapfere Bund; Rüdiger und Marfisa eilen ihrem König Agramant, die Übrigen dem Kaiser zu Hülfe.

So wie indeß schon vorher der Erzengel Michael die Zwietracht zum Verderben der Heiden beordert hatte, gewährt der oberste Geist der Hölle diesen seinen Beystand. Durch ihn gelingt es ihnen, dem christlichen Heere eine schreckliche Niederlage beyzubringen. Die Klagen der Unglücklichen dringen zum Erzengel empor, welcher, ergrimmt, daß die Zwietracht ihren Auftrag nur zur Hälfte vollzog, hernieder eilt. Er findet die Göttinn in einem Kloster gegen einander höchst aufgebrachter Mönche. Sein Zorn äußert sich in Mißhandlungen der Ungehorsamen, und zwar auf eine höchst sonderbare, ja wirklich burleske Art:

„Der Engel warf in's Haar ihr seine Hände,
Und gab ihr Schläg' und Tritte sonder Ende.
Dann schlug er ihr auf Rücken, Kopf und Armen
Die Handhab' eines Kreuzes noch entzwey.
Mit lauter Stimme ruft sie um Erbarmen
Und klammert sich um seine Knie dabey;
Er aber läßt nicht ab von dieser Armen ꝛc."

Hierauf schickt er sie in das Lager des Königs Agramant, und spricht:

„Viel Schlimm'res wird dir widerfahren,
Seh ich dich jemahls fern von diesen Scharen!"
Obgleich die Zwietracht Arm und Kopf zerschlagen
Und Rücken fühlt, so eilt sie doch, ꝛc."

Nun erfüllt sie aber auch ihre Pflicht im höchsten Grade, und entflammt im heidnischen Lager alle Ritter und Damen zu

Zwist, Zank und Streit von solcher Heftigkeit, daß ein allgemeines Wüthen und Kämpfen entsteht. So feyert sie denn endlich ihren vollen Triumph.

„Die tolle Zwietracht lacht bey diesen Dingen;
Sie fürchtet Ruh' und Frieden nun nicht mehr,
Kann ihre Freude länger nicht bezwingen
Und rennt nun auf dem Platze ringsumher."—

Unter den uneinig gewordenen saracenischen Rittern ist Rodomont der wüthendste. Ergrimmt, insbesondere auch über das weibliche Geschlecht, von dessen Treulosigkeit er sich mißhandelt fühlt, eilt er aus dem Lager, und kommt endlich in einer schönen, aber sehr einsamen Gegend zu einer, im Kriege zerstörten Capelle. Hier webt Ariost eine der rührendsten Episoden ein. Die zärtliche Isabelle führt die Leiche Zerbins, ihres in der Schlacht mit den Heiden getödteten Geliebten, in einem Sarge nach Marseille, und trifft bey der einsamen Capelle den Rodomont. Die schöne Gestalt kaum erblickend, entbrennt er von heftiger Leidenschaft, erklärt ihr sogleich seine Liebe, und da sie ihm Gegenliebe versagt, will er Gewalt brauchen.

Isabelle ersinnt mit erhabenem Heroismus eine List, welche dahin zielt, eher das Leben, als ihre Treue gegen den Todten aufzugeben.

„Sie spricht zum Heiden, der ihr schon entgegen
Mit Worten und mit Thätlichkeiten kam,
Sehr weit von jener Artigkeit entlegen,
Die sie vorhin aus seinem Mund vernahm:
Bewirket ihr, daß, meiner Ehre wegen,
Ich sicher sey und frey von Sorg' und Gram,
So will ich euch mit einem Lohn begaben,
Der mehr euch nützt, als mich entehrt zu haben.

* * *

Verschmähet doch um solch gering' Vergnügen,
Das ihr im Überfluß auf Erden habt,
Nicht eine Lust, von keiner zu besiegen,
Und einen Vortheil, der euch ewig labt.

Ihr findet tausend Frau'n, mit holden Zügen,
Mit einer reizenden Gestalt begabt;
Doch wenig oder keine gibt's auf Erden,
Von denen mein Geschenk euch könnte werden.

* * *

Ich kenn' ein Kraut, und hab es hier, indessen
Ich kam, gesch'n, so daß ich's finden kann,
Das, abgekocht am Feuer von Cypressen,
Mit Raut' und Epheu wohl gemischt, alsdann,
Wofern ganz unbefleckte Händ' es pressen,
Ein Säftlein gibt, das, überschüttet man
Dreymahl damit den Leib, ihn so verdichtet,
Daß Stahl und Brand nichts wider ihn verrichtet.

* * *

Wer sich benetzt, dem wird, von allen Wunden,
Auf einen Monath Sicherheit verschafft.
An den Termin ist seine Kraft gebunden
Und brauchen muß man jeden Mond den Saft.
Bereiten will ich ihn in wenig Stunden,
Und heute noch erprobt ihr seine Kraft.
Und irr' ich nicht, so wird dieß mehr euch frommen,
Als hättet ihr Europa eingenommen.

* * *

Doch dieses ist zum Lohne mein Begehren,
Daß ihr auf eure Treue schwört, hinfort
Nie wieder meine Keuschheit zu beschweren,
Und zwar durch That so wenig als durch Wort."

Rodomont willigt ein. Kaum hat Isabella den sogenannten Zaubersaft bereitet, so bestreicht sie sich damit Hals und Genick, und bittet den Heiden, an ihr selbst sogleich mit dem Schwerte die Probe zu machen, welche Unverletzbarkeit jener Saft verleihe.

Ihr glaubte nun der rohe Mensch und streckte
Den Arm so aus und hieb so stark fürwahr,
Daß er das schöne Haupt, den Sitz der Liebe,
Von Brust und Rücken schied mit einem Hiebe.

Der Dichter geräth über diese schöne That in solches Entzücken, daß er uns erzählt, Gott selbst habe von den Höhen des Himmels auf sie herabgesehen und sie gepriesen; und er schließt die schöne Scene mit den Versen:

So sprach der Herr; rings ward der Luft, den Wogen
Mehr Heiterkeit und Ruh', als je, verlieh'n.
Die keusche Seele war indeß geflogen
Gen Himmel, in die Arme des Zerbin.

Eben so begeistert und entzückungsvoll ist des Dichters Nachruf:

O Seele, du, die mehr die Treu' verehrte
Und jenen Nahmen, der schon lange schien
Uns fremd zu seyn, der unbefleckten Tugend,
Sie höher ehrt', als Leben selbst und Jugend,
Glückseel'ge, schöne Seele, geh' in Frieden!
Wär' unser Lied mit solcher Kraft beglückt,
Wie gern bestrebt ich mich und ohn' Ermüden,
Mit aller Kunst, so nur die Rede schmückt,
Daß man nach tausend Jahren noch hienieden
Von deinem edlen Nahmen würd' entzückt!
Geh, um ins Thor des Himmels einzuwandern,
Und laß das Beyspiel deiner Treu' den Andern!

Rodomont beklagt das vergossene Blut der Edeln mit bitterm Schmerz. Es zu sühnen, läßt er die kleine Capelle zu einem prächtigen Grabmahl umgestalten, und über den vorbeyfließenden Bach eine Brücke erbauen, wo er jeden Ritter, er sey Christ oder Heide, zum Kampfe nöthigt. Stets Sieger, hängt er dann ihre Waffen als Trophäen am Grabmahle auf.

Indeß thut die Zwietracht in Agramants Feldlager ihre Schuldigkeit im höchsten Grade. Auch Gradaß und Rüdiger entbrennen in Zwist gegen einander, und kämpfen mit solcher Wuth, daß beyde wie todt zur Erde stürzen. Zugleich hatte sich hier auch zwischen Rüdiger und der schönen Marfisa ein Ver-

hältniß zärtlicher Freundschaft entsponnen. Bradamante vernimmt es im Schlosse Montalban, wo sie im Schooße der Ihrigen lebt, und leidet alle Qualen der Eifersucht. Ihr Bruder Rinaldo ist gleichfalls dahin gekommen, sammelt da mehrere seiner Verwandten, fremde Ritter, nebst einigen hundert tapfern Soldaten, mit denen er nach Paris zieht, dem Kaiser zur Hülfe. Nur Bradamante bleibt auf Montalban zurück, sich krank stellend.

Sie sprach, obwohl sie nicht vom Fieber glühte,
Noch Körperschmerz empfand, ein wahres Wort.
Wohl macht die Sehnsucht krank sie im Gemüthe,
Und bittre Liebesqualen fühlt sie dort

Rinaldo kommt mit seinen auserwählten Kriegern vor Agramants Lager an, und verbirgt sie bis zum Einbruche der Nacht in einem nahen Gebüsch; dann gehen sie hervor, finden die Wachsoldaten an einem Thor des Lagers eingeschlafen, dringen hinein, und beginnen ein gräßliches Gemetzel. Auch der Kaiser, von diesem nächtlichen Überfall benachrichtiget, greift die Heiden von einer andern Seite an. Agramant erleidet eine große Niederlage, und zieht sich mit dem Reste seines Heeres nach Arles zurück. Hier versammelt er, gemeinschaftlich mit König Marsil, neue Kriegsvölker, und ruft die von dem Heere abwesenden Ritter zurück. Alle erscheinen, nur Rodomont nicht, der von Isabellens Grabmahl sich nicht zu trennen vermag. Desto schneller erscheint aber die schöne Marfisa, angezogen von Rüdiger, der, noch nicht genesen von seinen im Kampfe mit Gradaß erhaltenen Wunden, in seinem Zelte bleiben muß. Marfisa kommt nun wenig von seiner Seite. Bradamante erhält bald Nachricht von diesem Verhältniß. Rührend sind schon die Klagen des von Liebe bestürmten Heldenmädchens, da sie zuerst nur Rüdigers Ausbleiben beweint, ohne noch von seiner Leidenschaft für Marfisa zu wissen.

Und da sie noch von ihm nicht Kund' empfangen,
Und minder noch ihn selber ward gewahr,

Hob sie ein Klagen an, das die mit Schlangen
Behaarten Furien hätt' erweicht fürwahr.
Sie that den schönen Augen viel zu Leide,
Der weißen Brust, der goldnen Lockenseide.

* * *

So soll ich, sprach sie, den zu finden trachten,
Der sich vor mir verbirgt und der mich flieht?
Den schätzen, der mir lohnet mit Verachten?
Den bitten, der nie Antwort mir beschied?
So soll mein Herz nach meinem Hasser schmachten,
Der seinen Werth in solchem Lichte sieht,
Daß, um sein Herz zur Liebe hinzuneigen,
Wohl eine Göttinn muß vom Himmel steigen?

* * *

Er will (und kennt die Liebe meiner Seele)
Mich zur Geliebten nicht noch Dienerinn.
Wohl weiß er, daß ich todt für ihn mich quäle,
Und hilft mir nicht, bis ich gestorben bin.
Und daß ich nur die Qual ihm nicht erzähle,
Die beugen könnte den verstockten Sinn,
Verbirgt er sich vor mir, wie sich die Schlange,
Um bös zu bleiben, birgt vor dem Gesange.

* * *

O halt' ihn, Amor, ihn, der so geschwinde,
So rasch enteilt vor meinem trägen Nah'n!
Sonst gib, daß ich den Zustand wieder finde,
Wo ich nicht dir, noch Andern unterthan.
Doch, daß mein Fleh'n Mitleid in dir entzünde,
Wie thöricht, wie betrüglich ist der Wahn,
Da die durch dich dem Aug' entpreßten Zähren
Dir Freud' und Speis' und Nahrung selbst gewähren.

* * *

Doch über wen darf meine Klag' erschallen,
Als über mein Verlangen, das nie ruht,
Das mich erhebt bis zu des Himmels Hallen,
Bis ihm den Fittig senkt der Sonne Gluth?
Dann, nicht mehr tragen könnend, läßt mich's fallen;
Und hier noch endet nicht die blinde Wuth,

Der Fittig wächst auf's neu', verbrennt sich wieder,
Und wiederum stürz' ich zur Erde nieder.

* * *

Viel mehr noch hab' ich selbst mich anzuklagen,
Daß ich geöffnet ihm des Busens Pfad.
So konnt' es die Vernunft vom Throne jagen,
Und nichts vermag ich mehr durch Rath noch That.
Aus schlimmen treibt es mich in schlimm're Lagen;
Wie zügl' ich dieß, das keinen Zügel hat?
Es macht mir kund, daß es zum Tod mich führe,
Damit ich, wartend, mehr der Leiden spüre.

* * *

Allein, warum mich über mich beschweren?
Ich liebte dich; mein einz'ger Fehl war dieß.
Und ist es wohl für Wunder zu erklären,
Daß sich ein schwaches Weib besiegen ließ?
Warum mich waffnen sollt' ich und bewehren,
Da sich vor mir die höchste Schönheit wies?
Warum dem Adel nicht, der Weisheit trauen?
Unselig, wer nicht darf die Sonne schauen!

* * *

So nimmt der Schmerz sie ein, daß keine Stelle
Mehr übrig bleibt, wo Tröstung wohnen kann.

Endlich gibt ihr ein vorüberziehender Ritter Kunde von Rüdigers Treulosigkeit, und daß er sich nächstens mit Marsisa vermählen werde. Da wird sie von Verzweiflung ergriffen.

Sie warf, ohn' erst die Waffen abzulegen,
Sich mit dem Antlitz in das Bett hinein,
Nahm in den Mund das Tuch, um nicht zu regen
Des Hauses Argwohn durch ihr lautes Schrey'n,
Und wiederhohlend stets, was, Rüd'gers wegen,
Der Ritter sprach, fiel sie in solche Pein,
Daß sie nicht mehr sie zu ertragen wußte
Und endlich so ihr Luft verschaffen mußte.

* * *

Unselige! wem soll ich jemahls trauen?
Ja, treulos nenn' ich jeden nun und wild,

Muß ich dich, Rüd'ger, wild und treulos schauen,
Den ich für so getreu hielt und so mild.
Ward je, im Trauerspiel, dein Herz mit Grauen
Durch irgend eine Missethat erfüllt,
Die dir, bedenkst du nur, was ich verdiene,
Was du mir schuldig, kleiner nicht erschiene.

* * *

Warum, o Rüd'ger, da in unsern Zeiten
Kein Ritter dir an Muth und Schöne gleicht,
Da dir an Thatkraft keiner naht von Weiten,
Noch dich an Sitt' und Edelmuth erreicht,
Warum nicht machst du, daß dir auch von Seiten
Der Festigkeit sey gleicher Ruhm gereicht?
Daß man den Ruhm der unverletzbar'n Treue,
Der jede Tugend nachsteht, dir verleihe?

* * *

Und weißt du nicht, daß, wo nicht sie zu finden,
Man Edelmuth und Tapferkeit nicht zählt;
Wie alle Ding' in Finsterniß verschwinden,
Wie schön sie sind, wo Strahl des Lichtes fehlt?
Leicht war's, mit Trug ein Mädchen zu umwinden,
Das dich zum Herrn, Idol und Gott erwählt,
Das du gar wohl bereden hättest können,
Die Sonne selber schwarz und kalt zu nennen.

* * *

Grausamer, welche Sünde kann dich schmerzen,
Wenn's dich nicht reu't, zu tödten, die dich liebt?
Kannst du so leicht mit Schwur und Treue scherzen:
Wo ist die Last, die dir zu tragen gibt?
Und quälst du so mich, die dich liebt von Herzen,
Was wird am Feinde denn von dir verübt?
Es gibt Gerechtigkeit, so muß ich sprechen,
Im Himmel nicht, verzieht er, mich zu rächen.

* * *

Ist als das schwerste, was die Menschen fehlen,
Undankbarkeit, die schändliche, bekannt;
Ward ihrenthalb in finstre, dunkle Höhlen
Des Himmels schönster Engel einst verbannt;

Muß große Sünd' auf große Strafe zählen,
Wenn sich das Herz zur Beff'rung nicht gewandt:
So magst du dich vor rauher Geißel hüten,
Denn dein Vergeh'n willst du ja nicht vergüten.

* * *

Auch wegen Raub hab' ich dich anzuklagen,
Und klein ist jedes Laster gegen ihn.
Daß du mein Herz behältst, will ich nicht sagen;
Denn hievon sey Losſprechung dir verlieh'n.
Doch du warst mein, und konntest dennoch wagen,
Dich, wider alles Recht, mir zu entzieh'n.
O gib dich mir zurück! Du mußt ja wissen,
Nicht selig wird, wer fremdes Gut entrissen.

* * *

Du ließest mich, ich will dich nicht verlassen;
Und wollt' ich's auch, doch wär' es mir verwehrt.
Allein ich kann und will mein Leben lassen,
Um zu entflieh'n der Qual, die mich verzehrt.
Nur ungeliebt von dir, jetzt zu erblassen,
Das ist mein Schmerz: denn ward es mir gewährt,
Da, als ich dir noch theuer war, zu sterben,
Nie konnt' ich einen sel'gern Tod erwerben.

Schon ist sie im Begriffe sich selbst zu ermorden, doch der „bessere Geist" hält sie noch davon ab. Sie bewaffnet sich, nimmt den goldnen Speer, der jeden Gegner aus dem Sattel hebt, und reitet ganz allein fort, um an Rüdiger und Marfisa Rache zu nehmen.

Unterweges finden sich bald mehrere Abenteuer für sie. In einer bösen Nacht voll Sturm und Regen sehnt sie sich nach einem Obdach, und erkundigt sich deßhalb bey einem Hirten. Er verweis't sie an die Tristansburg, als die zunächst gelegene, erklärt ihr aber zugleich die daselbst herrschenden sonderbaren Gewohnheiten, denn —

Dort zu wohnen darf nicht jeder meinen;
Ein Ritter muß, eh' ihm Quartier vergönnt,

So wird denn der besiegten Dame von dem Herrn des Schlosses zu bleiben gestattet, und ein fröhliches Mahl schließt den Tag. Früh Morgens setzt Bradamante ihre Reise fort, erfährt Agramants Niederlage und seinen Rückzug nach Arles, und eilt dahin, indem sie vermuthet, auch ihren Rüdiger dort zu finden. Aber ehe sie noch dahin kommt, erfährt sie, daß Rodomont, dessen ganzes Beginnen ihr erzählt wird, mehrere fränkische Ritter besiegt habe, und sie nun gefangen halte. Sogleich eilt sie nun dahin, fordert ihn auf seiner Brücke zum Kampfe, und erklärt sich als Rächerinn der von ihm getödteten Isabella. Die Bedingungen des Kampfes sind: Unterliegt Bradamante, so wird auch sie Rodomonts Gefangene; wird aber er besiegt, so muß er alle gefangenen Ritter in Freyheit setzen, und Bradamanten seine Waffen geben, welche sie dann, statt der abzunehmenden Waffen der andern Ritter, an Isabellens Grabmahl aufstellen wird. Rodomont wird sogleich beym ersten Anfalle mit der goldenen Lanze aus dem Sattel gehoben, liegt einige Zeit betäubt auf dem Boden, geräth dann, zu sich kommend, in Wuth, schleudert seine Waffen weit von sich, und eilt fort, sich und seine Schmach, fern von allen Menschen, in einer dunkeln Höhle zu verbergen.

Endlich kommt Bradamante zu Arles an, und läßt dem Rüdiger verkünden: es sey ein Ritter da, der ihn zum Kampfe fordere, um ihm zu beweisen, daß er treulos und ein Verräther sey. Indessen Rüdiger sich rüstet, verlangen andere Ritter vom Könige Agramant die Erlaubniß, mit dem Fremden kämpfen zu dürfen.

Schon hat Bradamante zwey derselben auf den Sand gestreckt; der dritte ist Ferragu; doch —

Kaum sieht Ferragu die schönen Wangen,
So fühlt er schon sich halb besiegt von ihr
Und redet zu sich selbst mit leisem Bangen:
Ein Paradieses-Engel scheint er mir,
Und ehe mir sein Speer berührt die Glieder,
Wirft mich sein schönes Auge schon darnieder.

Bradamante spricht zu ihm, ehe sie den Kampf beginnen:

Euch will ich nicht verschmähen,
Doch lieber hätt' ich jemand sonst gesehen.
Und wen? sprach Ferragu; sie sagte leise:
Den Rüdiger; doch wie sie dieses spricht,
Deckt zartes Rosenroth, anmuth'ger Weise,
Mit heller Gluth ihr schönes Angesicht. —
Sie fügt hinzu: Von seinem hohen Preise
Ward ich hierher gelockt, ich läugn' es nicht.
Nichts wünsch' ich sonst, nichts ist, woran mir läge,
Als zu erspäh'n, was er im Kampf vermöge. —

Auch Ferragu muß sogleich den Sattel räumen, und hierauf den Rüdiger herbey rufen. Aber noch vor ihm erscheint Marfisa. Beyde Kriegerinnen kämpfen mit Erbitterung; der Streit mit Schwert und Speer wird mehrmahlen erneuert, und stets unterliegt Marfisa. Während dieses langwierigen Kampfes kommen, sowohl aus dem saracenischen als auch aus dem fränkischen Lager Scharen von Rittern heraus, und werden bald handgemein. Endlich erscheint Rüdiger. Von Schmerz und Wuth getrieben sprengt Bradamante ihm entgegen; aber ihr Arm ist schwach, und Rüdigers Arm nicht minder, da er sie erkennt. Er bittet sie dringend, ihn zu hören, da er ihren Zorn nicht begreifen kann. Sie ziehen sich endlich aus dem Kampfgewühle in einen nahen Cypressen-Hain zurück, in dessen Mitte ein Grabmahl von weißem Marmor steht.

Marfisa sieht sie von weitem, glaubt, sie zögen sich nur deßhalb dahin, um ihren Kampf zu enden, und folgt ihnen. Bradamante hält sich aber überzeugt, Marfisa eile ihnen nur aus Liebe nach, schleudert den Speer nach ihr, und greift sie endlich mit dem Schwerte an. Rüdiger will die kämpfenden Heldinnen trennen; vergebens! Sogar mit Dolchen dringen sie auf einander ein, und die wuthentbrannte Marfisa wendet sich nun gegen den Vermittler, der von ihr auch einen schweren Hieb auf den Kopf erhält, nun gleichfalls ergrimmt, einen

Es mit der Lanz in Händen sich verschaffen
Und auch hernach vertheid'gen mit den Waffen.

* * *

Der Ritter wird vom Schloßvogt aufgenommen,
Steh'n bey der Ankunft noch die Zimmer leer;
Geloben muß er nur, wenn Andre kommen,
Hinauszugeh'n zum Kampfe mit dem Speer.
Kommt Niemand: gut, so ist's zu seinem Frommen;
Kommt einer an: so nimmt er seine Wehr
Und kämpft mit ihm. Wer unterliegt im Streite,
Der muß die Wohnung räumen und in's Weite.

* * *

Auch mehrern Kriegern gibt man friedlich Zimmer,
Wie viel auch dort erscheinen auf einmahl.
Kommt Einer dann allein, so geht's ihm schlimmer;
Denn kämpfen muß er mit der ganzen Zahl.
Der Einzelne, der früher kam, muß immer
Zum Kampfe geh'n mit denen allzumahl,
Wie viel' es sind, die nach ihm dort erschienen,
Und hat er Kraft, so kann sie hier ihm dienen.

* * *

Wenn eine Frau zu jener Burg sich wandte,
Und es erscheint nach ihr noch eine dort:
So kann nur die als schöner Anerkannte
Quartier empfah'n; die's minder ist, muß fort. —

Bradamante besteht, diesen Gesetzen gemäß, einen Kampf mit drey nordischen Königen, die sie aus dem Sattel hebt, und eine Dame, von einem aus andern Damen und zwey Greisen bestehenden Tribunal für minder schön erklärt, muß ihr weichen. Die Besiegte soll nun sogleich die Burg verlassen; aber Bradamante, nicht minder gut und großmüthig als tapfer und schön, übernimmt selbst die Vertheidigung der Besiegten, und führt ihre Sache so bereit, daß sie auch hierin den Sieg erringt. Viel lustiger Witz liegt in ihrer Rede:

Ich will in diesem Streit als Anwald dienen,
Und sey ich schöner oder minder schön,

So bin ich hier nicht als ein Weib erschienen,
Und will mich auch nicht so behandelt seh'n.
Wer kann, ob ich ein Weib sey, sich erkühnen
Zu sagen, der mich nicht enthüllt geseh'n?
Was man nicht weiß, das darf man nicht entscheiden,
Am mind'sten dann, wenn And're drunter leiden.

* * *

Wohl And're gibt's, die lange Haare tragen,
Und die man doch nicht Weiber nennen kann;
Und dieß Quartier, das kann ein jeder sagen,
Ob ich's als Weib, als Ritter mir gewann.
Wie könnt ihr, mich ein Weib zu nennen wagen,
Wenn ich mich ganz benehme wie ein Mann?
Eu'r Brauch vertreibt nur Frauen, die von Frauen,
Nicht die von Kriegern hier besiegt sich schauen.

* * *

Gesetzt auch, daß ich zu den Frau'n gehörte,
Wie ihr es glaubt (doch ich gesteh's nicht ein),
Und meine Schönheit wär' in minderm Werthe,
Als dieser ihre: sollt' es möglich seyn,
Daß ihr, was mir die Tapferkeit gewährte,
Mir wieder nähmt, wär' auch mein Reiz nur klein?
Hart wär's, um mindern Reiz mir zu entraffen,
Was ich durch Muth erworben mit den Waffen.

* * *

Und sollt' auch wirklich der Gebrauch verlangen,
Die minder schöne müsse wieder geh'n,
Doch würd' ich mich zu bleiben unterfangen,
Möcht's mir deßhalb gut oder schlecht ergeh'n.
Wohl müßt' es also dieser Dame bangen,
Mit mir in solchem Kampfe sich zu seh'n;
Denn wollte sie mit mir um Schönheit streiten,
So kann sie viel verlieren, nichts erbeuten.

* * *

Und ungerecht ist ein Vertrag zu nennen,
Der nicht so viel Gewinn als Schaden beut.
Man muß demnach ihr das Quartier vergönnen,
Sowohl aus Gründen als Gefälligkeit.

Streich nach ihr führt, aber nicht sie, sondern den Stamm einer der Cypressen, die am Grabmahle stehen, tief verwundet. Plötzlich erbebt die Erde, und eine Stimme tönt aus dem Grabe herauf:

Der Hader ende
Sich zwischen euch! Wild ist's und unerlaubt,
Wenn eine Schwester fällt durch Bruderhände,
Wenn Schwester-Arm des Bruders Leben raubt.
Nicht eitel ist das Wort, das ich euch spende;
Marfisa, Rüd'ger, was ich sage, glaubt!
Ihr kam't zugleich an's Leben. —

Es ist die Stimme des Atlas, der ihnen nun die ganze Geschichte ihrer geschwisterlichen Verwandtschaft erzählt. Marfisa, Bradamante und Rüdiger versöhnen und umarmen sich, und der letztere erzählt nun in vielen Strophen die Geschichte seines Hauses, woraus denn am Schlusse auch hervor geht, daß seine und Marfisens Ahnen schon seit der Regierung Constantins Christen waren. Marfisa beschließt nun, sogleich zum Heere Carls zu eilen, sich taufen zu lassen, und von nun an für den Glauben ihrer Väter zu kämpfen. Auch Rüdiger wünscht ein Gleiches zu thun, sieht sich aber davon verhindert, indem er dem Könige Agramant den Schwur der Treue leistete. Dieser Fürst schlug ihn einst zum Ritter, überhäufte ihn mit Ehren und Wohlthaten, und ist nun unglücklich! Jetzt ist nicht der Augenblick, ihn zu verlassen. Rüdiger beschließt demnach, so lange bey ihm zu bleiben, bis günstigere Ereignisse ihn von seinem Schwure entbinden werden. Bradamante und Marfisa sehen sich genöthigt, seinen Entschluß zu billigen; er verläßt sie denn, nach einem kleinen episodischen Abenteuer mit dem Räuber Marganor, und kommt nach Arles, indessen die beyden Heroinnen sich in das Lager des Kaisers begeben, welchem der weit entfernte Astolf während seiner Abwesenheit bessere Dienste leistete, als wenn er stets bey ihm geblieben wäre. Wir verließen diesen Ritter auf seiner Luftreise mit dem Flü-

gelpferde, nachdem das Zauberschloß des Atlas vernichtet war. Sein Flug brachte ihn bis nach Afrika, wo er sich in Äthiopien herab ließ. Hier herrschte der mächtige und unendlich reiche König Senap; doch —

Er war bey allem Überfluß indessen
Gar elend um der Augen Licht gebracht.
Und doch war dieß gering nur zu ermessen;
Weit mehr Beschwerd' und größern Kummer macht
Ihm dieses, daß, trotz allen seinen Schätzen,
Er seinen Hunger nie vermag zu letzen.

* * *

Denn hat der Drang der Noth ihn überfallen,
Und reizt zum Essen oder Trinken ihn:
So sieht man gleich der Hölle Nachheer wallen,
Die ungeheuern, gräßlichen Harpy'n,
Die mit dem Schnabel, mit den gier'gen Krallen
Gefäß' umwerfen, ihm die Speis' entzieh'n
Und, was der Bauch nicht mehr vermag zu fassen,
Besudelt und verdorben hinterlassen.

Diese Strafe ward von Gott über ihn verhängt, weil er sich einst, noch in früher Jugend, vom Stolze verleiten ließ, mit einem Heere nach einem himmelhohen Gebirge zu ziehen, auf dem, wie die Sage ging, das irdische Paradies sich befinden sollte:

Weßhalb er sich mit Fußvolk und Kamehlen
Und Elephanten keck und stolz erhebt,
Voll von Begier, wenn Menschen dort zu finden,
An sein Gesetz und Zepter sie zu binden. —

Doch war ihm die Prophezeihung geschehen, er würde einst durch einen auf einem Flügelrosse aus der Luft kommenden Ritter von seinem Elende befreyt werden. Da er nun Astolfs Ankunft vernimmt, hält er ihn für einen Engel, läßt sich eilig zu ihm bringen, beschwört ihn, die Harpyen zu vertreiben, und verspricht, ihm einen Tempel aus Marmor,

Gold und Edelstein zu erbauen. Astolph erklärte sich zur Hälfte bereitwillig, und geht mit dem Könige in den Pallast. Kaum haben beyde sich zur Tafel gesetzt —

Und sieh, schon hört man rings die Lüfte heulen,
Gepeitschet von des grausen Fittigs Macht.
Sieh, wie die scheußlichen Harpy'n sich weisen,
Herabgelockt durch den Geruch der Speisen.

* * *

Es kommen ihrer sieben angezogen,
Mit einem bleichen Antlitz wie der Frau'n
Von langem Hunger dürr und ausgesogen,
Furchtbarern Anblicks, als des Todes Grau'n.
Auf breiten Flügeln kommen sie geflogen,
Mit gier'gen Händen, krumm gebog'nen Klau'n,
Mit Bäuchen, groß und stinkend, und mit langen,
Im Kreis gewund'nen Schweifen, wie bey Schlangen.

Die Beschreibung dieser Unthiere wird in den folgenden Versen noch viel ekelhafter, als sie es hier schon ist. Vergebens werden sie vom tapfern Astolf bekämpft:

Auf Hals und Stelß ertheilt er allen Sieben,
Auf Brust und Flügel Hiebe sonder Zahl;
Allein als träf' er Werg mit seinen Hieben,
So matt und ohne Wirkung fällt der Stahl.

Endlich gelingt es ihm, durch sein fürchterlich tönendes Zauberhorn die grausen Vögel zu verscheuchen. Sie fliegen empor; Astolf besteigt sein Flügelpferd, und verfolgt sie, ihnen immerfort in die Ohren blasend, durch die Luft, bis zu jenem, dem Senap einst so gefährlichen Hochgebirge, in dessen Tiefe sie sich versenken.

Astolf erhebt sich bis zum Gipfel des Berges, wo er eine paradiesische Gegend findet:

Die Blumen, die in diesen frohen Auen
Zephyr erzeugte, sind wie Perlen schier,
Wie Gold, Rubin und Chrysolith zu schauen,
Wie Hyacinth, Demant, Topas, Sapphir.

Das Gras dort, ließ es sich hienieden bauen,
Besiegt an Grüne der Smaragden Zier.
Nicht minder schön ist auch das Land an Zweigen,
Die immer Blüthen, immer Früchte zeigen.

* * *

Die Vöglein singen in belaubter Halle,
Weiß, blau und grün und roth und gelb zu seh'n.
An reiner Klarheit weichen die Krystalle
Den Murmelbächen und den stillen Seen.
Ein sanfter Wind, von dem es scheint, er walle
Gleichmäßig stets, ohn' anders je zu weh'n,
Erschüttert rings den Luftkreis unaufhörlich,
Und nimmer fällt des Tages Gluth beschwerlich.

* * *

Er raubt den Wohlgeruch von allen Seiten,
Den Blüthe, Frucht und Grün so reich gewährt,
Um eine süße Mischung zu bereiten,
Die stets den Geist mit holder Anmuth nährt.
Ein Schloß erhebt sich in den ebnen Weiten,
Von hell lebend'gen Flammen wie verklärt;
Solch glänzend Licht scheint von ihm auszugehen,
Dergleichen man auf Erden nie gesehen.

* * *

Im Vorhof dieser Wohnung sel'ger Freude
Naht sich ein würd'ger Greis dem Paladin,
In rothem Mantel, weißem Unterkleide,
Dieß gleich der Milch und jener dem Carmin.
Weiß sind die Locken, weiß und sanft wie Seide
Die Haare, die vom Kinn zur Brust sich zieh'n.
Ehrwürdig ist sein Antlitz anzuschauen,
Den Auserwählten gleich in Edens Auen.

Dieser Greis ist niemand Anderer — als der Evangelist Johannes,

Des Erlösers Liebe,
Von dem die Red' in der Gemein' erscholl,
Daß nie der Tod an ihm Gewalt verübe.

Er bewohnt, mit Enoch und Elias gemeinschaftlich, dieses irdische Paradies. Von ihm erfährt Astolf die Raserey seines Vetters Roland, und daß Gott ihm diese Strafe bloß wegen seiner Liebe zur Heidinn Angelica gesendet habe; daß drey Monathe in diesem bejammernswürdigen Zustande zur Büßung für seinen Fehler hinreichen, daß Gott selbst diese Frist bestimmt habe, und daß endlich Astolf auf des Allmächtigen Wink hierher gekommen sey, um die Mittel zu erfahren, wie Roland seinen Verstand wieder erhalten könne. Um nun aber die Arzeney zu bekommen, muß Astolf sich zu einer Reise in den Mond, wo jene aufbewahrt ist, entschließen.

Vier Rosse, die der Flammen Noth besiegen,
Spannt an die Deichsel nun der heil'ge Mann;
Und da er mit Astolfen eingestiegen,
Nimmt er den Zaum und treibt sie himmelan.
Der Wagen eilt, die Lüfte zu durchfliegen,
Und langt gar bald im ew'gen Feuer an.

Dort finden sie in einem Thale eine Menge sonderbarer, und zwar meistens solcher Dinge, die uns auf Erden entweder gar nicht gewährt werden, oder doch verloren gehen.

Dort oben ist viel Ruhm, den mit den Tagen
Die Zeit hienieden, wie ein Wurm, verzehrt;
Gelübde sind alldort, Gebeth ohn' Ende,
Die von uns Sündern geh'n in Gottes Hände.

In diese Mondes-Schatzkammer häuft nun Arioists reicher Witz eine Fülle von satyrischen Zügen auf:

Verliebter Seufzer, Seufzer sind alldort und Thränen,
Die leere Zeit, die man beym Spiel verliert,
Die Muße, die Unwissende vergönnen,
Die eitlen Plane, die man nie vollführt.
In solcher Meng' ist das verlorne Sehnen,
Daß ihm des Raumes größter Theil gebricht.

Was du verlorst allhier, mit einem Worte,
Das Alles findest du an jenem Orte.

Fischangeln nun, von Gold und Silber füllen den nächsten Raum; Dieß —

Sind Gaben, die man, um des Lohnes willen,
Den Kön'gen, Fürsten und Patronen macht.
Auch Netze gibt's, die sich in Blumen hüllen,
Der Schmeicheley'n gefährlich bunte Pracht.
Die Verse, die man großen Herrn gesungen,
Sie gleichen dort Heuschrecken, die zersprungen.

* * *

Die Liebeshändel, die kein Ziel erreichen,
Sind hier in gold'ner Ketten Form zu seh'n.
Auch Adlerklauen gibt's, des Ansehn's Zeichen,
Das Herren ihren Diener zugesteh'n.
Die Blasebälge mit gefüllten Schläuchen
Sind Fürstenrauch und Gunst, die leicht verweh'n; u. s. w.

* * *

Zu lange währt's, wenn ich das Alles sänge,
Was vor die Augen dort ihm ward gebracht.
Zu enden glaub' ich nicht, daß mir gelänge;
Denn dort war Alles, was hier je erdacht.
Nur Thorheit gab's nicht viel noch wenig oben;
Denn die bleibt hier, wird nie vom Fleck gehoben.

Nun aber, die Hauptsache!

Nun kommt, was Alle so zu haben meinen,
Daß Keiner je den Höchsten darum bath:
Dieß war Verstand, und dessen Haufen machen
Allein mehr aus, als all' die andern Sachen.

* * *

Als feiner Liquor war er hier zu sehen,
Der, nicht sehr fest verschlossen, leicht verraucht.
Man sah in Flaschen aller Art ihn stehen,
Groß oder klein, wie man sie nun gebraucht.
Die ließ sich als die größte leicht erspähen,
Die den Verstand des Grafen eingehaucht.

Man kannte sie aus allen, die hier blieben;
Rolands Verstand, war draußen angeschrieben.

* * *

Und so auch auf den andern Flaschen standen
Die Nahmen, denen der Verstand gehört.
Auch von Astolfs Verstand war viel vorhanden;
Allein noch mehr Verwunderung gewährt
Ihm dieß, zu seh'n, daß Viele hier sich fanden,
Die, wie er glaubte, keinen Gran entbehrt;
Und nun entdeckt sich's, daß sie wenig haben,
Denn er befand sich hier in großen Gaben.

Astolf hält sein Verstandesfläschchen an die Nase, und zieht die schöne Geistesgabe an ihren eigentlichen Bestimmungsort hinauf. Die Flasche Rolands-Verstand nimmt er mit sich.

Ehe er den Mond verläßt, wird er vom Apostel in ein Schloß geführt, an dessen Seite ein Fluß hinabwärts gleitet. Es ist der Pallast der Parzen, die hier die Lebens- und Schicksalsfäden spinnen und zerschneiden. Diese ganze allegorische Dichtung ist sehr schön und sinnvoll.

Da Astolf vom Mond wieder zur Erde, und nach Äthiopien kommt, heilt er den König Senap von seiner Blindheit. Der dankbare Fürst gibt ihm dafür ein zahlreiches Heer von Hülfstruppen gegen den König Agramant. Dieses Heer besteht aber nur aus Fußvolk; die Reiterey fehlt gänzlich. Astolf weiß sich aber zu helfen. Er kniet auf dem Hochgebirge nieder, und läßt, ein zweyter Deukalion, Steine herab rollen, welche sich sogleich in Pferde sammt Sattel und Zeug verwandeln, und also von dem Fußvolke sogleich bestiegen werden.

Mit diesem Kriegsheere zerstört und verwüstet Astolf die reichen Länder des Königs Agramant in Afrika. Als dieser hiervon die Nachricht erhält, will er Frankreich sogleich verlassen, und seinem Reiche zu Hülfe eilen. Vor dem Abzuge aber thut er dem Kaiser den Vorschlag, den Krieg durch einen Zweykampf entscheiden zu lassen. Carl bestimmt dazu den Rinaldo, Agramant den Rüdiger. Dieser, so sehr auch die ehrenvolle

Auszeichnung ihm schmeichelt, ist doch in Verzweiflung, daß er sich mit dem Bruder seiner Geliebten schlagen soll.

Astolf hat indessen beschlossen, Agramants verheerte Staaten zu verlassen, und mit seinen Truppen zur Befreyung Frankreichs zu eilen. Dem edlen Vorsatze steht aber das kleine Hinderniß entgegen, daß er keine Flotte hat, um sein Heer überzuschiffen. Er weiß aber diesen Mangel bald eben so leicht, als jenem der Pferde, abzuhelfen: er wirft aus vollen Händen, Ceder-, Palm- und Lorberblätter ins Meer, und siehe da! sie verwandeln sich augenblicklich in Schiffe.

Indessen diese Flotte auf günstigen Wind zur Abfahrt wartet, führt der Zufall in ihre Mitte diejenigen Schiffe, welche die vom besiegten Rodomont frey gegebenen fränkischen Ritter in ihr Vaterland zurück bringen sollen. Die wackern Gefährten waren hier eben versammelt, als sie ein plötzlich entstehendes Getöse vernehmen, welches sich bald über das ganze Ufer verbreitet. Ein einziger Mensch, nackt und wüthend, verursacht diesen Tumult. Mit einem ungeheuren Knüttel bewaffnet, wagt er, das ganze Heer anzufallen. Schon hat er mehr als hundert getödtet; die andern fliehen, und schießen aus der Entfernung Pfeile nach ihm. Astolf und die übrigen Ritter eilen herbey, und erkennen mit Mühe in den entstellten Gesichtszügen den unglücklichen Roland.

Der traurige Zustand des Armen rührt alle seine Freunde und Waffenbrüder zu Thränen. Astolf eilt nach seinem Zelte, um das Fläschchen herbey zu bringen, worin sich Rolands Verstand befindet. Die andern schließen ihn in immer engere Kreise ein, bis sie ihn endlich ergreifen, und es ihnen gelingt, ihn mit Stricken zu binden und zu Boden zu werfen. Dann wird er an das Ufer des Meeres gebracht und rein gewaschen. Astolf stellt das Fläschchen dem Roland so vor die Nase, daß er den Geist hinaufzieht und einathmet. In dem Augenblicke ist er so vernünftig, als er es jemahls war, und mit seiner Raserey entflieht auch zugleich seine ganze Liebe zur schönen Angelica. Man gibt ihm Kleider und Waffen, da er von Be-

gierde brennt, sein Vaterland zu befreyen. Die Flotte segelt nach der Provence, die Landtruppen belagern Biserta, die Hauptstadt in Agraments Reich. Astolf leitet die Belagerung, und Roland ist ihm zur Seite.

Indeß war auch der Kampf zwischen Rinaldo und Rüdiger begonnen. Der letztere schonte seinen Gegner, und vertheidigte sich nur schwach. Die weise Melissa eilt herbey, diesen ungleichen Streit zu endigen. Sie weiß den Agramant durch Blendwerk dahin zu bringen, daß er den geschlossenen Vertrag bricht, und auf das christliche Heer einen allgemeinen Angriff thut. Rinaldo und Rüdiger werden durch das Kampfgetümmel getrennt. Agramant, nochmahl geschlagen, sammelt den Rest seines Heeres, um sich damit nach Afrika einzuschiffen.

Sein Unglück läßt ihn aber auf hoher See die von Astolf geschaffene Flotte begegnen, vom tapfern Dudo befehligt. Er wird in der Nacht angegriffen, ein Theil der Schiffe genommen, der andere verbrannt oder in den Grund gebohrt. Agramant selbst entkommt nur mit Mühe; aber schon erwartet ihn ein neues Unglück. Sich der afrikanischen Küste nähernd, erblickt er Biserta, die Hauptstadt seines Reiches, in Flammen. Astolfs Landmacht hatte sie belagert, eingenommen, und zerstört. Der unglückliche König geräth in Verzweiflung, wird durch seinen Freund Sobrin mit Mühe vom Selbstmord zurückgehalten, dann aber von einem plötzlich entstandenen Sturm von der Küste zurückgeschleudert und auf ein ödes Eiland verschlagen, wohin auch Gradaß, König von Serican, kommt.

Nach langem gemeinschaftlichen Berathen fassen hier beyde den Entschluß, den Roland und zwey seiner Ritter zum Kampfe auf Lipadusa, einer der afrikanischen Küste nahe liegenden Insel, aufzufordern. Roland nimmt die Aufforderung an, und erscheint mit Olivier und Brandimarte gegen Agramant, Gradaß und Sobrin. So wird denn auf dem einsamen öden Eiland ein Kampf mit einer Tapferkeit geführt, die es verdiente, aller Welt sichtbar und bekannt zu werden. Brandimarte wird getödtet, Olivier schwer verwundet; endlich aber siegt Roland,

und tödtet die beyden Könige. Sobrins Wunden entströmt das Blut. Roland pflegt ihn eben so wie den Olivier, kann sich aber seines glänzenden Sieges nicht freuen, sondern ist untröstlich über den Tod seines Freundes Brandimarte.

Indeß hat sich Rüdiger in Frankreich eingeschifft, um nach Afrika zu segeln, und dem König Agramant zu folgen, an welchen er sich noch immer durch Pflicht und Eid gebunden glaubt. Auch er wird von einem Sturm ergriffen, sein Schiff scheitert an wilden Klippen. Noch von den Wellen umhergeworfen, erinnert er sich seines Vorsatzes, Christ zu werden, und thut neuerdings ein sehr ernstliches Gelübde. Kaum gelandet auf der Felseninsel, findet er einen Eremiten, welcher ihn sogleich tauft.

Rinaldo, von seiner Leidenschaft für Angelica durch einen Trunk aus der Quelle des Hasses geheilt, vernimmt Rolands Genesung, und seinen Aufenthalt auf der Insel Lipadusa. Er eilt dahin, und trifft ein, nachdem er unterwegs einige Abenteuer selbst bestanden, noch mehrere aber, wie z. B. die schöne Geschichte vom bezauberten Becher, erzählen gehört hat. Er findet den Roland, über Brandimarte's Leichnam trauernd. Beyde begeben sich nach Sicilien, um dem Todten ein würdiges Leichenbegängniß zu feyern. Auch Olivier, noch wundenmatt, ist bey ihnen, und wird endlich durch Gebeth und Segnung des frommen Eremiten, zu dem die Ritter sich führen lassen, vollkommen geheilt.

Rüdiger, der vor Kurzem Getaufte, wird vom Eremiten den übrigen Rittern vorgestellt, und von ihnen herzlich aufgenommen. Einen innigen Freundschaftsbund schließt er bald mit Rinaldo, dem Bruder seiner geliebten Bradamante. Alle schiffen sich ein, segeln nach Frankreich, und landen im Hafen von Marseille. Hier kommt auch Astolf zu ihnen, nachdem er seine Luftreise geendet, und den Hippogryph in Freyheit gesetzt hat.

Zu Arles werden die Ritter von Carl dem Großen huldvoll empfangen. Rüdiger, seine Schwester Marfisa, und Bradamante, sind voll Entzückens, sich endlich wieder zu finden.

So sind denn nun zwey Haupthandlungen des Gedichts geschlossen, da Roland seinen Verstand und seine Gemüthsruhe wieder gefunden hat, die beyden Saracenen-Könige aber aus Frankreich vertrieben, und getödtet sind. Der Dichter verwendet nun den Schluß der Epopee auf die Vereinigung Rüdigers und Bradamantens.

Rinaldo macht seinem Vater, dem Herzog Haymon, bekannt, daß er die Schwester Bradamante dem Rüdiger zur Gattinn verheißen habe. Der Herzog geräth hierüber in heftigen Zorn, denn er hat die Tochter dem Sohne des griechischen Kaisers Constantin versprochen, und will durchaus sie als Kaiserinn auf dem Throne sehen. Bradamante ist in Verzweiflung. Rüdiger beschließt, von Wuth entflammt, den jungen Leo (des Kaisers Sohn) zum Zweykampfe zu fordern, ihn und seinen Vater zu entthronen, und sich durch diese Heldenthat würdig zu machen, selbst von Bradamantens Ältern gerne als Eidam anerkannt zu werden. Bradamante wagt es nicht, sich dem Willen ihrer Ältern offen zu widersetzen, sondern schlägt einen bessern Weg ein, indem sie sich unmittelbar an Carl den Großen wendet, der zu ihrem Vortheile den Befehl erläßt, daß kein Ritter ihre Hand erhalten könne, welcher sie nicht zuvor im Kampfe besiegt habe. Haymon und dessen Gemahlinn, über diesen Befehl höchst aufgebracht, verschließen die Tochter in eine sehr stark befestigte Burg. Bradamante, die sonst so gefürchtete Heldinn, unterwirft sich mit kindlicher Ergebenheit und Demuth. Rüdiger schreitet indeß zur Ausführung seines Entschlusses. Er findet den griechischen Kaiser an der Spitze seines Heeres in der Gegend der Stadt Belgrad, welche er den Bulgaren wieder entreißen will. Das Heer der Griechen ist vier Mahl stärker als das bulgarische. Leo tödtet mit eigener Hand den König der Bulgaren, die nun eine Niederlage erleiden und entfliehen. Rüdiger benützt die Gelegenheit, sammelt die Flüchtigen, stellt sich an ihre Spitze, greift die bisher siegreichen Griechen an, und schlägt sie, ihrer Überzahl ungeachtet. Leo wird von Bewunderung über Rüdigers Helden-

thaten ergriffen, und wünscht die Freundschaft des Unbekannten. Die Bulgaren biethen dem Rüdiger, nach gewonnener Schlacht, Reich und Krone an, die er aber nicht eher annehmen will, als bis er den jungen Leo getödtet haben wird, welchen er nun, sich von dem Heere trennend, ganz allein verfolgt.

Er kommt in eine Stadt und steigt in einer Herberge ab, wo man an seinem Schilde in ihm denjenigen Krieger erkennt, der dem Kaiser den Sieg entrissen hatte. Der Commandant des Platzes läßt ihn im Schlafe überfallen und gefangen nehmen, und den Kaiser davon sogleich benachrichtigen. Leo, verharrend in seiner für Rüdigern gefaßten Vorliebe, glaubt in dessen gefährlicher Lage eine günstige Gelegenheit zu finden, sich die ersehnte Freundschaft desselben zu erwerben. Unglücklicher Weise aber hat Rüdiger den Sohn Theodorens, der Schwester des Kaisers, in der Schlacht getödtet, und diese dringt nun so sehr auf seinen Tod, daß der Bruder ihr die geforderte Genugthuung nicht versagen kann. So wird denn Rüdiger der Rachedürstigen ausgeliefert, gefesselt in ein unterirdisches Gefängniß geworfen, und mit dem schmählichsten Tode bedroht.

Indeß hat Carl der Große jenen Befehl bekannt gemacht, daß derjenige, der Bradamanten zur Gattinn erhalten wolle, um sie kämpfen müsse. Haymon und die Herzoginn sehen sich gezwungen, dem Machtspruche des Kaisers zu weichen, und die Tochter an seinen Hof zu führen, welchen Rüdiger schon verlassen hatte. Bradamante ahnet zwar nicht die Gefahr, in welcher er sich befindet, geräth aber doch in Erstaunen und Angst, da sie weder erfahren kann, weßhalb er sich entfernt habe, noch wo er sich befinde. Die grausame Theodora dringt auf seinen Tod, aber der edelmüthige Leo kann es nicht dulden, daß ein so tapferer Ritter so schmählich sterbe. Er besticht die Wächter, geht selbst in das Gefängniß, befreyt und verbirgt ihn in seinem eigenen Hause so lange, bis er ihn mit Waffen versehen, und in Sicherheit bringen kann. Gegen solchen Edelmuth kann Rüdigers Haß nicht bestehen,

und er sinnt nur darauf, dem Retter seines Lebens genügende Beweise der Dankbarkeit zu geben.

Hierzu biethet sich ihm aber bald eine unerwartete Gelegenheit. Leo erfährt, welchen Befehl Carl der Große an Bradamantens Freyer ergehen ließ, erklärt dem Rüdiger, er fühle sich in der Waffenführung zu schwach, und dringt daher in diesen, sich für ihn zum Kampfe zu stellen, und in seiner Rüstung und in seinem Nahmen zu kämpfen. Er läßt nicht ab, bis Rüdiger einwilliget, und mit ihm abreiset. Der zum Kampf um die Braut bestimmte Tag erscheint. Rüdiger kämpft in Leo's Waffenrock und mit dessen Schilde, kenntlich durch die Devise, mit Bradamanten. Der Kampf dauert den ganzen Tag, und da Rüdiger Bradamanten nicht besiegt, wird er für besiegt erklärt. Düster kehrt er in sein Zelt zurück; vergebens sucht Leo durch das liebevollste Benehmen und durch Ergießung seiner Dankgefühle ihn zu besänftigen und zu erheitern. Er verläßt in der Nacht den Hof, und flieht in einen einsamen Wald, entschlossen, dort den Tod zu finden.

Bradamante befindet sich in nicht geringerer Verzweiflung. Marfisa eilt ihr zu Hülfe. Sie tritt vor den Kaiser mit der festen Erklärung, Bradamante sey nicht mehr frey, da sie in ihrer eigenen Gegenwart, wie auch vor Roland, Rinaldo und Olivier dem Rüdiger Lieb' und Treue geschworen habe, folglich keines Andern Hand mehr annehmen könne; sie selbst (Marfisa) werde Bradamanten gegen jeden kampflustigen Freyer vertheidigen.

Nun zerfällt der ganze Hof in zwey Parteyen, die eine für den abwesenden Rüdiger, die andere für den Leo, dem man den Kampf mit Bradamanten zuerkennen will. Marfisa thut nun den Vorschlag, daß Leo mit ihr selbst um Bradamanten kämpfe, die dann der Preis des Siegers werden soll. Leo, der von Rüdigers Entfernung noch nichts weiß, nimmt die Ausforderung an, in der Meinung, daß dieser den Kampf für ihn bestehen werde. Wie groß ist aber seine Angst, da er nun Rüdigers Flucht erfährt! Von Furcht und Schrecken ge-

foltert, sendet er nach allen Seiten Bothen aus, um den Entflohenen wieder zurückzubringen. So wird denn der Knoten immer verwickelter; ihn zu lösen, muß Melissa erscheinen. Sie benachrichtiget den Prinzen Leo, daß der Ritter, welchen er überall aufsuchen lasse (Rüdiger), auf dem Punct stehe, sich das Leben zu nehmen, und daß es bey ihm stehe, dieses zu erhalten. Ohne weitere Erklärung, führt sie ihn in den Wald, wo sie den Rüdiger finden, seit drey Tagen auf der Erde liegend, und entschlossen, hier zu sterben. Der freundschaftlichen Wärme des edlen Jünglings gelingt es endlich, dem Leidenden das Geheimniß seines Nahmens und seiner Liebe zu entreißen, worauf er den erstaunten Nebenbuhler zärtlich in seine Arme schließt, Bradamanten entsagt, und endlich bey dem Frankenkaiser selbst für Rüdigern um sie wirbt. Um das Glück des letztern voll zu machen, erscheint nun eine bulgarische Gesandtschaft, die ihm die früher ausgeschlagene Krone aufdringt. Selbst der ehrgeizige Herzog Haymon und seine Gemahlinn geben nun ihre Einwilligung, und so wird denn die Vermählung des neuen Königs Rüdiger mit Bradamanten unter den glänzendsten Hoffesten vollzogen.

Nur Eine düstere Erscheinung tritt störend in die allgemeine Freude ein; es ist Rodomont, der einzige von den drey nach Frankreich gekommenen Saracenen-Königen, der noch am Leben, und nach Afrika nicht zurückgekehrt ist. Er hatte sich in seinem einsamen Aufenthalt selbst das Gelübde aufgelegt, sich ein Jahr lang aller Waffenthaten zu enthalten. Diese Zeit ist nun vorüber, und er erscheint düster und schrecklich in schwarzer Rüstung an Carls Hofe bey dem feyerlichen Gelage vor der Tafel, an welcher die Neuvermählten links und rechts neben dem Kaiser sitzen. Mit lauter Stimme ruft er den Rüdiger an, schilt ihn einen Verräther an seinem Glauben und an seinem König, und fordert ihn zum Kampfe. Alles geräth in Furcht; nur Rüdiger erhebt sich furchtlos, ergreift die Waffen, kämpft, und tödtet den fürchterlichen Gegner, welcher unter gräßlichen Flüchen den Geist aufgibt. Und so schließt

das Gedicht, nachdem Roland den verlornen Verstand wieder gefunden hat, Frankreich von den Saracenen befreyt ist, und die Neuvermählten das volle Glück ihrer treuen Liebe genießen.

Urtheile über Ariosts rasenden Roland.

Die Fehler, welche man an demselben gerügt hat, bestehen im Wesentlichen darin:

a) Mangel an Einheit der Handlung, welcher dem Interesse und dem Totaleindrucke wesentlich schadet, da er dem Leser nie gestattet, die so vielen einzelnen Handlungen unter einem allgemeinen Gesichtspuncte zu verbinden.

b) Er läßt seine Hauptpersonen nie zu gleicher Zeit erscheinen, und verweilt bey jeder Person wechselweise, als wäre sie sein erwählter Haupthelb. Er verläßt sie in den schwierigsten Lagen, um zu andern Personen oder Begebenheiten überzugehen, die mit den erstern in gar keiner Verbindung stehen.

c) Ariost ist schwach in der Charakter-Zeichnung. Alle seine Helden sehen sich gleich, und es fehlt ihnen an Individualität. Sie zerfallen sämmtlich in zwey Hauptclassen: milde und edle, wilde und grausame. Die Individuen jeder dieser zwey Abtheilungen haben die unverkennbare Ähnlichkeit der Familien-Physiognomie. Dieß gilt sowohl von den heidnischen als von den christlichen Rittern, und selbst von den Frauen, die gleichfalls wieder zwey Hauptclassen bilden: weiche und schüchterne, muthige und tapfere.

d) Sein dramatisches Talent ist viel schwächer, als seine herrliche Gabe zu erzählen und zu mahlen, weil bey ihm die Phantasie dem Gemüthe beträchtlich vorherrscht. Daher kommt es, daß seine Personen zwar unsere größte Theilnahme erwecken, wenn er sie in die schrecklichsten Situationen versetzt, ihr Unglück und ihre Leiden mit den kräftigsten Farben schildert; sobald sie aber den Mund öffnen, um ihre Klagen auszusprechen, werden wir kalt oder wenigstens kühl, weil Alles, was

sie sagen, nicht aus dem Herzen kommt, sondern bloß Sache der Phantasie ist.

e) Endlich wird von strengern Kritikern sogar die Nachlässigkeit der Diction getadelt, wodurch die Darstellung unter der Würde und Höhe des epischen Gedichts bleibt.

Gegen diese Rügen finden die Verehrer dieses Gedichts noch viel mehr Reize und Vorzüge zu bewundern. Selbst die getadelte Nachlässigkeit, sagen sie, hat eine eigene Anmuth naiver Leichtigkeit. Fehlt es auch an Einheit der Handlung, so tritt dafür der reichste Erfindungsgeist ein, welcher sich durch das Ganze in schöner Freyheit entwickelt. Die fehlende Mannigfaltigkeit der Charaktere und das ihnen mangelnde Interesse wird reichlich ersetzt durch das Interesse der Situationen, die im höchsten Grade poetisch sind, und das romantische Spiel der Phantasie in unaufhörlicher Bewegung erhalten. Für den Mangel des Sentimentalen werden wir durch den Reichthum des Naiven vollkommen entschädiget. Und ist auch das Letztere der mächtig vorherrschende Theil, so finden wir doch auch manche rührende Schilderung voll tiefer Innigkeit. Von dieser Art ist z. B. die Stelle im 24. Gesange, worin der Tod Zerbins und Isabellens Schmerz erzählt wird. Er erlag im Kampfe mit Mandricard, befindet sich jetzt mit Isabellen mitten in einer Wüste, und das Blut entströmt seinen vielen und tiefen Wunden:

Er hält am Ende still bey einer Quelle,
Vor Schwäche kann er schon nicht weiter geh'n.
Nicht was sie sagen soll, weiß Isabelle,
Noch was sie thun soll, um ihm beyzusteh'n.
Zu fern ist jede Stadt von dieser Stelle,
Und bloß vor Mangel sieht sie ihn vergeh'n;
Denn keinen Arzt gibt's hier im Waldgehege,
Der ihn aus Mitleid oder Lohnsucht pflege.

* * *

Nichts kann sie thun, als fruchtlos sich beklagen,
Ob des Geschicks und Himmels Grausamkeit,

Warum, ich Arme! hört Zerbin sie sagen,
Verschlang mich nicht das Meer zu jener Zeit?
Zerbin, zu ihr den matten Blick geschlagen,
Trägt um der Freundinn Kummer tief'res Leid
Als um die Qualen, die ihn selbst durchdringen
Und ihn nunmehr dem Tode nahe bringen.

* * *

So, Theure, spricht er, magst du mich noch lieben,
Wenn mich der Tod nun bald entfernt von dir,
Als nicht mein Tod, nur dieß mich mag betrüben,
Daß ohne Führer ich dich lass' allhier.
Die letzte Stunde, die mir übrig blieben,
Entschwände sie an sicherm Orte mir:
So stärb' ich gern, beglückt und voller Freude,
Weil ich an deiner Brust vom Leben scheide.

* * *

Doch muß ich Armer dich in dieser Stunde
Verlassen, ungewiß, in wessen Hand,
So schwör' ich dir bey diesem Aug' und Munde,
Bey diesem Haar, das mich so fest umwand,
Verzweifelnd steig' ich zu dem finstern Schlunde
Der Höll' hinab; und daß in solchem Stand
Ich dich verließ, weit mehr wird das mich plagen,
Als alle Qual, die dort mir zu ertragen.

* * *

Die Schöne, ganz von Schmerz durchdrungen, bückte
Zu ihm mit thränenfeuchtem Antlitz sich,
Indem sie zärtlich ihre Lippen drückte
Auf seinen Mund, der einer Rose glich,
Die, weil man nicht zur rechten Zeit sie pflückte,
Auf ihrem schattigen Gebüsch verblich.
Nein, sagte sie, du sollst dich, o mein Leben,
Auf diesen Pfad nicht ohne mich begeben.

* * *

Laß, Theurer, deßhalb keine Furcht dich quälen;
In Höll' und Himmel bin ich dein Geleit.
Vereint entfliehen sollen unsre Seelen,
Vereint auch bleiben bis in Ewigkeit.

Der inn're Schmerz wird, hoff' ich, mich entseelen,
Sobald dein Blick mein Herz nicht mehr erfreut.
Und kann er's nicht, so will ich dir versprechen,
Mit diesem Schwert die Brust mir zu durchstechen.

* * *

Mehr Glück, ich hoff's, wird, wenn wir umgekommen,
Den Körpern werden, als da wir gelebt;
Vielleicht wird irgend wer hierher noch kommen,
Der mitleidsvoll beysammen sie begräbt. —
So redet sie und sammelt, schmerzbeklommen,
Den letzten Rest des Lebens, das entschwebt,
Das schon der Tod sich rüstet zu entführen,
Und saugt ihn ein, so lang ein Hauch zu spüren.

* * *

Der Jüngling sucht den schwachen Ton zu heben:
Ich bitte dich, mein Abgott, spricht Zerbin,
Bey jener Liebe, die dir Muth gegeben,
Um meinethalb der Heimath Strand zu flieh'n;
Ja, wenn ich darf, befehl' ich's: Bleib am Leben,
So lang es Gott nicht selbst dir wird entzieh'n.
Und nie, in keinem Fall, vergiß, Geliebte,
Daß ich, so sehr man lieben kann, dich liebte.

* * *

Gott wird vielleicht auch künftig dich bewahren
Und Beystand dir verleih'n in allem Leid. — —

* * *

Kaum kann dieß Wort den Lippen sich entwinden,
Auch, glaub' ich, blieb der Schluß ihr wohl verhehlt.
Sie sieht den Jüngling gleich dem Lichte schwinden,
Dem es an Wachs, an and'rem Brennstoff fehlt.
Wer wär' im Stande, völlig zu verkünden,
Welch' ungeheurer Schmerz die Jungfrau quält,
Als sie Zerbinen sieht in ihren Armen
Daliegen, bleich, entstellt und ohn' Erwarmen?

* * *

Sie wirft sich auf die blutbedeckte Leiche,
Die ihrer Zähren Strömung überwallt,

Und schreyt so laut, daß durch des Wald's Gesträuche,
Durch's freye Feld, es meilenweit erschallt.
Nicht Brust noch Wangen schonen ihre Streiche,
Sie peinigt sie mit schmerzlicher Gewalt,
Zerrauft ihr gold'nes Haar und ruft vergebens
Dem theuern Gegenstand so heißen Strebens.

* * *

In solche Raserey, in solches Wüthen
Versenkte sie des Schmerzes bittre Qual,
Daß sie gewiß, trotz ihres Freund's Verbiethen,
Gewendet hätt' auf ihre Brust den Stahl,
Wenn nicht die Ankunft eines Eremiten,
Der aus der nahen Zelle manches Mahl
Zum frischen Quell des Waldes wiederkehrte,
Den grausen Vorsatz zu vollstrecken wehrte.

* * *

Der fromme Mann, in welchem sich verbinden
Ein kluger Sinn und echte Biederkeit,
Gewohnt, stets mild und menschlich zu empfinden,
Voll guter Beyspiel und Beredsamkeit,
Bewegt mit wirksam angebrachten Gründen
Die junge Schöne zur Geduld im Leid,
Und läßt, wie einen Spiegel, sie die Frauen
Des alt und neuen Testamentes schauen.

* * *

Dann sucht er zu der Einsicht sie zu bringen,
Zufriedenheit sey nur in Gott allein,
Und Alles, was man hofft von ird'schen Dingen,
Sey, schnell vereilend, nur ein leerer Schein.
Durch solches Reden mußt' es ihm gelingen,
Von jenem bösen Hang sie zu befrey'n;
Und sie begehrte nun, ihr künft'ges Leben
Dem Dienste Gottes gänzlich hinzugeben.

* * *

Nicht aber lassen will sie jene kalten
Gebein' und nicht die Liebe für Zerbin;
Die will sie, wo sie immer sey, behalten,
Sie sollen mit, wohin sie gehe, zieh'n.

Sie hob demnach, mit Hülfe dieses Alten,
Der stark genug für seine Jahre schien,
Auf das betrübte Roß Zerbin's Gebeine,
Und lange zogen sie umher im Haine. »

Charakteristische Eigenschaften in Arioſts Darstellungsweise sind: die schöne Klarheit der Gedanken, die ungemeine Leichtigkeit des Ausdruckes, mit einer Einfachheit, welche zugleich populär und zierlich ist.

Arioſt hatte wohl viele Nachahmer, aber nur unglückliche! sie sind schon alle vergessen, und verdienen nicht einmahl einer Erwähnung *).

Gian Giorgio Trissino.

(Geboren zu Vicenza 1478, gestorben zu Rom 1550.)

Er stammte aus einer adeligen und reichen Familie, genoß eine lieberale Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung, reiste als vier und zwanzigjähriger Jüngling nach Rom, wurde daselbst von Papst Leo X., wie auch von seinem Nachfolger Clemens VII., in Gesandtschaftsgeschäften verwendet, und stand

*) So lieferte z. B. in Arioſts Manier ein Giambatista Pescatore ein Gedicht: La morte di Ruggiero, Marco Guazzo einen Astolfo borioso (hochmüthigen Aſtolf), Sigismondo Paollucci, eine Fortsetzung des rasenden Rolands, nebst Rüdigers Tode, Graf Vicenzo Brusantini eine verliebte Angelica, Pietro Aretino die drey ersten Gesänge eines Gedichtes: Marfisa, Lodovico Dolce ein Gedicht, Rolands erste Thaten, Luigi Alamanni zwey epische Gedichte: Giron der Edle, und die Avarchide. Das erste ist ein in Stanzen gebrachter französischer Ritter-Roman, das zweyte eine abgeschmackte Modernisirung der homerischen Ilias. Sie wird hier in ein Rittergedicht umgestaltet, zu welchem Ende der Dichter die Handlung und die maskirten Helden der griechischen Epopee, so wie sie ist, von Troja nach Frankreich in die Gegend von Bourges, dem ehemahligen Avarcum, überträgt, daher auch der Titel des Gedichtes.

einige Zeit auch in den Diensten Kaiser Carls V., der ihm den Ritter-Orden des goldenen Vließes verlieh.

Er war also nicht nur zugleich Staatsmann und Dichter, sondern nebstdem auch Grammatiker und Architekt. Die letztere Zeit seines Lebens wurde ihm durch häusliche Leiden getrübt.

Seine sogenannte Epopee: Die Befreyung Italiens von den Gothen (Italia liberata da' Goti), ist ohne poetischen Geist geschrieben, folglich kein Gedicht, sondern eine versificirte Geschichte, eine verunglückte Nachahmung des classischen Alterthumes.

Widerlich ist die in dem Werke herrschende Vermischung der griechischen Mythologie mit der christlichen Religion; wie z. B. die Anrufung Apolls und der Musen, sich der guten Sache des christlichen Glaubens anzunehmen. Der Held des Gedichtes ist Belisar; die Haupthandlung, sehr langweilig, schleicht mit historischer Treue und chronologischer Schläfrigkeit matt dahin. Der Styl, pedantisch und ernst, artet manchmahl (wie z. B. im zweyten Buche, welches die Geographie und Statistik des byzantinischen Reiches, die Einrichtung der Legionen u. s. w. erzählt) sogar in den Ton eines trockenen Zeitungsberichtes aus. Außerdem hat man noch bemerkt, daß die ungereimten Verse, in denen das Gedicht geschrieben ist, den lieblichen Klang entbehren, ja sogar prosaisch und ermüdend sind. Die übelverstandene Nachahmung der Alten verleitet den Trissino zu dem Ausmahlen geringfügiger Umstände. Aber Züge, die bey jenen klein sind, erscheinen bey ihm kleinlich. So beschreibt er z. B. mit einem Schwall von Worten, wie der Kaiser nach und nach seine schönen Prachtkleider anlegt. Im ganzen Werke herrscht zwar der größte Aufwand von Gelehrsamkeit, dessen ungeachtet aber hat man häufige Verstöße gegen Zeiten und Sitten darin bemerkt.

Und so gleicht das Gedicht einer Reihe historischer Beschreibungen, zwar regelmäßig, aber matt und kalt, ohne Anmuth und Wohlklang. Es fand daher auch gleich anfangs

eine eben so kalte Aufnahme; die Achtung, welche es sich hier und da dennoch erwarb, verdankt es nur dem philologischen Werthe, den es durch die Correctheit der Sprache erhält. Sehr treffend bemerkt Sismondi: „Es ist unmöglich, mit einem höheren Rufe als Trissino an sein großes Unternehmen zu gehen; seine ungeheure Gelehrsamkeit, sein angebliches Genie wurden von Päpsten und Fürsten geachtet; der Gegenstand war groß und von nationalem Interesse; die Nahmen schon berühmt, und Eigenthum des Volkes geworden; die Wahl des reimlosen Verses, die er getroffen hatte, schien ihm mehr Freyheit zu lassen, und ihn zugleich zu einer erhabenen Schreibart aufzufordern. Aber alle diese Umstände dienten nur dazu, seinen Sturz noch jämmerlicher zu machen."

Das Gedicht ist in nicht weniger als sieben und zwanzig Büchern geschrieben; ihr Inhalt, nach Bouterwecks Erzählung, ist im Wesentlichen der folgende:

Im ersten Buche kommt der Kaiser Justinian mit Hülfe eines Engels, der ihm im Traume erscheint, auf den Gedanken, eine Armee nach Italien zu schicken, um das Reich der Gothen zu zerstören. Er beruft seine Rathsversammlung. Sein Gedanke wird gut befunden. Belisar erhält das Commando. Im zweyten Buche rücken die Truppen aus allen Gegenden des Reiches zusammen und werden gemustert. Im dritten hält die Geschichte ein wenig inne, damit etwas von der Liebe des Prinzen Justin und der Prinzessinn Sophie erzählt werden kann, was auf die folgenden Begebenheiten wenig oder gar keinen Einfluß hat. Mit dem vierten Buche, wo die Armee in Italien landet, fangen auch schon die Eroberungen an. Eine Stadt wird nun nach der andern eingenommen. Sehr ausführlich und mit topographischer Genauigkeit wird besonders die Belagerung und Eroberung Roms beschrieben. Dabey gibt es denn auch Zweykämpfe. In einer Schlacht siegen die Gothen. Dafür werden sie zum Beschlusse total geschlagen. Der gothische König Vitiges wird gefangen genommen und nach Constantinopel abgeführt, und die Erzählung schließt mit der Bemer-

kung, „daß Alles, was auf Erden geschieht, von Gottes Willen abhängt."

Diese prosaische Erfindung zur Epopee zu beleben, sollen erstens die überirdischen Wesen dienen, die die irdischen Begebenheiten leiten. Unter diesen steht der Gott der Christen an der Spitze, und seine Eigenschaften sind um ihn herum personificirt. Die Engel gehen in ihrem Berufe als Bothen vom Himmel zur Erde, und von der Erde zum Himmel ab und zu. Aber auch die alten mythologischen Götter fehlen nicht. Sie sind die Intelligenzen der Gestirne, die mit ihnen einerley Nahmen führen. Diese Intelligenzen beruft der Gott der Christen in dem Pallaste, den ihm Vulcan gebauet hat, zusammen, um sich mit ihnen zu berathen. Da treten denn Saturn, Jupiter, Mars und die übrigen Planeten auf, und an diese schließen sich, als Personen, die im antiken Olymp keinen Zutritt hatten, die personificirten Sternbilder Orion, Cassiopeja u. s. w. So wollte Trissin mit seiner Maschinerie den Geschmack seiner Zeitgenossen wieder dahin zurück führen, wo Dante stehen blieb. Heerführer und Helden erfand er eine unübersehbare Menge, aber meistens nur ihre Nahmen, wie zu einer Musterrolle, und dabey ihre Wapen, wie zu einem Adels-Lexicon, ohne durch irgend einen bedeutenden Charakterzug einen vor dem andern hervor zu heben. Ein junger Herzog von Athen soll eine Art von Achill, so wie ein alter Herzog Paul den Nestor unter den übrigen vorstellen. Jener heißt deßwegen auch Achill. Seine größte That ist die Überwindung eines gewaltigen Gothen, dem er sich, wie David dem Riesen Goliath, ohne Schwert, Spieß und Schild, statt der Schleuder mit einem Knotenstocke bewaffnet, entgegenstellt, weil er stark genug ist, ihn mit den Händen zu Boden zu werfen. Der Heerführer Belisar wird zwar nie ohne besondere Attention genannt, aber durch alle schönen Beynahmen, die er erhält, so wenig wie durch die Besiegung des Vitiges, den er vom Pferde herabreißt, indem er ihm hinten aufspringt, ein poetisch merkwürdiger Charakter. Und ganz im Style dieser

Erfindung ist die Erzählung vom ersten bis zum letzten Buche durchgeführt. Der Kaiser Justinian heißt fortwährend, damit er so nahe als möglich neben Gott gestellt werde, der Mitregent der Welt. Als er den Belisar zum Oberbefehlshaber der Truppen ernennt, installirt er ihn auch schon vorläufig zum Vice-Könige von Italien, und überreicht ihm ein Zepter. Belisar verneigt sich auf ein Knie und spricht: „Großmüthiger und gar höflicher Herr, der Ihr mit artigen Gaben und hohen Ehren die menschlichen Wünsche zu überwinden versteht; ich werde mich bemühen, eines solchen Amtes nicht unwürdig zu scheinen, und mich so betragen, daß ich Eurer Hoffnung entspreche *)." Reden in diesem Tone nehmen ungefähr ein Drittheil des ganzen Werkes ein. Als der schöne Justin die Abschieds-Visite bey der Kaiserinn Theodora macht, „hat er den Amor bey sich, der ihm überall Gesellschaft leistet." Als nun Amor die schöne Sophie hereintreten sieht, „spannt er seinen Bogen, stellt sich hinter den schönen Justin," und schießt so der Madame ins Herz. Als das Heer anrücken soll, und „die schöne Aurora mit goldenen Locken den Sterblichen den Tag und die Sonne herbeyführt," hört der große Belisar andächtig eine feyerliche Messe, und nimmt dann Urlaub von dem Herrn der Welt.

So wechseln durch die ganze Erzählung die trivialsten Reden mit frostig-prunkenden Beschreibungen.

*) Zum Beweise diese Stelle im Original:

Magnanimo Signor, tanto cortese,
Che con leggiadri doni e larghi onori
Vincer sapete i desiderj umani;
Mi sforzerò, di non parere indegno
Di tanto ufficio, e di non portarmi in modo,
Ch' io corrisponda alla speranza vostra.

Lib. I.

Bernardo Tasso.

(Geboren zu Bergamo 1493, gestorben 1569).

Verfasser zweyer Epopeen:

a) Amadis, in hundert Gesängen;
b) Floridante, in neunzehn Büchern.

Entsprossen einem altadeligen, aber ziemlich verarmten Geschlechte, verlor Tasso beyde Ältern schon als Knabe, und konnte seine Studien nur durch die Unterstützung seines Oheims, des Bischofs Luigi Tasso, fortsetzen. Poesie, Beredsamkeit, Philologie, und die Staatswissenschaften zogen den Geist des Jünglings gleich lebhaft an. Als Dichter machte er sich zuerst durch die zum Preise seiner Geliebten, der schönen Ginevra Malatesta, gedichteten Lieder bekannt, vorzugsweise aber durch das Sonett auf ihren Tod.

Seine politische Laufbahn begann er damit, daß er als Secretär in die Dienste des päpstlichen Generals, Grafen Rangone trat. Als er diese bald verließ, erhielt er zuerst bey der Prinzessinn Renata, Herzoginn von Ferrara, und nachher bey dem Fürsten von Salerno, Ferrante Sanseverino, die Stelle eines Secretärs, von letzterm auch einen ansehnlichen lebenslänglichen Jahrsgehalt. Um diese Zeit gab Tasso die erste Sammlung seiner Gedichte heraus, und erwarb sich damit Lob und Ruhm. Er zeichnete sich aber, wie bisher, als Staatsmann und Dichter, bald auch durch Waffenthaten aus; denn als Kaiser Carl der V. den Feldzug gegen Tunis unternahm, mußte auch Fürst Sanseverino mitziehen. Tasso begleitete ihn, und zeichnete sich in mehreren Gefechten aus. Nach geendigtem Feldzuge lebte er ein Jahr in Venedig, bezaubert von der schönen Tullia von Arragon, verheirathete sich im Jahre 1539 mit der durch Geist, Schönheit und Reichthum ausgezeichneten Porzia de Rossi, zog sich mit ihr nach dem anmuthigen Sorrento zurück, wo die Gattinn ihm, während er sich mit seinem Fürsten auf Reisen befand, ein drittes Kind, den unsterblichen

Torquato gebar. In den ersten ruhigen Jahren dieser glücklichen Ehe begann er sein Gedicht Amadis. Aber nicht lange währte diese schöne Zeit, denn Sanseverino fiel in die Ungnade des Kaisers, Tasso mit ihm. Höchst traurig war nun seine Lage; er rettete sich nach Rom, seine Gattinn aber, von ihren Verwandten zurück gehalten, starb vor Gram. Nur Torquato folgte dem gebeugten Vater. Auch Rom mußte er bald verlassen, von Noth und Gefahr umgeben. Endlich erhellte sich der düstere Himmel wieder, und der Flüchtige fand edle und wohlthätige Aufnahme, zuerst bey dem Herzoge von Urbino, dann zu Venedig, dann bey dem Herzoge Wilhelm von Mantua. Jetzt, in einem Alter von mehr als siebzig Jahren, und nachdem so viele Unfälle ihn betroffen hatten, zeigte sich Geist und Körper noch in voller Kraft. Er vollendete sein Gedicht Amadis, besorgte eine schöne Ausgabe desselben, zugleich eine neue Auflage seiner Gedichte, und begann noch ein neues episches Gedicht: Floridante. Im Jahre 1569 starb er zu Ostiglia, als Gouverneur, in den Armen seines Torquato. Der Herzog ließ die Leiche nach Mantua bringen, Torquato aber späterhin von da nach Ferrara.

Die Bewunderer des Gedichtes Amadis preisen an demselben die kunstreiche Verschlingung der drey Haupt-Fabeln, den reichen Episodenwechsel, die schönen Schilderungen von Kämpfen, Natur-Scenen, leidenschaftlichen Situationen u. s. w. *). Dagegen sagt die viel größere Zahl der Tadler, der Amadis sey nur ein versificirter Roman, dem nur hier und da Funken von echt poetischem Geiste entsprühen. Der größere Theil der Darstellung

*) Man erzählt, Bernardo Tasso wollte zuerst dieses Gedicht ganz nach dem Muster der alten Classiker schreiben, und hatte auf diese Weise schon zehn Gesänge vollendet. Er las jeden Gesang einzeln am Hofe des Fürsten von Salerno vor; aber mit der zunehmenden Zahl der Gesänge nahm die Zahl der Zuhörer ab, und das Zimmer wurde bey jeder Vorlesung leerer. Da riethen dem gekränkten Dichter seine Freunde, sich lieber des romantischen Styles zu bedienen.

sey prosaisch, matt und kalt, und überhaupt das Werk eines erkünstelten Enthusiasmus, daher in dem Ganzen durchaus mehr poetischer Styl als poetisches Leben herrscht, mehr Phrasen und Figuren als Bilder. Ein Hauptgebrechen dieses Gedichts liegt darin, daß Tasso, noch viel mehr als Ariost, die Erzählung unterbricht, und zwar da, wo sie gerade am interessantesten wird, ohne uns jedoch, wie sein Vorgänger, für diese Unterbrechungen so reichlich zu entschädigen. Als eine der gelungensten poetischen Stellen wird die im sechsten Buche vorkommende Erzählung erklärt, welche die Fee Urgande der Prinzessinn Oriane von der Geburt und den ersten Abenteuern ihres geliebten Amadis macht. Sie erzählt nähmlich, „wie Perion, König von Gallien, unbekannt umherirrend, von seinem Reiche entfernt, um sich in den Waffen und in der Tugend zu üben, die Liebe der Tochter des Königs von Britannien erlangte; wie er, seine Irrfahrten fortzusetzen genöthigt, sie mit einem Sohne schwanger verließ; wie die Fürstinn, da sie ihr Kind nicht bey sich behalten konnte, es in Einverständniß mit ihrer Vertrauten Dariolette in einem auf dem Flusse, der an ihrem Pallast hinströmte, schwimmenden Kahn aussetzte, und wie endlich die Nymphen es aufnahmen.

Zu einiger Probe folgt hier ein Theil von dem Inhalte des Plans der ersten Bücher; denn ein Auszug von allen 100 Gesängen möchte, wenn er auch noch so gedrängt wäre, doch auf jeden Fall zu weitläufig werden, d. h. zu wenig interessant, folglich sehr ermüdend.

Lisuart, ein jüngerer Bruder des Königs von Großbritannien, lebte längere Zeit in Dänemark, und vermählte sich da mit Brisena, der Königstochter. Nach dem Tode seines Bruders zur Thronfolge berufen, kehrt er jetzt nach England zurück, stattet aber noch vorher dem Könige von Schottland einen Besuch ab. Da sie zusammen am Gestade des Meeres lustwandelten, landet plötzlich ein prächtig geschmücktes Schiff, aus dem ihnen wunderliebliche Harmonien entgegentönen. Eine Dame (die weise Fee Sylvania) steigt aus, die einen jungen

Menschen, schöner als Adonis, mit sich führt. Zwey Jungfrauen tragen ihr Helm und Lanze nach. Die Dame nähert sich dem Fürsten, und bittet den König Lisuart, den Jüngling zum Ritter zu schlagen. Lisuart erfüllt ihre Bitte; sogleich führt ein Zwerg ein schönes Pferd aus dem Schiffe herbey, an dessen Sattel ein Schild mit dem Bildniß eines Mädchens von seltener Schönheit befestigt ist, ein Talisman, den Jüngling im Kampf gegen Schwertstreiche und Lanzenstiche zu sichern. Sylvania gibt den Schild dem Jüngling, und sagt ihm, das Schildgemählde sey das Bildniß seiner künftigen Herzensgebietherinn. Sie umarmt ihn; er begrüßt die Könige, schwingt sich aufs Pferd, und eilt fort. Auch die Fee verschwindet sogleich.

Einige Tage nachher erfährt Lisuart, daß dieser Jüngling Alidor heiße, sein Sohn sey, und eine eben so schöne als unglückliche Königinn zur Mutter habe, die ihr Leben vertrauert, weil der Vater ihres Sohnes nicht ihr Gatte ward. Plötzlich ausgebrochene Unruhen nöthigen indeß den König Lisuart, nach seinem Reiche zu eilen. Er vertraut seine Tochter Oriana, ein Mädchen in der Blüthe der Jahre und ein Wunder von Schönheit, der Königinn von Schottland. Diese gibt der Prinzessinn einen Jüngling, ihr gleich an Jahren wie an Schönheit, zum Gespielen. Derselbe befindet sich seit einiger Zeit am schottländischen Hofe, und heißt Damoisel de la Mer, weil man ihn einst, in einer Wiege von Cederholz schwimmend, auf dem Meere gefunden hatte. Natürlich entspinnt sich zwischen dem liebenswürdigen jungen Paar bald eine Liebe, und Damoisel findet mehr als eine Gelegenheit, seinen Muth und die Stärke seiner Zärtlichkeit zu beweisen. So rettet er der Prinzessinn zweymahl nach einander Leben und Ehre, indem er zuerst einen sie anfallenden Löwen, und bald nachher einen ungeheuren Riesen, welcher sie rauben und als Sklavinn verkaufen will, nebst seinen vier Gefährten tödtet.

Die Königinn von Schottland, Oriana und Damoisel werden, da sie nach der Stadt zurückgehen, von der einbrechenden Nacht überfallen; plötzlich erscheinen hundert Zwerge mit

Fackeln, nebst einer reizenden und holden Jungfrau, von welcher die Gesellschaft die Einladung erhält, den Rest der Nacht bis zum Morgen in einem Pavillon zuzubringen, worin die Fee Urgande (welche in dem ganzen Gedicht als die Beschützerinn der Familie Amadis eine große Rolle spielt) sie erwartet. Zugleich trifft auch Perion ein, der König von Gallien, ein Stiefbruder der Königinn von Schottland.

Die Fee Urgande empfängt ihre Gäste liebevoll. Bald erscheint auch der König von Schottland. Perion ertheilt dem Damoisel, auf Orianens Fürbitte, den Ritterschlag, wornach er sogleich wegeilt, um einen Feldzug gegen den wilden König von Irland zu unternehmen. Der neue Ritter bereitet sich, ihm dahin zu folgen, erhält ein reichverziertes Schwert, einen kostbaren Ring und andere Kleinodien, die man einst in seiner, auf dem Meere schwimmenden Wiege fand. Oriana erbittet sich von allen diesen Kostbarkeiten nichts als eine wächserne Kugel, die sie auch von ihm sogleich erhält. Gandalin, der Sohn seines ehemahligen Erziehers, wird ihm als Schildknappe zugesellt.

Auf seinem Wege zu Perion begegnen ihm eine Dame und ein Fräulein. Die erstere gibt ihm einen Speer, mit dem er, wie sie sagt, das königliche Haus, dem er entsprossen ist, retten wird. Die Dame ist die Fee Urgande, welche sogleich wieder verschwindet. Das Fräulein, welches zum Gefolge der Königinn von England gehört, zu welcher sie zurückkehrt, erklärt dem Damoisel, daß sie einige Tage bey ihm verweilen werde, um zu sehen, welchen Gebrauch er von jenem Speer mache. Die erste That, welche er damit verrichtet, ist die Rettung Perions, den er von einer ganzen Räuberschar befreyt. Der König kehrt nun voll Dankbarkeit gegen ihn in sein Reich zurück, Damoisel nimmt einen andern Weg, um Abenteuer aufzusuchen. Das Fräulein verläßt ihn nun, und zieht an den Hof von Schottland, wo nicht nur sie selbst, sondern auch andere Ankömmlinge Damoisels rühmliche Waffenthaten erzählen, so daß von allen Zungen sein Lob erschallt. Mehr als alle übrigen wird Oriana davon bewegt. Sie wählt das Fräulein zu

ihrer Vertrauten, und erzählt ihr, sie habe in jener Wachskugel Damoisels Nahmen und seine königliche Abkunft aufgezeichnet gefunden. Sie sendet hierauf das Fräulein ab, um den Geliebten aufzusuchen, und ihm sowohl die Kunde dieser Entdeckung, als auch die Versicherung ihrer treuen und standhaften Liebe zu überbringen.

Indeß ist für Orianen die Zeit ihrer Rückkehr nach Großbritannien gekommen; Urgande führt sie auf einem, mit allen Schätzen des Feenreichs ausgeschmückten Schiffe dahin, und benachrichtiget sie und den Leser zugleich von der Geburt des jungen Damoisel, für welchen sie so zärtliche Fürsorge hegt. Er ist wirklich Perions Sohn, welcher sich mit Elisene, Prinzessinn von Armorika, heimlich verheirathete. Sie gebar nach seiner Entfernung einen Sohn, den sie aber, um ihre Ehre nicht zu gefährden, in einer Wiege von Cederholz auf dem Meere aussetzte, indem sie ihm die schon erwähnten Geschenke mitgab. Nachher ward ihre Vermählung mit Perion feyerlich vollzogen; sie theilt mit ihm Galliens Thron, aber beyde trauern um den verlornen Sohn. Das von den Meeresfluthen an das Ufer gespühlte Kind fand Gandal, ein schottischer Herr, brachte es zu sich nach Hause, und gab ihm den Nahmen: der Meerknabe (Damoisel de la Mer.)

Urgande landet mit Oriana, übergibt sie ihrer Familie, und segelt fort. Indeß zieht der Damoisel mit seinem Freunde, dem Prinzen von Schottland, an der Spitze von Hülfstruppen, um dem Könige Perion Beystand zu leisten, welcher, nach mehreren verlornen Schlachten, nun in Paris eingeschlossen ist. Sie machen aus der Stadt einen Ausfall auf den belagernden König von Irland, werden aber in einen Hinterhalt gelockt und kommen in die gefährlichste Lage. Da fordert Damoisel den feindlichen König zu einem Zweykampfe, besiegt und tödtet ihn. In dem Augenblick, da der tapfere Jüngling von dem König und der Königinn, die ihm Reich und Freyheit danken, im Triumph nach Paris gebracht wird, trifft die Vertraute der Prinzessinn Oriana ein. Von ihr erfährt Damoisel

seine königliche Abkunft und alles übrige; nur der Nahme seines Vaters bleibt ihm noch ein Geheimniß. Der König und die Königinn erkennen aber noch an demselben Tage an dem Ring und am Degen, daß Damoisel ihr Sohn sey, und er erhält nun den Nahmen Amadis.

Dieser verschweigt den Ältern noch seine Liebe zu Orianen, und da er zu ihr nach England eilen will, erbittet er sich zum Scheine die Erlaubniß, nach Abenteuern ausziehen zu dürfen. Bey einem besonders rühmlichen Kampfe hat er einen Jüngling zum Zuschauer, welcher ihm nach geendigtem Kampfe erklärt, er sey willens gewesen, den König Lisuart um den Ritterschlag zu bitten, nun aber wolle er denselben nur von Amadis erhalten. Dieser weigert sich, aber Urgande erscheint, und beredet ihn, dem Jüngling zu willfahren. Nach vollzogenem Ritterschlag trennen sich beyde. Kaum aber hat der fremde Jüngling sich entfernt, als Urgande den Amadis mit der Nachricht überrascht, daß jener sein jüngerer Bruder Galaor sey. Ihn gebar Elisene nach ihrer Vermählung mit Perion; ein Riese raubte ihn auf Urgandens Geheiß, die, über das Wohl beyder Brüder wachend, auch ihm eine, ihren großen Planen angemessene Erziehung geben will. So war gleichfalls das Zusammentreffen der Brüder ihr Werk, denn sie wollte, daß Amadis dem Galaor den Ritterschlag ertheilen sollte. Die Zeit ihrer Vereinigung ist aber noch nicht gekommen.

Das Bisherige ist der Inhalt der ersten zehn Gesänge, und eigentlich nur die Exposition des Gedichts, die hier so weitläufig vorgetragen wird, daß sie fast der Stoff eines eigenen Gedichtes seyn könnte. Wir können daher, um nicht selbst weitläufig zu werden, von den folgenden neunzig Gesängen nur den Inhalt einzelner Thaten und Begebenheiten noch erzählen.

Amadis unterzieht sich aus Liebe zur schönen Oriana, und aus zärtlicher Freundschaft für seinen Bruder Galaor den größten Gefahren. Die Charaktere der beyden Brüder sind übrigens durchgehends contrastirend gestellt. Beyde sind sich gleich an Schönheit und Heldensinn, außerdem aber von sehr ver-

schiedener Denkungsweise. Amadis hat nur Ein Gefühl im Herzen, die treueste Liebe zur schönen Oriana, die seine Göttinn, sein Alles ist; auch Galaor liebt zärtlich — die Schönen, für die sein Herz sich blitzschnell entzündet. Amadis verrichtet seine großen Thaten nur zu Orianens Preis, und wenn er andere Damen schützt, rettet oder befreyt, so thut er es nur, um seine Ritterpflicht zu erfüllen; sein Denken und Streben ist aber einzig und allein auf die Erwählte gerichtet. Auch Galaor unternimmt große Thaten im Dienste der Damen, läßt sich aber dafür gerne den Minnelohn geben, genießt alle Freuden, die man ihm biethet, und fällt daher auch gar oft in die Netze, die man ihm legt, und woraus nur Amadis, das Muster vollkommener Liebe und Freundschaft, ihn wieder befreyt.

Die Fee Urgande wacht über beyde, und führt die Liebenden durch eine Menge von Gefahren an das Ziel ihrer Wünsche. Vereinigt genießen sie lange das wechselseitige Glück der innigsten Liebe. Dieses wird nur einmahl unterbrochen durch einen bösen Zauberer, welcher Orianen rauben läßt; Amadis aber eilt den Räubern nach, trifft sie in einem Walde, stürzt auf sie mit der Gewalt des Blitzes, und befreyt die Geliebte. Nochmahl kehrt das Glück, schöner als je, zu ihnen zurück, um bald auf vielfache Weise gestört zu werden, und zwar zuerst durch Orianen selbst, als die schöne Prinzessinn Briolania den Amadis um Beystand gegen den Mörder ihres königlichen Vaters anfleht. Die heilig gehaltene Ritterpflicht erlaubt ihm nicht, der Unglücklichen die Hülfe zu versagen; aber ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen verursacht, daß Oriana vermuthet, treulose Liebe bewege ihn, die Rettung der Prinzessinn zu übernehmen. Schon ist er fortgezogen; da erwacht die Eifersucht mächtig in ihr; sie schreibt ihm einen Brief voll von bittern Vorwürfen. Diesen empfängt Amadis gerade in dem Augenblick, da er Briolanien wieder auf den väterlichen Thron gesetzt hat, und nachher auf eine Zauberinsel gerathen ist, wo er solche Proben von Muth und Liebes-

treue gegeben hat, daß die Einwohner, welche schon lange den tapfersten Krieger und standhaftesten Liebenden zum König zu erwählen beschlossen haben, ihm einstimmig die Krone aufsetzen wollen. Jener Brief schmerzt ihn so tief, daß er in Verzweiflung geräth, Nachts die Insel verläßt, und sich in eine abgelegene Einsiedeley begibt, wo er aller Welt verborgen bleibt.

Das von einem Briefe gestiftete Unheil wird durch einen andern Brief wieder gut gemacht. Oriana, ihren Irrthum erkennend, ruft den Vielgetreuen zurück, und er bezeichnet sogleich sein erstes Erscheinen durch eine glänzende Heldenthat, indem er dem König Lisuart, bekriegt vom König von Irland und von einer ganzen Riesenschar, in dem Augenblicke, da er schon Alles verlieren soll, Reich, Krone und Leben erhält.

Man hat bemerkt, daß hier, mit dem fünfzigsten Buche, das Gedicht allerdings schließen könnte, und nur durch eine Reihe von neuen Begebenheiten eine neue Verwickelung beginne. Die Inhaltsanzeige der Hälfte mag daher als eine Probe des Ganzen hinreichend seyn.

Torquato Tasso.

Geboren zu Sorrento bey Neapel im Jahre 1544, am 11. März; gestorben am 25. April 1595.

Ein Sohn des Dichters Bernardo Tasso.

Sein poetisches Talent zeigte sich schon im achtjährigen Knaben. Nach des Vaters Wunsch sollte er sich der Rechtsgelehrsamkeit widmen, aber sein Genie trieb ihn unwiderstehlich zur Poesie, und schon als neunzehnjähriger Jüngling trat er mit einem epischen Gedicht in zwölf Gesängen, Il Rinaldo, öffentlich auf. Es erschien im Jahre 1562, und behandelt die Jugendliebe des Ritters Rinaldo von Montalban mit der schönen Clarissa. Alfons der Zweyte, Herzog von Ferrara, und sein Bruder, der Cardinal Lodovico von Este, denen Tasso sein Gedicht zugeeignet hatte, erkannten darin bald das ausgezeichnete Talent, und dachten an seine Aufmunterung und Unter-

stützung. Er wurde im Jahr 1565 an den Hof nach Ferrara berufen, erhielt eine Wohnung mit anständigem Einkommen, und konnte sich, frey von Sorgen und Geschäften, der glücklichsten Muße und den schönen Eingebungen der Muse in voller Freyheit überlassen.

Nun begann er sein großes Heldengedicht: das befreyte Jerusalem, welches — solcher Berühmtheit konnte der Jüngling sich erfreuen — schon vor seinem Erscheinen die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und mit Sehnsucht erwartet wurde. Vor Vollendung desselben erschien sein Schäferspiel Aminta, welches am Hofe von Ferrara mit großem Beyfall aufgeführt wurde. Die zärtlichen Sonette, voll Wärme und Innigkeit in der Darstellung der reinsten Liebe, trugen zur Vermehrung seines Ruhmes viel bey; aber bald ward die Liebe eine Quelle seines Unglücks, seine Liebe für die Prinzessinn Leonore von Este, die Schwester des Herzogs. Um den Nahmen der hohen Schönheit, die ihn so begeisterte, in seinen lyrischen Poesien nennen zu dürfen, huldigte er zum Scheine einer Hofdame, welche Leonore Sanvitale hieß. Mit dieser leidenschaftlichen und hoffnungslosen Liebe vereinigte sich bald noch ein Vorfall, ihn vollends ins Verderben zu stürzen. Tasso, heftig wie er war, zog gegen einen Hofmann, von dem er sich betrogen und beleidigt glaubte, in dem Saale des Herzogs selbst den Degen. Er erhielt für das Vergehen nur die gelinde Strafe des Zimmerarrests, nahm dieß aber so schwer und glaubte sich so schmählich mißhandelt, daß er in Geistesverwirrung gerieth, und heimlich nach Sorrento entfloh. Mit verstörtem Sinn durchzog er dann einen Theil von Italien, und lebte endlich einige Zeit zu Turin, am Hofe des Herzogs von Savoyen. Der Gedanke, sich überall verspottet und verrathen zu glauben, setzte sich in seinem Kopfe immer fester, und bewog ihn auch bald, Turin wieder zu verlassen. Indeß wußten günstige Freunde den Herzog von Ferrara zu versöhnen, und Tasso kehrte dahin zurück, im Jahr 1579, als eben der Herzog sich mit der Prinzessinn Margaretha von Gon-

zaga vermählte. Aber auch jetzt erwachte sein Mißmuth; er glaubte sich neuerdings zurückgesetzt, verhöhnt und mißhandelt, überließ sich seinem Unwillen, der ihn zu ungestümen Aufwallungen hinriß, und endlich zur Folge hatte, daß der Herzog ihn im Sanct Annen-Hospital, dem Irrenhause zu Ferrara, verwahren ließ. Über die eigentliche Ursache, welche den Fürsten zu dieser harten Behandlung bewog, ist man nicht einig; manche glauben die nächste Veranlassung dazu in Tasso's leidenschaftlicher Liebe zu finden, welche der Herzog zügeln mußte; andere behaupten, der sonst milde, aber staatskluge Fürst mußte hier so streng seyn, weil er nicht zugeben konnte, daß Tasso in solchem zerrütteten Gemüthszustande herumirre, und endlich vielleicht noch die Zierde eines andern italienischen Hofes würde.

Während dieser sechsjährigen Gefangenschaft wurde Tasso zwar mit aller Achtung behandelt, aber der Verlust der Freyheit fiel dem Unglücklichen so schwer, daß seine Seele in die düsterste Schwermuth versank, und sein Körper ganz entkräftet und zerstört wurde. Er hielt sich bald für vergiftet, bald für bezaubert, und sprach sogar oft mit einem Geiste, der ihm erschien. Um sein Elend noch zu vergrößern, traf es sich, daß in dieser Zeit eine sehr fehlerhafte Ausgabe seiner Epopee veranstaltet ward, und bald nachher die literarische Fehde mit den Verehrern Ariosts ausbrach, von welchen Tasso's poetischer Werth sehr herabgewürdiget wurde. Selbst die Accademia della Crusca erklärte sich für den Ariost. In seinem Innersten gekränkt, schritt Tasso zur Umarbeitung seines Gedichts, und begann zugleich aus der Episode von Olind und Sophronie, die er aus jenem herausnahm, ein neues Gedicht, das eroberte Jerusalem.

Nach einer siebenjährigen Gefangenschaft, während welcher Zeit mehrere Fürsten Italiens sich bey dem Herzoge von Ferrara für Tasso vergebens verwendet hatten, erhielt er endlich seine Freyheit auf die dringende Fürbitte des Fürsten Vincenzio Gonzaga von Mantua. Sein Leben war aber von nun an unstät und flüchtig, seine Gesundheit zerrüttet; immerwähren-

der Geldmangel quälte ihn so sehr, daß er sogar seine Kleider bey einem Juden verpfänden mußte. Selbst seinen mächtigen und großmüthigen Freunden gelang es erst spät, ihn mühsam aus seiner traurigen Lage zu reißen. Er hielt sich nun wechselweise bald zu Mantua, bald im Königreiche Neapel auf, endlich zu Rom, wo der Cardinal Cinzio Aldobrandini ihn in sein Haus aufnahm, und schon seine Krönungsfeyer auf dem Capitol veranstaltete, vor deren Vollzuge aber der unglückliche Dichter am 25. April 1595 starb. Erst nach mehreren Jahren erhielt er das ihm gebührende Denkmahl.

Wir kommen nun zum Plan und zur Charakteristik seines epischen Meisterwerkes, des befreyten Jerusalem.

Erster Gesang.

Schon sechs Jahre lang steht das abendländische Kreuzheer im Orient; Syrien und ein Theil von Palästina ist erobert, Jerusalem nur wenige Meilen entfernt. Privat-Interesse und Zwistigkeiten entzweyen aber die Führer und hemmen die Fortschritte der siegreichen Waffen. Da sendet Gott seinen Engel, der dem frommen Gottfried von Bouillon erscheint, und ihm verkündet, daß er selbst zum Oberhaupt des Heeres bestimmt sey. Gottfried theilt den versammelten Fürsten durch eine begeisterte Rede seinen heiligen Eifer mit. Sie wählen ihn zum Oberbefehlshaber; er läßt die Truppen sich versammeln und hält Heerschau, wobey nicht nur die verschiedenen Völker des Kreuzheeres, sondern auch die wichtigsten Personen des Gedichts mit höchst charakteristischen Zügen und mit den lebhaftesten Farben geschildert werden.

Von frommem Eifer beseelt, eilt das fränkische Heer gegen Jerusalem, dessen König Aladin alles aufbiethet, die Stadt gegen den drohenden Angriff der Christen zu vertheidigen.

Zweyter Gesang.

In diesen Vertheidigungsanstalten wird Aladin vorzüglich durch den Zauberer Ismen unterstützt. Er gibt jenem den Rath,

ein Marienbild, das die Christen in einer unterirdischen Grotte auf einem Altare verwahren, ihnen wegnehmen zu lassen, und es in der Moschee aufzustellen. So lange es dort stehe, werde Jerusalem unüberwindlich bleiben.

Aladin läßt den Rath sogleich vollziehen. Das Bild wird in die heidnische Moschee gebracht, und Ismen spricht lästernde Verwünschungen über dasselbe; aber — schon mit dem nächsten Morgen ist es aus dem unheiligen Orte verschwunden. Die Christen werden des Frevels der Entwendung beschuldigt; vergebens werden ihre Häuser und Kirchen durchsucht, um das Bild und den Thäter zu entdecken. Von Wuth dahingerissen, gibt Aladin den Befehl zu einem allgemeinen Blutbade der Christen durch Feuer und Schwert.

Um ihre Glaubensgenossen von dem angedrohten Verderben zu retten, faßt Sophronie, eine junge Christinn, den Entschluß, sich selbst als die Thäterinn anzugeben. Hier beginnt eine der schönsten Parthien des Gedichts:

Ein Mädchen war's, noch in des Lebens Morgen,
Entzückend schön, erhaben von Gemüth;
Kaum schien sie mehr um ihren Reiz zu sorgen,
Als weil durch ihn die Tugend schöner blüht.
Ihr größter Werth ist, daß sie, still verborgen,
Dem Blick der Welt den größten Werth entzieht,
Und ferne von der Schmeichler Lob und Streben,
In Einsamkeit es wagt, sich selbst zu leben.

Noch höhern Schwung nimmt die Schilderung, als die heldenmüthige Jungfrau den Entschluß faßt, die Retterinn ihrer mißhandelten Glaubensgenossen zu werden:

Und sie verläßt die einsam stille Hütte,
Verhehlt nicht ihren Reiz, und zeigt ihn nicht.
Sie geht einher mit hohem, edlem Schritte,
Ein Schleyer birgt der Augen holdes Licht.
Schmückt Fleiß und Kunst, bey dieser reinen Sitte,
Schmückt Zufall nur ihr schönes Angesicht?

Natur und Lieb' und selbst der Himmel scheinen
Zu ihrem Schmuck sich willig zu vereinen.

* * *

Ein jeder sieht nach ihr auf ihrem Gange;
Zum König geht das holde Weib hinein.
Nicht Schrecken oder Furcht bleicht ihre Wange,
Sie zittert nicht vor seines Auges Dräu'n.

Der König ergrimmt über die Selbstanklage der Schuldlosen. Hier kann der Dichter nicht unterdrücken den Ausruf:

„O hoffe nicht Vergebung zu erlangen,
Erhab'ne Seele, Herz voll edler Scham!
Vergebens sucht durch deiner Schönheit Waffen
Die Liebe selbst dir Rettung zu verschaffen." —

* * *

Ergriffen wird das edle Weib; zum Feuer
Verdammt der König sie, auf's neu' entbrannt.
Gewaltsam schon entreißt man ihr den Schleyer,
Den weichen Arm umschlingt ein rauhes Band.
Sie schweigt, und fühlt in Fesseln fast sich freyer;
Kaum war's Erschütt'rung, was ihr Herz empfand.
Nicht Todesbläße deckt die holden Wangen,
Ein glänzend Weiß ist rein hervorgegangen.

Nun folgt ein Wettkampf, zuerst der Liebe Olinds, dann von Clorindens Edelmuth.

Sophronia und Olind nennt man die beyden,
Derselben Stadt, desselben Glaubens Zier.
So reizend sie, so sehr ist er bescheiden,
Voll Wunsch, an Hoffnung arm, fern von Begier.
Zu reden bang, erträgt er still sein Leiden,
Wenn nicht verschmäht, doch unbemerkt von ihr.
So hat der Arme längst für sie geschmachtet,
Die ihn nicht sieht, nicht kennt — vielleicht verachtet.

Ungeachtet dieser unerwiederten, ja sogar unerkannten Liebe, gibt Olind, um Sophronien zu retten, sich für den Thäter an.

Sophronia hebt das Aug' und sieht mit frommen,
Mitleid'gen Blicken sanft den Jüngling an:
Warum, unschuld'ger Armer, bist du kommen?
Welch' unbedachte Wuth treibt dich heran?
Hab' ich's denn nicht allein auf mich genommen,
Was eines Menschen Zorn ersinnen kann?
Ich fühl' auch mir ein Herz im Busen schlagen,
Das wohl vermag, den Tod allein zu tragen.

* * *

So weigert sie des Liebenden Geleite;
Doch macht ihn nichts zum Widerruf geneigt.
O großes Schauspiel, wo in edlem Streite
Sich treue Lieb' und hohe Tugend zeigt!
Wo grauser Tod des Sieges schönste Beute,
Und Leben nur den Überwundnen beugt!

Die Reden der beyden schönen Seelen, so kurz sie auch sind, übertreffen an Kraft und Wahrheit des Gefühls alle Reden Arioſts:

Schon sieht man rings den Holzstoß sich erheben,
Schon wird die Gluth des Todes angefacht;
Da bricht der Jüngling aus mit leisem Beben,
Da weicht sein Muth des Schmerzes größrer Macht:
„So ist denn dieß das Band, das ich im Leben
Mit dir mich zu vereinen mir gedacht?
Die Flammen dieß, die unsers Herzens Triebe
Entzünden sollten — ach zu gleicher Liebe?

* * *

Ein and'res Band hat Lieb' uns einst beschieden,
Ein and'res knüpft des Schicksals Machtgeboth.
Wohl waren wir zu sehr getrennt hiernieden,
Nur, ach! zu hart vereint uns jetzt der Tod.
Doch sollt' ich nie besitzen dich in Frieden,
Willkommen dann, mit dir, Gefahr und Noth!

Nur dein Geschick, nicht meines, dünkt mich herbe,
Wohl mir, daß ich an deiner Seite sterbe!

* * *

Und, o mein Tod! du einziges Verlangen!
O süße Marter! Qual, beglückt genug!
Darf nun mein Mund an deinem Munde hangen,
Verhauchen nur den letzten Athemzug
In deine Brust, den deinigen empfangen,
Und so vereinen unsrer Geister Flug!" —
So spricht der Jüngling unter sanften Zähren;
Doch tröstend sucht sie seinem Schmerz zu wehren:

* * *

And're Gedanken, Freund, und and're Klagen
Aus ernsterm Grund, erheischet jetzt die Zeit.
Gedenke deiner Schuld, doch ohne Zagen;
Reich ist der Lohn, den Gott dem Guten beut.
Du stirbst für ihn; kann noch ein Schmerz dich nagen?
Sieh freudig auf zu seiner Herrlichkeit!
O sieh den schönen Himmel! Sieh' die Sonne!
Sie tröstet uns, sie winkt zu höh'rer Wonne!

In dem Augenblicke, da der Tod die Liebenden auf ewig vereinen soll, erscheint Clorinde, die Heldinn des heidnischen Heeres, in ritterlicher Rüstung. Kaum hat sie den flammenden Scheiterhaufen erblickt, und das Loos der Gebundenen vernommen, als sie sogleich dem Morde der Unschuld zu wehren beschließt, die Todesgluth vernichten läßt, zu harren gebiethet, und zum König eilt, der ihnen auf ihre dringende Bitte Leben und Freyheit schenkt.

Herrlich ist die Charakterschilderung dieser Heroine:

Der Weiber Sitt' und Lebensart verschmähte
Die edle Jungfrau, noch von Jahren zart.
Arachnens Arbeit, Nadel, Spinngeräthe,
Ward nimmer mit der stolzen Hand gepaart.
Sie floh die Tracht und Weichlichkeit der Städte,
Denn Ehr' und Zucht wird auch im Feld bewahrt.

Man las nur Streng' und Stolz in ihren Blicken,
Und, streng und stolz, gelang's ihr, zu entzücken.

* * *

Als Kind schon lenkte sie mit kleiner Rechten
Das muth'ge Roß in seinem schnellsten Lauf.
Bald lernte sie mit Schwert und Lanze fechten
Und schwang sich schnell zur höchsten Kunst hinauf;
Auf Bergen dann und in der Wälder Nächten
Sucht sie die Spur des wilden Löwen auf.
Ein reißend Thier muß sie der Mann in Schlachten,
Und einen Mann das Wild in Wäldern achten.

* * *

Wie fein ist der folgende Zug!

Clorinde fühlt durch das Geschick der Beyden.
Ihr großes Herz zum Mitleid hingeneigt;
Doch rührt sie mehr der Nichtbetrübten Leiden,
Und minder Er, der klagt, als Sie, die schweigt.

Indeß ist das christliche Heer schon bis Emaus gekommen, das kaum eine halbe Tagreise von Jerusalem entfernt liegt. Hierher kommen zwey Abgesandte des Königs von Ägypten, die dem Herzog Gottfried von Bouillon Frieden und Freundschaft gegen dem anbiethen, daß er sich mit dem bisher eroberten Lande begnüge, und Judäa nicht fernerhin bekriege.

Wie lebendig sind die beyden Abgesandten hingestellt!

Alet ist Einer; aus dem Volk entsprungen,
Von nied'rer Abkunft und geringem Glück.
Zum ersten Rang hat er sich aufgeschwungen,
Durch List, Beredsamkeit und schlauen Blick.
Gewandte Sitten, feine Huldigungen,
Verstellung, Trug, erhoben sein Geschick.
Im Lästern gab Alet die höchsten Proben,
Er schmäht und stürzt, und scheinet nur zu loben.

* * *

Arpant, der Andre, der sich aus dem Lande
Circassien an Ägyptens Hof verfügt,

Sieht, Fremdling zwar, schon im Satrapenstande,
Wie sich das Heer vor seinem Willen schmiegt.
Rauh, ungeduldig, schnell im Zornesbrande,
In Waffen unermüdlich, unbesiegt,
So ist Argant; und, jeder Gottheit Spötter,
Sind Krieg und Schwert sein Recht und seine Götter. —

Gottfried verwirft ihren Antrag, und sie verlassen ihn, von grimmiger Wuth entbrannt.

Dritter Gesang.

Mit dem ersten Licht des Tages bricht das fränkische Heer nach Jerusalem auf. Hinreißend schildert der Dichter das Entzücken und die Andacht der frommen Krieger, als sie endlich die heilige Stadt erreichen.

Ein jeder trägt an Herz und Füßen Flügel,
Und keiner nimmt des raschen Fluges wahr.
Doch höher schwingt der Gott des Tags die Zügel,
Vom Opferrauch erdampft der Erd' Altar:
Da sieh! Jerusalem auf Zions Hügel,
Da sieh! Jerusalem erkennt die Schaar;
Da sieh! im Jubelton hört man von Allen:
Jerusalem! mit frohem Gruß erschallen.

* * *

Doch nach der Freude, der sie sich ergeben,
Als sie zuerst das hohe Ziel erblickt,
Fühlt jeder sein zerknirschtes Herz erbeben,
Von heil'ger Scheu und Ehrfurcht tief gedrückt.
Kaum wagen sie das Aug' empor zu heben
Zu jener Stadt, die Christus einst beglückt,
Wo er gestorben, wo er aus den Banden
Des Grabes dann so glorreich auferstanden.

* * *

Und dieses Ächzen, halb ersticktes Klagen,
Schmerzvolles Seufzen hebt sich himmelan
Zu ihm, in dem sie Leid und Wonne tragen,
Und füllt die Luft mit leisem Murmeln an.
So rauscht der Wald, wenn Zweig' an Zweige schlagen,
Nimmt durch sie hin der Wind die rasche Bahn,

So ziſcht das Meer, empört, mit hohlem Sauſen,
Wenn ſeine Wogen an die Klippen brauſen.

* * *

Und nach der Führer edlem Beyſpiel wallen
Sie alle barfuß zu der heil'gen Stadt;
Und abgelegt wird demuthsvoll von Allen,
Was jeder nur an Schmuck und Zierde hat.
So auch der Herzen ſtolze Schleyer fallen,
Und heiße Thränen netzen fromm den Pfad.

Der König von Ägypten ſchickt dem anrückenden fränkiſchen Heere ſeine tapferſten Krieger entgegen. Bald beginnen Kämpfe zwiſchen Einzelnen und größern Parthien. Während dieſes Gefechts beſteigt der König einen Thurm, um die Heere zu überſehen. Ihm zur Seite ſteht Herminia, die Tochter des Sultans von Antiochien, die, obſchon ihr Vater im Kampfe mit den Chriſten das Leben verlor, dennoch einen chriſtlichen Ritter liebt, den tapfern und edlen Tancred; ihre Liebe zu ihm wird aber weder bemerkt noch erwiedert, da er Clorinden liebt, von welcher er daſſelbe Loos erfährt. Herminia erklärt dem König die Nahmen und Eigenſchaften der vorzüglichſten unter den ſich nähernden chriſtlichen Rittern. Clorinde gibt den Tapferſten viel zu ſchaffen. Auch Tancred kämpft mit ihr, ohne ſie zu kennen.

Sie treffen ſich; weit ſtreuen ſich die Splitter
Im Feld umher von dem gewalt'gen Stoß,
Tancredens Speer traf ihres Helmes Gitter;
Er fliegt herab; der Schönen Haupt wird bloß,
Der Ritter ſieht ihr Haar ein Spiel den Winden,
Erſtaunt, ein Weib in ſeinem Feind zu finden.

* * *

Ihr Auge flammt und ſprühet helle Funken,
Im Zorn noch hold; wie, wenn es Liebe ſpricht?
Was ſinnt Tancred, im Anſchau'n ganz verſunken?
Erkennſt du nicht das liebliche Geſicht?
Du haſt aus ihm der Liebe Gift getrunken;
Sagt dir's dein Herz, worin ſein Bild iſt, nicht?

Dieß ist sie, die du einst am stillen Quelle
Die Stirne kühlen sahst mit klarer Welle.

Clorinde fällt ihn zwar dennoch mit größter Heftigkeit an; er aber wehrt sich nicht, sondern blickt ihr unverwandt ins Auge, und spricht von seiner Liebe. Indeß ergreifen die Heiden die Flucht vor den Christen, und jene beyden werden durch das Gedränge der allgemeinen Verwirrung von einander getrennt. Viele Ritter bluten und sterben. Äußerst rührend wird mit wenigen Zügen der Tod des Dudo geschildert. Argant ist's, der ihm das Schwert in die Eingeweide stoßt,

Daß tief der Stahl sich einsenkt; Dudo blutet,
Und mit dem Blut entflieht des Lebens Hauch.
Er sinkt sogleich vom hohen Roß hernieder,
Und ew'ger Schlummer drückt die Augenlieder.

* * *

Er öffnet dreymahl sie, das süße Feuer
Der Sonne zu empfah'n, und strebt empor,
Und sinkt dreymahl zurück; des Todes Schleyer
Umzieht den müden Blick mit dunklem Flor;
Die Glieder lös't der mächtige Befreyer,
Und langsam bricht der kalte Schweiß hervor.

Indessen hat Gottfried die Lage der Stadt überschaut und bemerkt, daß es jetzt noch nicht an der Zeit sey, einen Angriff auf dieselbe zu wagen. Er befiehlt daher den Kämpfern, sich zurückzuziehen, und läßt ein befestigtes Lager aufschlagen, welches fast den dritten Theil der weit ausgedehnten Stadt umgibt. Nun eilt er vor Allem, Dudo's Leichnam zu sehen, um welchen die klagenden Freunde sich versammelt haben.

Mit edler Pracht, wie sich's gebühret, ehren
Die Freunde Dudo's Leiche, tief gebeugt;
Doch lauter klagt ihr Schmerz mit heißen Zähren,
Als sich der fromme Gottfried ihnen zeigt.

Wehmüthig endet der Gesang mit Dudo's Grablegung.

Vierter Gesang.

Satan versammelt die höllischen Geister. Die Stanze, worin dieß geschildert wird, ist durch ihren nachahmenden Ausdruck des Schrecklichen berühmt geworden:

Der höllischen Trommete wildes Schmettern
Erfüllt mit rauhem Lärm die düstre Gruft;
Sie ruft der ew'gen Nacht furchtbaren Göttern,
Und ihr erbebt des Orcus grause Kluft.
So krachte nie der Blitz in schwarzen Wettern,
Der wild herabfährt aus der höchsten Luft;
So schrecklich ward die Erde nie erschüttert,
Wenn dunsterfüllt ihr schwang'rer Schooß erzittert.

In der Schilderung Satans werden wir von einzelnen Zügen schauderhaft ergriffen, wie z. B.

Den stolzen Geist erhebt dem Schreckenvollen
Der Ungestalt furchtbare Majestät.
Der rothen Augen Paar, von Gift geschwollen,
Flammt wie ein unheilbringender Komet; ꝛc.

Wie aus des Ätna Feuerschlund mit Krachen
Gluth, Schwefeldampf und Donner bricht hervor:
So stürzt sich jetzt aus seinem wilden Rachen
Der Athem schwarz und gluthgemischt empor.

Ein Meisterstück beredter Wuth ist Satans Rede, wodurch er die bösen Dämonen auffordert, aufzufliegen nach allen Richtungen, um durch alle Arten von Gewalt und List die Christen zu verderben. Die wilde Rotte eilt augenblicklich ans Werk. Einer der argen Dämonen unternimmt die Bearbeitung des Sultans von Damascus, Nahmens Hidraot, der zugleich ein weitberühmter Zauberer und Vater einer Tochter ist, der reizenden Armida, einer Zauberinn durch die Macht ihrer ungemeinen Schönheit, die sie durch List und Gewandtheit unwiderstehlich zu machen weiß. Sie wird in das Lager der Christen gesendet, um daselbst durch Anwendung aller Kunstgriffe die vorzüglichsten Ritter des fränkischen Heeres zu entzünden

und in Liebe zu bethören. Als klagendes, vom Oheim ihres Erbreiches beraubtes, verfolgtes und hülfloses Mädchen erscheint sie vor Gottfrieds Thron. Schönheit und Unglück führen für sie gleichmächtig das Wort.

Bey ihrem Anblick hört man ein Getöne
Des freud'gen Staunens durch das Lager geh'n,
Wie wenn am Himmel in verklärter Schöne
Ein Stern erscheint, der nie zuvor gesch'n.

* * *

Mit neuem Kräuseln schmückt der Weste Kosen
Ihr Haar, das von Natur gekräuselt wallt;
In sich gewandt den Blick, den anspruchslosen,
Birgt sie den Schatz der Lieb' und der Gestalt.
Ihr Angesicht zeigt bald den Schmuck der Rosen,
Des Elfenbeins prunklose Weiße bald;
Doch nur die Ros' allein, in Einfalt, lächelt
Auf ihrem Mund', aus dem die Liebe fächelt.

Die in die Rede der schönen Zauberinn eingeflochtene Erzählung ihrer traurigen Schicksale, die Schilderung ihrer Verlassenheit, sind mit solcher Wärme und Fülle vorgetragen, daß sie aus dem Munde der Wahrheit selbst zu kommen scheinen, und täuschen müssen. Dabey sind Schmeicheleyen von höchster Bestechlichkeit eingestreut; so spricht sie z. B. gleich im Eingange der, sechs und zwanzig Stanzen langen Rede:

Erhab'ner Fürst, deß Nahme, sonder gleichen,
Vom Sieg gekrönt, durch alle Länder fliegt,
Dem alle Fürsten, alle Völker weichen,
Nicht ohne Ruhm, daß sie dein Arm besiegt:
Wer, außer dir, mag diesen Ruhm erreichen,
Daß selbst der Feind dich liebt, der dir erliegt?
Ja, so erwirbst du Achtung und Vertrauen,
Daß Feind' auf dich, als ihre Hoffnung, schauen.

* * *

Auch ich, zwar wandelnd auf des Glaubens Bahnen,
Den du verfolgst, den deine Lippen schmäh'n,
Ich hoffe selbst durch dich auf meiner Ahnen
Glorreichen Thron erhoben mich zu seh'n.

Wie Andre wider fremder Krieger Fahnen
Zu ihrem Volk um Hülf' und Rettung fleh'n:
So fleh' ich kühn, verstoßen aus den Armen
Der Meinen, jetzt um feindliches Erbarmen.

* * *

Dich ruf' ich an, dir trau' ich; mir erstatten
Kannst du allein, was Bosheit mir geraubt.
Nicht minder hilft dein Arm empor dem Matten,
Als er zu Boden schlägt des Stolzen Haupt.
Nie wirft der Ruhm des Mitleids einen Schatten
Auf jenen Kranz, mit dem der Sieg umlaubt;
Und mußten Viel' ihr Reich durch dich verlieren,
Sey's gleicher Ruhm, in mein's mich einzuführen.

* * *

Und wenn vielleicht, dein Szepter mir zu neigen,
Dir unsers Glaubens Unterschied verbeut:
Ein höh'rer Glaube macht die Zweifel schweigen,
Der Glaub' an deines Herzens Trefflichkeit.
Der Gott, der Allen Gott ist, mag's bezeugen:
Nie liehst du deinen Arm gerechterm Streit. —

Gottfried selbst fühlt sich zwar gerührt durch die Klagen und Bitten der schönen Unglücklichen, sieht sich aber gezwungen, ihr für den Augenblick die erwünschte Hülfe zu versagen, weil er jetzt sein Heer nicht schwächen dürfe. Dagegen aber verspricht er, sie in das verlorne Reich wieder einzusetzen, sobald er Jerusalem erobert haben wird. Weniger Selbstbeherrschung und Staatsklugheit zeigen indeß die vorzüglichsten Ritter, auf welche Armidens Schönheit den heftigsten Eindruck machte. Noch rascher und kühner als die übrigen zeigt sich Eustach, Gottfrieds Bruder. Er dringt auf augenblickliche Hülfeleistung für Armiden, weiß aber den Drang seiner Leidenschaft dadurch zu bemänteln, daß er behauptet, die jedem Ritter obliegende Pflicht des Frauenschutzes gebiethe, Armiden sogleich zu retten. Mit Eustachs kräftiger Rede verbindet die Trauernde allen Zauber unwiderstehlicher Schönheit, in deren Schilderung Tasso sich zu erschöpfen scheint. Wie hinreißend erscheint sie in den folgenden Strophen!

Sie sprach's; da stieg auf ihrem Angesichte
Ein edler königlicher Zorn empor.
Sie wandte sich, und mit entflammtem Lichte
Durchbrach Verachtung stolz des Schmerzes Flor.
Doch nun, erliegend doppeltem Gewichte,
Strömt ohne Rast der Thränen Fluth hervor,
Und sie verklärt, indem sie niederwallen,
Der Sonne Strahl zu Perlen und Krystallen.

* * *

Das klare Naß benetzt die holden Wangen,
Und fällt herab zu des Gewandes Saum;
Gleich bunten Blumen scheinen sie zu prangen,
Wenn sie, beperlt vom Morgenthau, noch kaum
Vom ersten Frühroth liebevoll umfangen,
Aufthun dem West des Kelches zarten Flaum:
Mit Wonne sieht Aurora selbst sie glänzen,
Und weilte gern, das gold'ne Haar zu kränzen.

* * *

Die reine Fluth, dem holden Aug' entsunken,
Durch welche Wang' und Busen schöner blüht,
Macht tausend Herzen wie von Feuer trunken,
Schleicht heimlich sich hinein, und flammt und glüht.
O Wunderwerk der Liebe, die den Funken,
Wodurch ein Herz entbrennt, aus Thränen zieht!
Ja, immer muß ihr die Natur erliegen:
Hier übertrifft sie sich mit eignen Siegen.

* * *

Und manches Auge weint in ihre Klagen,
Und selbst das rauhste Herz wird ihr geneigt,
Und fühlt mit ihr. — —

Alle Ritter stürmen, vereint mit Eustach, auf den Feldherrn los, welcher endlich ihren dringenden Bitten nachgibt, und einwilligt, daß zehn Ritter Armiden begleiten, um ihr väterliches Erbreich für sie zu erkämpfen. Armidens Benehmen von verschiedener Art, womit sie der Ritter immer mehrere für

sich zu gewinnen, und jeden einzelnen um so mehr zu bezaubern sucht, indem sie ihn ganz nach seinem Charakter und Temperament behandelt, ist ein erotisches Meisterstück des Dichters, der hier einen Inbegriff der größten Mannigfaltigkeit von klugen, zarten, listigen, anmuthigen und feinen Zügen aufstellt.

Wodurch nur Liebe mag entzündet werden,
Sie wendet's an, lockt jeden leicht herbey;
Oft ändert sie Betragen und Geberden,
Nicht stets mit Allen ist sie einerley.
Bald senkt ihr Blick sich schamhaft still zur Erden,
Bald irrt er lüstern, kühn umher und frey,
Die treibt sie an, weiß jenen zu entfliehen,
So wie sie langsam oder schnell entglühen.

* * *

Wird sie gewahr, daß Zweifel den und Bangen
Mißtrauisch wende von der Liebe Bahn:
So lächelt sie ihm froh und unbefangen
Und blickt mit heiterm Aug' ihn gütig an.
So spornet sie das schüchterne Verlangen,
Bestärkt auf's neu' der Hoffnung süßen Wahn,
Und schmelzt, entflammend die verliebten Triebe,
Das Eis der Furcht, der Feindinn aller Liebe.

* * *

Doch der zu kühn die Gränzen überschreitet,
Gelockt durch einen Führer, blind und arg,
Wird schnell zur Furcht und Scheu zurückgeleitet;
Ihm ist sie kalt, mit Wort und Blicken karg.
Doch hie und da ein Strahl der Güte gleitet
Sanft durch die Wolke, so die Stirne barg,
Daß nicht in Furcht ihm alle Hoffnung schwinde,
Und ihn ihr Stolz nur heft'ger noch entzünde.

* * *

Und dann, als ob sich ihre Schmerzen mehren,
Entfliehet sie und sucht die Einsamkeit,
Entlockt dem schönen Auge falsche Zähren,
Drängt sie zurück, wie mit sich selbst im Streit.

Und tausend unerfahrne Herzen ehren
Durch wahre Thränen ihr verstelltes Leid,
So stählt des Mitleids Gluth der Liebe Waffen,
Um ihr den Sieg gewisser zu verschaffen.

* * *

Doch bald entreißt sie sich der Schwermuth Qualen,
Und zeigt von neuer Hoffnung sich belebt;
Man sieht die Freud' auf ihrer Stirn sich mahlen,
Wenn sie den Freunden hold entgegen schwebt.
Und ihrer klaren Augen heit're Strahlen,
Dieß süße Lächeln, das den Mund umwebt,
Sie brechen, wie ein zweyfach Sonnenfeuer,
Durch ihrer Wehmuth trüben Nebelschleyer.

* * *

Ihr holdes Lächeln und ihr holdes Scherzen
Erfüllet Aller Sinn mit trunk'ner Lust,
Und reißet fast aus Aller Brust die Herzen,
Noch nie so großer Wonne sich bewußt.
Grausame Lieb'! In gleicher Fülle schmerzen
Dein Wermuth und dein Honig uns're Brust;
Und deine Arzeney, wie deine Wunden,
Sie werden gleich gefährlich stets erfunden.

* * *

So hält sie, bald in Lächeln, bald in Thränen,
In Eis und Gluth, sie alle gleich vom Ziel,
Und treibt mit ihrer Furcht, mit ihrem Sehnen,
Auf gleiche Weis' ein ränkevolles Spiel.
Und deutet einer nun in leisen Tönen,
Von fern und zitternd nur, auf sein Gefühl:
So stellt sie sich im Lieben unerfahren,
Und weiß nicht, was die Wort' ihr offenbaren.

* * *

Man sieht verschämt ihr Antlitz sich umfloren,
Es senket sich der Augen trübes Licht,
Und junge Rosen drängen, zart geboren,
Das frische Weiß vom holden Angesicht; —

So sehen wir im Morgenglanz Auroren,
Wenn sie die Dämm'rung, leisen Flugs, durchbricht, —
Und, mit der Scham zugleich hervorgegangen,
Färbt nun der Zorn mit höherm Roth die Wangen.

* * *

Doch strebt sein Herz ihr einer zu entdecken,
Den tiefer schon der Liebe Pfeil verletzt:
Dem naht sie bald, bald sucht sie zu verstecken,
Gibt jetzt Gelegenheit, und nimmt sie jetzt,
So weiß sie ihn den ganzen Tag zu necken,
Und hoffnungslos verläßt sie ihn zuletzt,
Dem Jäger gleich, dem in den Abendstunden
Des langverfolgten Wildes Spur entschwunden.

* * *

Durch solche Künste mußt' es ihr gelingen,
So viele Herzen trügerisch zu fah'n,
Durch solche Waffen, nimmer zu bezwingen,
Ward bald der Lieb' ein jeder unterthan.

Fünfter Gesang.

Der gefallene Dudo war Anführer einer erlesenen Kriegsschar, einer Zierde des fränkischen Heeres. Seine Stelle soll durch einen gleich edlen und tapfern Ritter besetzt werden. Eustach entzündet den Ehrgeiz des Rinaldo, sich um diese Würde zu bewerben; seine wahre Absicht dabey geht aber nur dahin, den Rinaldo zu verhindern, daß er Armiden folge.

Schon fühlt Eustach der Liebe Leiden,
Mit Eifersucht betrachtet er Rinald;
Er muß des Helden Tapferkeit beneiden,
Noch werther durch so herrliche Gestalt.
D'rum möcht' er gern ihn von dem Zuge scheiden,
Ihn treibt zur List der Eifersucht Gewalt.

Diesen Anschlag vernichtet jedoch Gernand; er, ein Königssohn, glaubt auf jene Würde den ersten Anspruch zu haben, ergrimmt gegen seinen Nebenbuhler Rinaldo, und geht in

seinem Grimme gar so weit, gegen diesen beleidigende lügenhafte Gerüchte auszustreuen. Es kommt nun zwischen beyden zu einem Kampfe voll Erbitterung, in welchem Gernand getödtet wird. Rinaldo aber sieht sich genöthigt zu entfliehen, um einem Kriegsgerichte zu entkommen, dem er unterläge, weil er das Gesetz übertrat, welches alle Zweykämpfe zwischen den christlichen Rittern während dieses heiligen Krieges verbiethet. Armida verläßt das Lager mit den ihr bewilligten zehn Rittern; allein es folgen ihr, von ihrer List und Schönheit bestrickt, in der Nacht noch mehrere heimlich. So befindet sich denn das fränkische Heer nun in einer sehr üblen Lage, theils durch den Verlust so vieler tapferer Männer, theils wegen einer drohenden Hungersnoth und der Annäherung der ägyptischen Flotte.

Sechster Gesang.

Die Lage der Heiden in dem belagerten Jerusalem verbessert sich eben so, wie jene der Belagerer sich verschlimmert hat. Unter den erstern zeichnet insbesondere der wilde Circassier Argant sich aus. Er dringt dem König die Erlaubniß ab, in Gegenwart des ganzen Heeres, zwey christliche Ritter zum Zweykampf herausfordern zu dürfen.

Dicht vor der Stadt, bis an das Lager, breitet
Ein Blachfeld sich weit und geräumig aus.
Kein Hügel hat sich hindernd hier erhoben,
Es scheint mit Fleiß gemacht zu Kampfes-Proben.

* * *

Hier hielt in Feindes Angesicht der wilde
Argant, entfernt von der Begleiter Zahl,
Stolz auf Gestalt und Muth und Kraft, im Bilde
Schon fürchterlich, sein Blick ein droh'nder Strahl.

Otto, der erste mit ihm kämpfende Ritter, bleibt sein Gefangener; desto hartnäckiger aber wird der Kampf mit dem zweyten — dem tapfern Tancred. Beym Einbruche der Nacht

sind beyde gleich verwundet. Herminia muß Argants Pflege übernehmen, indeß sie für seinen Gegner Tancred die zärtlichste Neigung fühlt. Nach langem Bangen und Zagen entschließt sie sich endlich, in das Lager der Christen zu gehen, wozu ihre Freundinn Clorinde sie selbst in ihre eigene Rüstung kleidet. So verläßt sie denn auch als Clorinde die Stadt. Schön ist die Schilderung des furchtsamen Mädchens in der fürchterlichen Rüstung:

Sie läßt vom Stahl den weichen Nacken schänden,
Die gold'nen Locken, die er auch umschlang;
Sie faßt den schweren Schild mit zarten Händen,
Trägt mühsam nur den ungewohnten Zwang.
So strahlt sie nun im Waffenschmuck zum Blenden
Und zwingt sich selbst zu kriegerischem Gang.

Als Clorinde will sie auch den geliebten Tancred im Lager suchen; doch sendet sie voraus den getreuen Knappen an ihn:

Sag, eine Jungfrau will vor ihm erscheinen,
Die Heil ihm bringt und ihn um Frieden fleht,
Um Frieden fleht, im Liebeskrieg befangen,
So wird er Heil, Erquickung sie erlangen.

Des Bothen harrend, steht sie einsam im nächtlichen Gefilde, dem sie die Klagen der Liebe vertraut:

Sie stand auf einem Ort, wo Mondesschimmer
Auf ihre Waffen fiel mit hellem Strahl;
So daß ihr weiß Gewand, der Rüstung Flimmer,
Im schönen Licht erglänzte rings im Thal.

Nicht fern von ihr — so will's ihr böser Stern, liegen Krieger im Hinterhalt, deren Führung zwey Brüdern, Alkander und Polifern, übertragen ist. Der letztere hält sie für Clorinden, und eilt, mit ihr zu kämpfen. Herminia entflieht. Indeß hat auch Tancred die Bothschaft erhalten, und eilt ihr nach, ungeachtet seiner Wunden, in der Hoffnung, Clorinden zu finden.

Siebenter Gesang.

Herminia, nachdem sie in einen dichten Wald gerathen war, gelangt nach langem, trostlosen Herumirren endlich in ein einsames Thal, wo sie entschläft.

Sie wacht nicht eher auf, bis von den Zweigen
Der Vögel Heer den jungen Tag begrüßt,
Die Büsche rauschend sich zum Strome beugen,
Die Morgenluft durch Blum' und Welle fließt.

Hier findet sie eine friedliche Hirtenwohnung, worin ein alter Schäfer mit drey Söhnen lebt.

Als diese hier die fremden Waffen sahen,
Erbebten sie und fürchteten Gefahr.
Herminia grüßt sie nun mit sanftem Nahen,
Enthüllt ihr Aug', ihr schönes goldnes Haar.
„Mögt ihr des Himmels Segnungen erfahren!
Nehmt, sprach sie, gern der schönen Arbeit wahr!
Nicht eurem Werke sollen diese Waffen,
Nicht euren holden Liedern Störung schaffen!"

Sie wird freundlich aufgenommen, und erlebt hier glückliche Tage der beruhigten Leidenschaft.

Tancred, der den Spuren Clorindens zu folgen glaubt, geräth in Armidens Zauberschloß, wo List und Trug ihn zum Gefangenen machen. Im fränkischen Lager wird er schmerzlich vermißt, um den, durch die Nacht unterbrochenen Zweykampf mit Argant zu beendigen. Da nebst Tancred auch der Kern der Ritterschaft, jetzt Armidens Sclaven, abwesend ist, übernimmt Raymund, Graf von Toulouse, ein ehrwürdiger Greis, den ungleichen Kampf mit dem wilden Heiden.

Das gewohnte Schwert, das seine Rechte
So furchtbar schwingt, wird eilig angelegt,
Wie ein Komet durch die entbrannten Nächte
Mit gräulich blut'gem Schweif zu schimmern pflegt,
Der Reiche stürzt, herbeyführt wilde Seuchen,
Tyrannen auf dem Thron ein drohend Zeichen:

* * *

So ist Argant im Waffenschmuck zu schauen;
Er wälzt das Aug', entflammt von Zorn und Blut.
Wild athmen die Geberden Todesgrauen,
Es athmet Todesdroh'n des Blickes Wuth.
Sein nacktes Schwert läßt er mit mächt'gem Schwingen
Und wildem Schrey'n die Luft durchdringen.

Dagegen der fromme Greis Raymund! Eh' er den Kampf beginnt, blickt er aufwärts zum Himmel, und fleht: O Herr,

Der jenen starken Goliath hinzuraffen
Geboth der Schleuder, die ein Knabe schwenkt:
O mögst du jetzt auch mir den Sieg verschaffen!
Durch mich sey dieser Heid' in Staub gesenkt;
Daß jetzt ein Greis den Hochmuth überwinde,
So wie er einst erlag vor einem Kinde.

* * *

So fleht der Graf, und sein inbrünstig Lallen,
Von sich'rer Hoffnung auf den Herrn belebt,
Schwingt aufwärts sich zu den gestirnten Hallen,
Wie von Natur empor die Flamme strebt.
Der ew'ge Vater hört's mit Wohlgefallen,
Und er beschließt, vom Heer, das ihn umschwebt,
Der Engel einen ihm zum Schutz zu senden,
Ihn siegreich zu entzieh'n des Frevlers Händen.

Der Engel schützt ihn mit diamantenem Himmelsschild; schon ist Argant verwundet, und Raymund noch immer unversehrt; da beschließt Belzebub, dem Heiden beyzustehen. Aus einer Wolke bildet er eine menschliche Gestalt, welcher er Clorindens Züge und Rüstung gibt. Dieses Trugbild bewegt einen der besten Schützen des heidnischen Heeres auf Raymund einen Pfeil abzuschießen.

Die Sehne schwirrt, und mit gewalt'ger Schnelle
Durchfährt der Pfeil die Luft und zischet laut;
Auch trifft er wirklich, unheilsvoll, die Stelle
Wo sich dem Heft der Gürtel anvertraut.

Er dringt hinein, doch, von des Blutes Welle
Geröthet kaum, verletzt er nur die Haut;
Denn weiter läßt der Engel ihn nicht dringen,
Vorsorglich lähmt er ihm die Kraft der Schwingen.

Durch diese Frevelthat ist der Vertrag gebrochen; Gottfried läßt seine Kriegsscharen hervorbrechen, den verwundeten Freund zu rächen. Ein allgemeines Handgemenge erfolgt.

Das Feld verschwand; erregt von dem Getümmel,
Hob sich der Staub in Wolken hoch gen Himmel.

Schon neigt sich der Vortheil auf die Seite der christlichen Streiter;

Allein die Hölle, die ihr Reich des Bösen
In diesem mächt'gen Kampf sah untergeh'n,
Ließ, da ihr dieß vergönnt, die Luft sich thürmen
In finst're Wolken, und geboth den Stürmen.

* * *

Und Sonn' und Tag entflieh'n, vom schwarzen Schleyer
Sogleich verhüllt; mit mehr als Höllengrau'n
Entflammt der Himmel sich in düsterm Feuer,
Läßt Blitze nur und Wetterstrahlen schau'n.
Der Donner rollt; herab stürzt, ungeheuer,
Des Hagels Kraft, zerschlägt, bedeckt die Au'n.
Der Sturmwind tobt, die Bäume rings zersplittern;
Nicht Eichen bloß, auch Fels und Hügel zittern.

* * *

Und in das Angesicht der Franken schlagen
Zugleich die Fluth, das Wetter, der Orcan.
Sie überfällt ein unbesiegbar Zagen,
Die plötzliche Gewalt hemmt ihre Bahn;
Die meisten werden vom Panier verschlagen,
Das sie im dichten Dunkel nicht mehr sah'n.

* * *

Den Nacken nun des flücht'gen Heers bedrohten
Der Heiden Schwert, der Geister mächt'ge Wuth.
Vermischt mit Regengüssen strömt in rothen
Geschwollnen Bächen über's Feld das Blut.

So erfolgt denn Flucht und Niederlage der Christen, und der siebente Gesang schließt mit den Versen:

Geheul und Regen, Sturm's und Donner's Brausen
Betäubt die Welt mit Harmonie'n voll Grausen.

Achter Gesang.

Elend und Verwirrung im christlichen Lager erreichen den höchsten Gipfel. Durch Veranstaltung des bösen Dämon Astragor und der Furie Alecto werden die blutigen Waffen des Rinaldo gebracht, welcher ermordet seyn soll. Die Macht der Hölle weiß sogar auf den erhabenen Gottfried selbst den Verdacht des Mordes zu werfen. Die Italiener, den Franken lange schon abhold, ergreifen die Waffen, um ihren Landsmann zu rächen. Aufruhr entsteht allenthalben unter den Kriegern, die in Parteyen zerfallen. Mit gräßlichen Zügen mahlt der Dichter die nun vorfallenden Gräuel- und Schreckensscenen:

Alecto schwingt die gluthbewehrte Rechte,
Und schüttet Gift und Flammen auf das Heer.
Der Haß, die Raserey wächst im Geschlechte
Der Latier, der Blutdurst mehr und mehr.

* * *

Und zu den Waffen rennt von jeder Seite
Das ungestüme Volk mit wildem Droh'n.
Mit kriegerischen Liedern ruft zum Streite
Aufrührischer Trommeten rauher Ton.

Groß und herzerhebend ist das Gemählde der Ruhe, Würde und Erhabenheit, womit Gottfried seine frevelhafte Beschuldigung vernimmt, und die Aufrührer zur Pflicht zurückführt:

Er hört die Anklag' und erhebt die Blicke,
Und gibt sich, wie er pflegt, in Gottes Hut:
Du weißt, o Herr, wie fern mein Herz von Tücke,
Wie meine Hand verabscheut Bürgerblut;

Zerreiße diesen Schleyer denn, ersticke
In ihrer Brust die ausgelass'ne Wuth;
Und meine Unschuld, die du kennst im Stillen,
Mag auch der blinden Welt sich jetzt enthüllen!

* *
* *

Er schweigt, und fühlt ein ungewohntes Streben,
Das ihm, wie Himmelsluft, den Busen dehnt.
Von hoher Kraft, von kühner Hoffnung Leben
Erstrahlt sein Blick, der die Gefahr verhöhnt.
So naht er sich, von seiner Schar umgeben,
Dem, der Rinaldo's Tod zu rächen wähnt,
Und nichts vermag den kühnen Schritt zu halten,
Wie sehr auch Dräu'n und Waffen rings erschallten.

* *
* *

Sein Harnisch und ein reiches Kleid umhüllen
Die Glieder ihm mit ungewohnter Pracht.
Bloß sind Gesicht und Hand, und Strahlen füllen
Sein Auge, wie vom Himmelsglanz durchfacht.
Mit seinem gold'nen Zepter will er stillen,
Der einz'gen Waffe, dieses Sturmes Macht.
So zeigt er sich, so redet er zu ihnen
In Tönen, die nicht Menschentöne schienen.

* *
* *

Welch eitler Waffenlärm wird hier erhoben?
Wer ist's, der solch ein thöricht Drohen wagt?
So kennt ihr mich nach diesen langen Proben?
Ist dieß die Achtung, die ihr für mich tragt?
Man hat Verdacht, man billigt ihn mit Toben;
Verruchten Trug's wird Gottfried angeklagt!
Hofft ihr vielleicht, daß ich vor euch mich beuge,
Und Gründe sag' und mich euch flehend zeige?

* *
* *

Ha! daß die Welt, voll meines Ruhms, nie höre,
Daß meiner Würd' ich einst so viel vergab!
Vertheid'gen soll mich meiner Thaten Ehre,
Die Wahrheit mich und dieser Herrscherstab.
Der Gnade weiche jetzt des Rechtes Schwere,
Und Strafe falle nicht auf Schuld herab; ꝛc.

Neunter Gesang.

Den Untergang des christlichen Heeres zu beschleunigen, ermuntert Alecto den Sultan Solyman von Nicäa zu plötzlichem Überfall. Er kommt mit einem Heer von Arabern der Wüste in der Nacht an. Alecto selbst hat ihn geleitet, und benachrichtiget auch den König von Jerusalem.

Schon wirft die Nacht des dunkeln Schleyers Grauen
Zur Erd' hinab, mit rothem Dunst befleckt:
Statt Himmelstropfen, die das Land bethauen,
Wird es mit lauem, blut'gen Naß bedeckt.
Hoch in der Luft sind Ungeheu'r zu schauen,
Der Larven Schar irrt flisternd um, und schreckt.
Den Abgrund leerte Pluto; durch die Lüfte
Goß er die ganze Nacht der Orkusgrüfte.

Wüthend ist der Angriff der Araber auf die Franken:

Gen Himmel dringt der Lärm, und von den Pferden
Mischt sich das Wiehern mit der Hufe Schall.
Die Höhe brüllt, es brüllt das Thal der Erden,
Antwortend brüllt des Abgrunds Wiederhall.

Zu gleicher Zeit machen auch Tancred und Clorinde einen Ausfall auf das Lager der Christen. Die Heiden, von den gegenwärtigen Höllengeistern selbst unterstützt, beginnen schon den Sieg zu erringen; da sendet Gott den Erzengel Michael zum Schutze der Christen auf das Schlachtfeld, um die bösen Dämonen zu zerstreuen, die dort wüthen:

Er kommt und scheucht aus jenen finstern Thalen
Das tiefe Grau'n durch seines Fittigs Macht;
Bey seines Angesichtes heitern Strahlen
Vergoldet sich die ewig dunkle Nacht.
So pflegt die Sonn' auf Wolken hinzumahlen,
Nach langem Regen, bunter Farben Pracht;
So sieht man einen Stern durch Äther wallen
Und in den Schooß der großen Mutter fallen.

Nachdem die höllischen Mächte vom Schlachtfelde vertrie-

ben sind, erleidet das heidnische Heer durch die nicht mehr gehemmte Kraft der Christen eine schreckliche Niederlage:

Grau'n, Jammer, Furcht und Grausamkeit zerrütten
Der Feinde Heer; in wechselnder Gestalt
Durchwandelt es der Tod mit Siegerschritten,
Indeß ein Blutsee durch das Lager wallt.

Zehnter Gesang.

Auch Solyman ward von der allgemeinen Flucht der Seinigen hingerissen, findet aber auf seinem Wege den Zauberer Ismen, der ihn durch seine Zauberkraft schnell nach Jerusalem bringt, so daß er in den Kriegsrath, welchen Aladin mit seinen Anführern hält, gerade in dem Augenblicke eintritt, da einer derselben den Muthlosen die Capitulation vorschlägt. Solymans Gegenwart und Rede richtet den Muth Aller wieder auf. Indeß sind die von Armiden entführten Krieger während der Schlacht wieder in Gottfrieds Lager zurückgekommen, und erzählen ihre Schicksale in Armidens schönem Zauberreiche, und wie sie endlich von Rinaldo und Tancred befreyt wurden. Jene Nachricht, daß Rinaldo, den man todt glaubte und zu rächen brannte, noch wirklich lebe, erfüllt das ganze Lager mit Freude.

Eilfter Gesang.

Gottfried hat beschlossen, einen Sturm auf Jerusalem zu unternehmen, wozu das ganze Heer sich mit religiösen Feyerlichkeiten vorbereitet.

Noch wollte sich kein Tag im Osten zeigen
Und selbst das Frühlicht blickte dämmernd nur:
Noch lag das Feld versenkt in tiefes Schweigen,
Der harte Pflug verschonte noch die Flur;
Die Vögel ruhten sicher auf den Zweigen,
Kein Jagdgetös' erscholl auf Wildes Spur:
Als schmetternd schon die Frühtrommete schallte,
Vom Waffenruf der Himmel wiederhallte.

Nun beginnt ein meisterhaftes Schlachtgemählde, welches

theils mit seinem allgemeinen Handgemenge, theils mit den einzelnen Heldenkämpfen den übrigen Theil des Gesanges ausfüllt. Tancred und Gottfried selbst werden verwundet, letzterer mit einem so tief eindringenden Pfeil, daß sogar die höchste ärztliche Kunst ohne den Beystand eines Engels vergeblich wäre. Nur die einbrechende Nacht vermag der Wuth der Kämpfer Einhalt zu thun.

Zwölfter Gesang.

Clorinde und Argant verlassen Jerusalem nächtlicher Weile, um einen, von den Christen zu Bestürmung der Stadt erbauten hölzernen Thurm zu verbrennen. Vergebens enthüllt der mitgehende Sclave der Heldenjungfrau, daß sie eine geborne Christinn sey; sie läßt von ihrem Vorhaben nicht ab. Der Thurm lodert in Flammen auf; ein Handgemenge entsteht; Tancred trifft auf Clorinden. Sie kämpfen ohne sich zu kennen. Dieser Kampf der beyden Liebenden, Clorindens Verwundung, das darauf folgende Erkennen und ihr Tod, ist eine der herrlichsten Parthien der gegenwärtigen und vielleicht aller übrigen Epopeen der antiken und der modernen Poesie.

Doch sieh, es naht die dunkelste der Stunden,
Da nun ihr Ziel Clorind' erreichen soll.
Schon hat sein Schwert die schöne Brust gefunden,
Und trinkt das Blut, das ihm entgegen schwoll,
Und feuchtet ihr Gewand, mit Gold durchwunden,
Das leicht und zart um ihren Busen quoll,
Mit warmer Fluth. Sie fühlt die kalten Schatten
Des Todes nah'n, und die Gebein' ermatten.

Die Sterbende verlangt von Tancred die Taufe. Er bringt aus einer nahen Quelle Wasser im Helme herbey, und vollzieht die heiligende Handlung:

Wie seinem Mund die heil'gen Wort' entbeben,
Blickt sie mit frohem Lächeln himmelwärts,
Als spräche sie, schon von der Welt geschieden:
Der Himmel öffnet sich, ich geh' in Frieden.

* * *

Wie Lilien sich, vermischt mit Veilchen zeigen,
So ist das Weiß, das ihre Wangen schmückt.
Die Sonne, scheint es, und der Himmel neigen
Sich sanft herab, indem sie aufwärts blickt.
Als Pfand des Friedens reichet sie mit Schweigen
Dem Ritter, den des Grames Last erdrückt,
Die kalte Hand. So scheidet, ohne Kummer,
Die schöne Jungfrau hin; ihr Tod ist Schlummer.

* * *

Doch kaum verläßt der edle Geist die Hülle,
Als schon Tancreds erzwung'ne Stärk' erschlafft,
Und ihn ergreift in ihrer ganzen Fülle
Mit Ungestüm des Grames Leidenschaft,
Drängt ihm das Leben in die tiefste Stille
Der Brust zurück, und tödtet jede Kraft.
Er lebt, doch fast der Todten zu vergleichen
An Farb' und Blut und jedem Todeszeichen.

Der schwer verwundete Tancred wird, so wie Clorindens Leiche, von den Franken in ihr Lager gebracht. Herzzerreißend sind Tancreds Klagen um die Vermißte, da wird ihm verkündet,

Daß sein Gezelt die theure Leich' umfaßt;
Und wie ein Blitz die Wolk' erhellt und schwindet,
So röthet sich sein Antlitz und erblaßt.

* * *

Doch wie er naht und wird die blut'ge Wunde,
Sein eignes Werk, in ihrer Brust gewahr,
Des Himmels Bild in nächtlich heit'rer Stunde,
Ihr Angesicht, zwar ohne Glanz, doch klar:
Da bricht der Schmerz hervor aus tiefstem Grunde.

Er reißt die Binden von der Wunde, aus welcher das verhaltene Blut in heftigen Güssen hervorstürzt. Gottfried und der Einsiedler Peter suchen den Verzweifelnden zu trösten. Es gelingt ihnen endlich zum Theil:

Doch kann er noch nicht ganz vom Gram sich scheiden,
Beseufzt noch oft den schmerzlichen Verlust,

Und spricht bald mit sich selbst, bald mit der Fernen,
Die ihn vielleicht vernimmt von gold'nen Sternen.

* * *

Sanft klagend ruft er sie beym Niedergange,
Sie ruft er, da die Morgenröthe kam;
Gleich einer Nachtigall, die trüb' und bange,
Wenn ihr die Brut der harte Landmann nahm,
Die Nächte durch mit traurigem Gesange
Gebüsch und Luft erfüllt in ihrem Gram.
Der Schlummer kann, erst da die Stern' erbleichen,
Sich zwischen Thränen ihm in's Auge schleichen.

* * *

Und sieh! im Traum erscheint ihm die Ersehnte,
Von einem hellen Sternenkleid umwallt.
Der Himmelsglanz, obwohl er sie verschönte,
Benahm ihr nicht die kenntliche Gestalt.
Sie trocknet ihm mitleidig die bethränte,
Gramvolle Wang', und ihre Stimm' erschallt:
Sieh mich von Schönheit und von Wonne strahlen,
Und still' in mir, du Treuer, deine Qualen.

* * *

Dir dank' ich dieß; du rissest aus den Armen
Der Erdenwelt mich einst in Irrthum fort,
Und führtest mich, jetzt würdig, aus Erbarmen
In Gottes Schooß, an jenen sel'gen Ort.
Dort leb' ich froh, in liebendem Erwarmen;
Und auch auf dich harrt eine Wohnung dort,
Wo du die Pracht der ew'gen, großen Sonne,
Und meine Schönheit siehst, in sel'ger Wonne.

* * *

Willst du nicht selbst den Himmel dir mißgönnen,
Von dem so leicht dich Sinnestäuschung trennt:
So leb', und wisse noch — ich darf's bekennen —
Ich liebe dich, so sehr es mir vergönnt. —
So redet sie; in ihren Augen brennen
Lichtfunken, die kein sterblich Auge kennt.
Dann schließt sie sich in ihre Strahlenhülle
Und läßt, verschwindend, ihm der Stärkung Fülle.

Getröstet wacht Tancred auf. Clorindens nächtliche Leichenfeyer geht nun vor sich. Am nächsten Morgen besucht er das frische Grab, auf dem er seine Thränen und Klagen ergießt. Indeß wird ihr Tod auch in Jerusalem bekannt, und es erhebt sich eine allgemeine laute Wehklage. Der wilde Argant schwört, ihren Tod zu rächen:

Mir kommt die Rache zu für dieß Verbrechen;
Und dieses Schwert, ich lass' es eher nicht,
Bis es Tancred durchbohrt mit heißem Stahle
Und seinen Leib den Raben gibt zum Mahle.

Dreyzehnter bis sechzehnter Gesang.

In der Nähe des christlichen Lagers befindet sich ein Wald, der einzige Ort, welcher den Franken die zur Herstellung ihrer Belagerungsmaschinen geeigneten Baumstämme liefern kann. Um ihnen dieß zu verwehren, eilt der heidnische Zauberer Ismen Nachts dahin, zieht einen magischen Kreis;

Mit nacktem Fuß, entgürtet, spricht er Worte
Voll tiefer Kraft mit murmelndem Gesang.
Er kehrt dreymahl sein Angesicht zur Pforte
Des Orients, dreymahl zum Niedergang;
Schwingt dreymahl seinen Stab, der aus dem Orte
Des Todes oft die Längstbegrab'nen zwang;
Stampft dreymahl mit entblößtem Fuß die Erde
Und ruft mit wilder schrecklicher Geberde:

* * *

Hört, hört, o ihr, die von den Sternenthronen
Der Wetterstrahl geschleudert in die Nacht!
Ihr Geister, die das Reich der Luft bewohnen,
Durch die der Sturm erbraust, der Donner kracht:
Ihr Andern, die in Orkus-Regionen
An Schuld'gen üben rächerische Macht;
Euch, Höllenbürger, ruf' ich an zusammen,
Und dich, den Herrn des ew'gen Reichs der Flammen!

* * *

Euch geb' ich diesen Wald und diese Bäume,
Die ich mit Fleiß gezählt, in sich're Hut.

Wie von lebend'gem Geist des Körpers Räume,
Sey jeder Baum erfüllt von eurer Gluth!
Damit der Franken Schar flieh' oder säume
Beym ersten Hieb, erschreckt durch eure Wuth.
Er sprach's. Die andern Worte nachzusagen,
Kann nur der Mund des frechen Läst'rers wagen.

* * *

Der Sterne Schar, die mit des Glanzes Fülle
Die Nacht erhellt, entflieht, indem er spricht.
Der Mond verfinstert sich; in Wolkenhülle
Birgt er sein Horn und deckt das Angesicht.
Allein Ismen verdoppelt sein Gebrülle ꝛc. —

* * *

Und Geister, ohne Zahl und Ende, fliegen
Auf seinen Ruf herbey; theils aus der Luft,
Die sie bewohnen, theils emporgestiegen
Vom Grund der Erd' aus dunkler, schwarzer Gruft; ꝛc.

* * *

Und plötzlich dringt aus dem Gebüsch ein Brausen
Wie wenn der Erde tiefer Schooß zerlechzt.
Sie hören ringsumher die Winde sausen;
Es stöhnt, wie Meer'sfluth zwischen Klippen ächzt.
Der Löwe brüllt, die Schlange zischt voll Grausen,
Es heult der Wolf, die Eule seufzt und krächzt,
Die Donner rollen, die Trommeten dröhnen;
Ein einz'ger Ton gleicht so verschiednen Tönen.

Selbst die tapfersten Krieger wagen es nicht, in diesen Zauberwald einzudringen, welchen nun plötzlich eine Mauer von Flammen umgibt. Tancreden allein gelingt es, hineinzukommen. Er will einen Baum mit seinem Schwerte fällen, doch dem Baume entströmt, durch ein zauberisches Blendwerk, Blut, und eine Stimme, gleich Clorindens Stimme, ertönt, und berichtet ihm, daß die Seelen der vor Jerusalem gefallenen Krieger in diese Bäume eingeschlossen seyen, daher sie ihn beschwört, diese Ruhestätte der Todten zu verschonen. Tancred, obschon er an der Wahrheit der Sache zweifelt, und magischen Trug ahnet, wird doch von dem Gedanken der Möglichkeit

und vom Klange der Stimme der Geliebten, so ergriffen, daß er von seinem Unternehmen absteht, und den Wald verläßt.

Indessen scheint der Himmel selbst den Christen ein neues Unglück zu bereiten. Die Sonne tritt in das Zeichen des Krebses, und gießt eine Alles verzehrende Gluth auf die Erde herab. Das Gemählde dieser schrecklichen Naturerscheinung, die schreckliche Lage des Heeres, Wassermangel, Durst, Verschmachten, Bersten der Erde, das Versiegen des Stromes u. s. w. liefert in zehn Strophen die lebendigen Züge einer Meisterhand. Den Bitten des frommen Gottfried gelingt es endlich, vom Himmel einen Regen zu erflehen, dessen Wohlthat neues Leben schafft.

Dem Herzog Gottfried sendet Gott selbst einen aus der Träume Scharen, ihn theils zu ermuthigen und zur Vollendung zu ermuntern, theils um ihm zu verkünden, daß nur Rinaldo allein (der noch in Armidens Netzen verstrickt ist) den Zauber zu lösen und den Wald zu fällen vermöge. Sogleich werden zwey Ritter zu dessen Befreyung abgesendet. Ein christlicher Zauberer belehrt sie über die Lage der Zauberinsel und über die Weise, wie Armida seine Sinne gefesselt halte, um verbrecherischer Liebe zu genießen. Durch des Zauberers Hülfe gelangen die Ritter in Armidens Zaubergärten. Die Schilderung dieses, Weichlichkeit und Wollust athmenden Aufenthalts ist ein, von keinem Dichter übertroffenes Meisterstück. Rund ist die Wohnung, deren Kreise den wundervollen Garten rings umziehen, das Schloß mit hundert Thoren versehen, alle mit Bildern von halberhabener Arbeit geschmückt, denen zum Leben nur die Sprache zu fehlen scheint. Sie stellen durchgehends zärtliche Liebesscenen, Herkules und Jola, Antonius und Cleopatra vor. Der Garten selbst ist ein Ideal des Schönsten. Ein Phönix singt hier mit menschlicher Stimme ein Lied, das zu Liebe und Lebensgenuß auffordert.

Die beyden Ritter warten die Zeit ab, da Armida sich von Rinaldo entfernt hat, und halten ihm einen Zauberspiegel vor, darin er seine Gestalt, seine weibische Kleidung und den Zustand der in schmähliche Weichlichkeit versunkenen Seele

mit größter Beschämung erkennt. Schnell erwacht der alte Muth mit der alten Ruhmbegierde. Er brennt von Verlangen, seine Schande durch Thaten zu vernichten. Vergebens wendet Armida allen Zauber an, der ihr noch zu Gebothe steht, vergebens die zärtlichsten Vorstellungen, und die liebvollsten Bitten, um ihn zurückzuhalten; vergebens fleht sie endlich nur um die einzige Erlaubniß, ihm wenigstens folgen zu dürfen. Die Täuschung ist verschwunden, das Blendwerk verbrecherischer Liebe zerstreut, das Gefühl von Pflicht und Ehre ist erwacht, und Rinaldo reist mit den beyden Rittern ab. Vom Schmerz betäubt sinkt die Verzweifelnde am Ufer hin, und ruft ihre Klagen ihm nach. Da sie aus ihrer Betäubung erwacht, ist ihr erstes Geschäft, das unselige Zauberschloß sammt den Gärten zu vernichten, worauf sie selbst sogleich nach Gaza eilt, um im Heere des Sultans von Ägypten gegen das christliche Heer zu kämpfen.

Achtzehnter bis zwanzigster Gesang.

Bey der Heerschau, welche der Sultan hält, gelobt Armida in Gegenwart aller Ritter und Krieger, demjenigen, der sie an Rinaldo rächen werde, ihre Hand und ihr Reich zur Belohnung zu geben. Rinaldo selbst ist, während dieses gegen ihn vorgeht, auf seiner Flucht aus Armidens Zauberschloß zu jenem christlichen Zauberer gekommen, welcher schon früher den ihn suchenden zwey Rittern seinen Aufenthaltsort entdeckte, erhält von ihm köstliche Waffen, und insbesondere einen Schild, der ihm die glorreichen Thaten seiner Ahnen im Bilde zeigt, um ihn zur Nacheiferung zu ermuntern; zugleich erzählt ihm der weise Zauberer auch die hohen Thaten und den Ruhm seiner Nachkommen. Rinaldo setzt seine Reise fort, kommt im Lager an, und soll in den grauenvollen Zauberwald gehen. Ehe er aber das Unternehmen beginnt, bereut er seine Vergehungen, die Peter der Einsiedler ihm anschaulich macht und zu büßen befiehlt, durch eine andächtige Wallfahrt auf den Ölberg. Und

Ehe sich der erste Strahl erneu't,
Steht er schon da, vom Waffenschmuck umfangen,
Und nimmt ein neu, fremdfarbig Oberkleid.
Allein und still, zu Fuß und unverdrossen
Verläßt er nun das Zelt und die Genossen.

* * *

Als noch die Nacht von ihren stillen Reichen,
Dem Tage nicht die Herrschaft ganz vertraut,
Am Himmel noch nicht alle Stern' erbleichen,
Und kaum im fernen Ost der Morgen graut:
Da eilt Rinald, den Öhlberg zu erreichen,
Indeß sein Auge froh gen Himmel schaut,
Und hier ihn noch gestirnt und halb umnachtet,
Dort schon im reinen Morgenglanz betrachtet.

Nach einem kurzen, aber aus innerstem Herzen gesprochenen Gebethe erklimmt er die Höhe des heiligen Berges, der, so wie Rinaldo selbst, in einer Art von Verklärung geschildert werden:

— — — — Am himmlischen Gefilde
Säumt' unterdeß die Morgenröthe nicht.
Sie stieg empor; von seinem Helm und Schilde,
Vom Bergesgipfel strahlt' ihr gold'nes Licht.
Mit zartem Fittig spielte leis' und milde
Ihm Himmelsluft um Brust und Angesicht,
Die aus dem Schooß der holden Morgenröthe
Mit kühlem Thau den Jüngling überwehte.

* * *

Des Himmelsthau's wirksame Tropfen fielen
Auf sein Gewand, das aschenfarbig war,
Und schienen ihm die Bläsſe wegzuspühlen,
So daß es weiß sich zeigte, rein und klar.
So schmückt die dürre Blume früh im Kühlen
Mit neuem Reiz der Blätter welke Schar;
So sieht erstaunt und froh die Schlang' im Lenzen
Sich frisch verjüngt im neuen Goldschmuck glänzen.

* * *

Sein Kriegsgewand, so glänzend weiß zu schauen,
Verwundert selbst den freudigen Rinald;
Und muthig nun, mit festem Selbstvertrauen,
Lenkt er die Schritte nach dem nahen Wald.

Hier aber sieht er nichts von alle dem Ungeheuern und Schrecklichen, welches den Andern sich gezeigt hatte; der ganze Wald erscheint ihm vielmehr reizend und wollusthauchend. Das Zauberblendwerk erreicht den höchsten Grad. Eine schöne Luftgestalt, Armiden ähnlich, schwebt ihm entgegen, und will ihn abhalten, da er eben das Schwert schwingt, um einen Baum umzuhauen; als dieses vergebens ist, wird er plötzlich von gräßlichen Ungeheuern umrungen; aber auch dadurch läßt er sich nicht abschrecken; der Baum fällt; in dem Augenblicke verschwindet der ganze Zauber, und der Wald erscheint in seiner natürlichen Beschaffenheit. Nun wird der größte Theil der Bäume umgehauen und zu Kriegs-Maschinen verwendet. Sturm und Kampf beginnen. Hoch in den Lüften über dem Schlachtfelde versammelt sich die himmlische Heerschar; zu ihr gesellen sich die Seelen der unter den Mauern Jerusalems gefallenen Krieger, helfend, und erfreut ob der Ehre des hohen Sieges. Schon ist die strahlende Kreuzesfahne auf den Wall gepflanzt, und nur die Kämpfe Einzelner wüthen noch zerstreut hier und da. So hält Tancred einen Zweykampf voll Erbitterung mit dem wilden Argant; der erstere bleibt todt, der letztere schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen.

Indessen nähert sich schon das ägyptische Heer, welches Aladin zu Jerusalems Entsatz herbeygerufen hat. Die Bewegungen desselben auszukundschaften, sandte Gottfried den Vafrin, Tancreds Waffenträger. Dieser begibt sich in's heidnische Lager, und wird von Herminien erkannt, die, von zärtlicher Liebe zu Tancred glühend, dem Kundschafter in das Lager der Franken folgt. Ihr Weg dahin führt sie über das Schlachtfeld, wo sie neben der Leiche Argants auch den wie entseelt daliegenden Tancred erblickt:

Mit Thränengüssen netzt sie seine Glieder,
Indem sie schluchzend und gebrochen spricht:
Wie schlägt von neuem mein Geschick mich nieder!
Wie find' ich hier dein theures Angesicht!
Nach langer Zeit treff' ich dich endlich wieder;
Tancred, dich seh' ich, und du siehst mich nicht!
Du siehst mich nicht, obwohl ich dich umwinde;
Bist ewig mir geraubt, da ich dich finde!

Die Klage des unglücklichen Mädchens enthält Stellen, die zur höchsten Rührung hinreißen, wie z. B. die folgende:

Noch will ich Küsse rauben von den schönen
Verblich'nen Lippen; wärm're hoff' ich mir.
Dem Tode sey mit diesen kalten Küssen
Ein Theil von seinem strengen Recht entrissen!

* * *

Mitleid'ger Mund, der du so oft mein Leiden
Getröstet hast durch deines Wort's Erguß,
Vergönne mir auch jetzt, vor meinem Scheiden,
Den letzten Trost in einem süßen Kuß!
Gegeben hättest du vielleicht mit Freuden,
Wenn ich's begehrt, was jetzt ich rauben muß.

Wie von ihrem Klagen in's Leben gerufen, erwacht Tancred,

Eröffnet halb die Lippen, leis' und schwach,
Um bey geschloss'nem Aug' ein mattes Stöhnen
Zu mischen mit dem Klaggeseufz' der Schönen.

Das Blut strömt aus seinen vielen Wunden; Erminia bemüht sich, es zu stillen:

Allein sie hat, die Wunden zu verbinden,
Den Schleyer nur, hier, wo kein Dach sich fand.
Doch Liebe lehrt sie, neue Kunst erfinden,
Und zeiget ihr ein ungewohnt Verband.
Sie macht mit ihrem Haar die Wunden trocken,
Verbindet sie mit abgeschnitt'nen Locken.

Endlich läßt sie ihn, auf sein Verlangen, nach Jerusalem bringen, um dort, seinem Gelübde gemäß, am Grabe des Erlösers zu sterben.

Indessen ist das ägyptische Heer vor Jerusalem angekommen, und die letzte entscheidende Schlacht beginnt mit vielen einzelnen Kämpfen der ersten beyden Heere. Selbst Gottfried ist im Getümmel überall; Rimedon und Emiren fallen von seinem Schwerte. Auch Aladin und Solyman stürzen sich in das Treffen. Der erstere tödtet den greisen König Raymund von Toulouse, letzterer das tapfere Ehepaar Gildippe und Odoardo. Höchst rührend ist die Episode vom Tode der liebevollen Ehegatten:

Gildipp' und Odoard, von euern schönen,
Erhab'nen Thaten, euerm herben Leid,
Soll einst der Ruf bey fernen Völkern tönen,
Besiegt mein Lied den mächt'gen Arm der Zeit.
Euch soll der Ruhm der fernsten Tage krönen
Als Wunderbild der Lieb' und Tapferkeit,
Und manches treue Herz mit seinen Zähren,
Einst euern Tod und meine Leyer ehren!

Rinaldo rächt den Tod der beyden Gatten durch Solymans Tod. Armida, nun aller ihrer Vertheidiger beraubt, will, von Verzweiflung ergriffen, sich selbst tödten; Rinaldo, in diesem Augenblicke herbeyeilend, hält sie vom Selbstmorde vorzüglich dadurch ab, daß er sie um Vergebung bittet, und sich nun für ihren Ritter erklärt.

— Gleich dem Schnee, den Lüfte bald verzehren,
Die aus des Mittags warmen Reichen weh'n,
Muß jetzt ihr Zorn in Milde sich verkehren,
Sie kann der Liebe nicht mehr widersteh'n.

Zuletzt läßt der Dichter noch den edlen Gottfried von Bouillon in seiner Macht und Herrlichkeit erscheinen, indem sein tapferes Schwert noch mehrere der tapfersten Heiden besiegt, und das Gedicht schließt mit der Strophe:

So siegt Bouillon nach langem, harten Streite;
Und da der Tag noch völlig nicht entschwand,
Führt er die Sieger in die schon befreyte
Hochheil'ge Stadt, wo Christi Wohnung stand.
Er selber geht, an seiner Helden Seite,
Zum Tempel ein mit blut'gem Kriegsgewand,
Hängt hier die Waffen auf als fromme Gabe,
Und löset sein Gelübd' am heil'gen Grabe.

Kritische Beleuchtung.

So große und zahlreiche Verehrer Tasso und sein Heldengedicht in und außer Italien fanden, eben so groß war, besonders in Italien, die Anzahl derjenigen, von denen der Dichter und sein Werk mit Heftigkeit angegriffen und getadelt wurden, indem sie den Ariost hoch über den Tasso, und eben so hoch den rasenden Roland über das befreyte Jerusalem erhoben.

Das Wesentliche der Gegner und ihres Tadels spricht sich, kurz gedrängt, in Folgendem aus:

a) Verletzung der Einheit durch die Einwebung der zu langen Episode von Olynd und Sophronia.

b) Monotonie in dem Heroismus, und zu wenig Gradation in den Kämpfen.

c) Der Plan des Gedichtes ist unverkennbar der Iliade nachgebildet, eben so sind auch die Charaktere der Helden größten Theils den homerischen nachgezeichnet, und die schöne Zauberinn Armida ist eine Copie der Ariostischen Alcina.

d) Die Concetti, Wortspiele oder manierirte Gegensätze von Worten und Gedanken, die das Gemüth erkälten.

Wenn auch diese Fehler einigem Tadel zum Theile unterliegen, so bietet doch dieses Gedicht dafür eine Fülle von Schönheiten in der Zeichnung der Charaktere, dem Adel und der Wärme der Empfindung, der Kraft der Reden, der Schönheit und des Reichthumes der Bilder und Beschreibungen, der Größe und Kühnheit der Gedanken, und des lebendigen Gei-

stes, welcher das Ganze durchweht; durchgehends herrscht der innige Ausdruck der Frömmigkeit und des reinsten Gefühles, und die interessantesten Situationen sprechen uns allenthalben an. Unter die vorzüglichsten Parthien des Gedichtes gehört die Beschreibung der Gärten der Armida und des Zauberwaldes bey Jerusalem, die Liebe des Olynd und der Sophronia, des Tancred und der Clorinde, die Flucht der Erminia, der Tod der Clorinde, die Ankunft der Armida im Lager der Christen, die Versammlung der bösen Geister, Satans Rede an die höllischen Geister, die Beschreibung der Sommerdürre u. s. w.

Außer dem befreyten Jerusalem in zwanzig Gesängen und dem Rinaldo in vier Gesängen, schrieb Tasso noch einige kleinere, wenig bekannte epische Gedichte: il Monte Oliveto; le lagrime di Maria; la divina Settimana u. s. w.

Alessandro Tassoni.

(Geboren zu Modena 1565, gestorben 1635).

Noch vor dem Tassoni schrieb Chiabrera, einer der vorzüglichsten Lyriker Italiens, geboren im Jahre 1552, fünf epische Gedichte: 1) Italia liberata. 2) Firenze (Florenz). 3) Gotiade o delle guerre de' Goti. 4) Amadeide. 5) Ruggiero. Sie sind jedoch nur abwechselnde Nachahmungen, oder Versuche, in der Manier des Ariost, Trissino und Tasso zu dichten, die, wenig poetische Stellen ausgenommen, des Lesens kaum werth sind.

Mit mehr Glück trat Tassoni durch sein komisches Heldengedicht: „Der geraubte Eimer (Secchia rapita)," auf, welches zuerst im Jahre 1622 erschien. Seine frühere Jugend ward durch den Verlust der Ältern und durch manche andere Unglücksfälle getrübt. Nach vollendeten Studien trat er in die Dienste mehrerer großen Herren, und zwar: 1597 des Cardinals Ascanio Colonna, 1613 des Herzogs von Savoyen, Carl Emanuel, 1626 des Cardinals Lodovisio, eines Neffen Gre-

gors XV., endlich 1632 mit dem Titel eines Rathes in den Dienst des Herzogs von Modena, Franz I. Er erfuhr während dieser Reihe von Dienstjahren manchen Wechsel von Gunst und Ungunst, Glück und Unglück, und genoß in dieser langen Zeit nur drey Jahre eine glückliche Muße, worin er den Studien und der Blumen-Cultur lebte. Unter seinen Schriften erregten die Betrachtungen über den Petrarca, worin er die Fehler dieses Dichters scharf rügte und sein Ansehen zu vermindern suchte, viel Aufsehen, und eine literarische Fehde. Einige philippische Reden und insbesondere eine Leichenrede auf die spanische Monarchie, zogen ihm, obschon er sich nicht als den Verfasser bekennen wollte, viele Unannehmlichkeiten zu.

Seinen vorzüglichsten Ruhm verdankt Tassoni dem genannten komisch-epischen Gedichte, dessen Gegenstand der kleine Krieg der Bologneser und Modeneser ist, welcher in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts tragi-komischen Andenkens vorfiel. Die Pointe der Handlung dieses Gedichtes ist das in jenem Kriege vorgefallene komische Ereigniß, daß die Modeneser, die sich der Stadt Bologna bemächtigten, aus derselben den Eimer eines Brunnens wegnahmen, und ihn als Siegeszeichen nach Modena brachten. Die Bologneser, höchst betrübt über die schmähliche Entführung der hölzernen Wasser-Nymphe, schicken eine eigene Gesandtschaft nach Modena, das geraubte Kleinod zurück zu verlangen. Der hohe Rath von Bologna erklärt sich zur Gewährung nur unter der beschämenden Bedingung bereit, daß die Modeneser den Eimer selbst wieder abhohlen müssen. Diese aber können sich zu solcher Schmach nicht verstehen, und der Krieg beginnt von Neuem. Nun folgt eine Reihe von Schilderungen komischer Gefechte. Der ganze Olymp nimmt daran Theil. Die travestirten Götter Griechenlands fahren in Staats- und Galawägen nach Jupiters Pallast zur hohen Rathsversammlung, und kommen endlich zur Erde, um, je nachdem sie für die eine oder andere der kriegführenden Mächte Partey nehmen, Hülfstruppen zu werben. Bacchus insbesondere nimmt die Werbung unter den Deutschen

auf sich. So gehen denn die lächerlichen Balgereyen fort und fort, bis der Papst durch einen an beyde Parteyen abgesendeten Legaten dem Kriege ein Ende macht. Im Eingange des Gedichtes deutet Tassoni selbst auf eine leichte Parodie der Ilias hin, indem er sagt: „Wer meinem Gesange Gehör gönnt, wird sehen, wie die griechische Helena sich in einen Wassereimer verwandelt." In dem Ganzen herrscht die heiterste Laune, eine sehr treffende Satyre, und eine gewisse kecke Lustigkeit. Die Diction hat viel Anmuth, und der Versbau ist so fließend und lieblich, daß er sich der classischen Vollkommenheit nähert. Die vorherrschende Satyre spricht an, weil sie allgemein, und der geschilderte Krieg ein sehr genaues und richtiges Carricatur-Bild der kleinen Mächte und ihrer Kriege im Mittelalter, vorzüglich der italienischen Miniatur-Staaten, aufstellt. Unter den Charakteren dieses in zwölf Gesängen bestehenden Gedichtes zeichnen sich nur zwey vorzüglich aus: Graf Culagna, ein Musterbild renomistischer Feigheit, und Titta, ein Modell für alle Süßlinge. Die Ursache, daß dieses Gedicht uns heut zu Tage viel weniger als ehedem gefallen kann, ist unstreitig nur in den unverständlichen politischen und literarischen Anspielungen, und in der häufig vorkommenden, aber stets verdeckten Personal- und Local-Satyre zu suchen.

Giambattista Marino oder Marini.

(Geboren zu Neapel 1569, gestorben 1625).

Auch Er sollte, wie Ariost und Tasso, schon in seinen Jünglingsjahren zur Fahne der Themis schwören, die er eben so haßte, als die stärkste Neigung für die Muse der Dichtkunst ihn beseelte. Vergebens ward er vom Vater aus dem Hause verstoßen, und von dem harten Manne jede Unterstützung ihm versagt; sein Talent fand bald Anerkennung und Freunde, die für seine Bedürfnisse sorgten. Seine großmüthigsten Gönner wurden bald der Herzog Bovino und der Prinz von Conca,

bey dem er mit Tasso bekannt wurde. Eine jugendliche Thorheit brachte ihn in's Gefängniß, aus dem er aber bald wieder befreyt wurde, und hierauf nach Rom eilte. Hier fand er einen neuen Gönner an dem Cardinal Aldobrandini, der ihn mit sich nach Turin nahm. Der Herzog von Savoyen schmückte ihn mit Orden, und ernannte ihn zu der ehrenvollen Würde seines Secretärs. Diese Auszeichnung und das schnelle Steigen seiner schriftstellerischen Celebrität zogen ihm aber bald viele Gegner und Neider zu, und es kam so weit, daß wegen eines geringfügigen Verstoßes gegen die Mythologie, den Marino in einem Sonette beging, ein ganzer weitläufiger Federkrieg entstand. Sein heftigster Feind war Murtola, der ältere Secretär. Einer Reihe von Schmäh-Sonetten ließen die Erbitterten bald eine Murtoleide und eine Marineide, Gedichte voll Grimm und Spott, folgen. Murtola ließ sich von seiner feindseligen Wuth endlich sogar hinreißen, nach Marino zu schießen, traf aber statt dessen einen Günstling des Herzogs, und wurde zum Tode verurtheilt. Sein edler Gegner Marino war es, der ihm vom Herzoge das Leben erbath. Und dennoch ließ jener Niederträchtige von seinen Nachstellungen und Verleumdungen nicht ab, ja, wußte den Herzog sogar zu überreden, Marino habe gegen dessen hohe Person satyrische Stellen in sein Gedicht Adonis eingeflochten. Marino wurde verhaftet, endlich für unschuldig erklärt, und verließ sogleich Turin. In Paris fand er bald ein erfreulicheres Schicksal durch die Huld zweyer erhabenen Frauen, zuerst der Königinn Margaretha, der geschiedenen Gemahlinn Heinrichs IV., nach deren Tod Maria von Medicis, des Königs zweyte Gemahlinn, die ihm eine Pension von zwey tausend Kronthalern aussetzte. Während dieses Aufenthaltes in Paris schrieb er den größten Theil seines Adonis. Von Sehnsucht nach dem Vaterlande ergriffen, reisete er im Jahre 1622 nach Italien zurück, wählte dann den schönen Hügel von Posilippo bey Neapel zu seinem Aufenthalte, wo er in glücklicher Muße lebte, die er aber nicht lange genoß, da er schon im Jahre 1625 starb. Er liegt in der Theatiner-Kirche zu Neapel begraben.

Marino's Epopee Adonis enthält die seltsamste Vermischung des alten Mythos von der Liebe der Venus und des Adonis, mit Dichtungen aus der romantischen Ritterwelt. Die Phantasie treibt durch das ganze Gedicht ein regelloses ungezähmtes Spiel mit einer Reihe bunter Bilder. Jeder der zwanzig Gesänge hat seine eigene Aufschrift, z. B. das Glück, der Pallast der Liebe, Liebeszauber, der Garten, die Wunder, das Novellchen, die Tragödie u. s. w. Der Hauptinhalt ist in Kürze der folgende: Amor hat sich mit seiner Mutter gezankt, und beschließt, sie mit einem Pfeile zu verwunden, der ihr Liebe zu dem schönen Adonis einflößen soll. Der Jüngling wird nach der Insel Cypern und hier von einem Hirten in Amors Pallast gebracht. Nun erst wird Venus von Amor wirklich verwundet. Sie erblickt den schlafenden Adonis und entglüht in Liebe. Hierauf folgt mehrere Gesänge hindurch eine Reihe von zärtlichen, schwärmerischen, mitunter auch üppigen Scenen. Da die Liebenden im achten Gesange den Taumelbecher der Leidenschaft geleert haben, und schon an der Gränze des Übermaßes stehen, sinnen sie auf andere zerstreuende Belustigungen. Zuerst besuchen sie zusammen eine Quelle des Musen-Gottes, bey welcher Gelegenheit das Lob der berühmtesten Dichter alter und neuerer Zeit eingeflochten wird. Bald genügt ihnen die Erde nicht mehr, sondern sie unternehmen eine Luft- und Lustreise durch alle Sphären, wobey Mercur ihr Wegweiser ist. Nun aber dringt das Unglück auf sie ein. Mars, von Eifersucht entbrannt, beschließt das Verderben des schönen Adonis. Eine Fee, von heftiger Leidenschaft zu dem Jüngling ergriffen, entführt ihn, und biethet allen Zauber auf, ihn zur Gegenliebe zu reizen. Nach vergeblichem Bemühen erhält Venus den Geliebten endlich wieder zurück, und erfreut sich nun des Vollgenusses der glücklichsten Liebe, bis er ihr zum zweyten Mahle entrissen wird, und zwar unwiderbringlich durch den Tod. Mit den Klagen der Göttinn und mit einer ausführlichen Beschreibung der zur Leichenfeyer des Geliebten veranstalteten Spiele schließt das Gedicht.

Außer dem Adonis schrieb Marino noch zwey kleinere epische Gedichte: Die Zerstörung Jerusalems, ein Fragment, und der Kindermord zu Bethlehem, in sechs Gesängen.

Gerechter Tadel trifft die Anlage und den Plan des Adonis, den Schwulst der Schreibart, die gehäuften Witzeleyen und Wortspiele, die vielen üppigen Gemählde, die Vermischung des Modernen mit dem Antiken, die excentrischen Bilder u. dgl. Dagegen aber findet man in diesem Gedichte auch sehr schöne Stellen mit dem lieblichsten Colorit, geistreichen Witz, herrliche Bilder und Vergleichungen, Scenen voll Empfindung und Zartheit, glänzende Beschreibungen und Gemählde, vereinigt mit dem Zauber der einschmeichelndsten Sprach-Melodie. Marino's Fehler wurden erst von seinen Nachahmern bis in's Abenteuerliche übertrieben.

Außer den bisher genannten Epikern hat man auch von Fulvio Testi, der italienische Horaz genannt, einige Fragmente von den ersten Gesängen zweyer ernsthafter Epopeen: Constantin und die Eroberung Indiens. Mehr Drang fühlten die Italiener des siebzehnten Jahrhunderts zu Versuchen im Gebiethe des komischen Heldengedichtes. So entstanden noch einige, zwar nicht ausgezeichnete, aber nicht ganz mißlungene Epopeen, wie z. B. l'Asino, poema eroico-comica, vom Grafen Carlo de' Dottori, herausgegeben unter dem angenommenen Nahmen Iroldo Crotta; Le Pazzie de' Savi (die Narrheiten der Gelehrten) von Bartolomeo Bocchini; Vita di Mecenate in zehn Gesängen, von Cäsare Caporali. In diesem komischen Gedichte wird das Leben des echten alten Mäcen als eine Satyre auf die neuern falschen Mäcenaten erzählt. Als die gelungenste Parthie des Ganzen wird Mäcens Testament gepriesen, worin er z. B. den Kritikern ein abgenagtes Schinkenbein hinterläßt, den Ehrgeizigen Luftschlösser, den Philosophen einen Syrup vom Urstoffe der Dinge u. s. w. Das vorzüglichste unter den Producten dieser Art soll Lippi's Gedicht: Il Malmantino racquistato (die wiedereroberte Tischtuch-Burg) seyn, eine Satyre auf die damahlige sehr eifrige

Hervorziehung alter florentinischer Provinzialismen. Der Gegenstand des Gedichtes ist die Eroberung des Schlosses Malmantile; die abenteuerlichen Begebenheiten, welche bey diesem Ereignisse erzählt werden, scheinen nur da zu seyn, um Veranlassung zu satyrischen Ausfällen auf das Jahrhundert des Dichters zu geben. Bedeutender als diese Dichter, ist

Niccolo Fortinguerra.

(Geboren zu Pistoja 1674, gestorben im Jahre 1735).

Er lebte als Abt und Kammerherr am Hofe Papst Clemens XI., zugleich Beysitzer des Ober-Appellationsgerichtes. Er war schon im männlichen Alter, als seine poetische Ader durch einen Zufall sich öffnete, da er sich eben in einer Gesellschaft von Freunden befand, deren Bewunderung Arioists so weit ging, daß sie ihn für unnachahmlich erklärten. Fortinguerra, durch diese Lobpreisungen entflammt, erboth sich, zu zeigen, daß Arioist dennoch nachahmlich sey, setzte sich an seinen Schreibtisch, und schrieb noch in derselben Nacht den ersten Gesang seines Heldengedichtes Ricciardetto. Die Probe erhielt den vollen Beyfall der überraschten Freunde, und das Gedicht wuchs zu dreyßig Gesängen an. Es enthält vielen Spott über den entarteten Theil des Clerus, weßhalb der Dichter auch die Verfolgung der Beleidigten befürchtete, und das Gedicht erst nach seinem Tode, und zwar unter dem Nahmen Corteromaco drucken ließ. In Composition und Ausführung ist die Nachahmung Arioists auffallend. Zu den Vorzügen des Gedichtes gehört die Situations-Mahlerey, eine Fülle von feiner und doch kräftiger Satyre, der echt komische, oft burleske Ton, reicher Wechsel, sehr schöne didaktische Stellen. Die Schattenseite dieses Gedichtes besteht im Mangel symmetrischer Einheit, in zu willkührlichem Aneinanderknüpfen oder Zerreißen der Fäden des epischen Gewebes, hier und da auch in den kahlen Scherzen und matten Stellen.

Der Held des Gedichtes ist Ricciardetto, ein Paladin Carls des Großen. Unter den übrigen Personen des Gedichtes tritt besonders hervor der, schon aus Arioſts Epopee bekannte brutale und wilde Saracenen-Ritter Ferrau, der nun zwar Mönch und Einsiedler geworden ist, aber mit seiner angenommenen Frömmeley die alte brutale Frechheit verbindet. Roland erscheint noch immer in seinem Liebeswahnsinne, worin er die lächerlichsten Absurditäten begeht. Eben so burlesk sind auch die Abenteuer der übrigen Ritter, wie z. B. dasjenige des Rinaldo, der eine Dame von zwey ungeheuren Kröten befreyt, von deren einer er sammt dem Pferde verschlungen wird.

An satyrischer Schärfe übertrifft dieses Gedicht den geraubten Eimer des Tassoni und den von Berni durch Umarbeitung neubelebten verliebten Roland des Grafen Bojardo. Das komische Heldengedicht des, im Jahre 1792 verstorbenen Grafen Carlo Gozzi, Marfisa, ist nicht ohne poetischen Werth, doch erreicht es nicht die Schönheit seiner romantischen Dramen.

Geschichte der spanischen Poesie.

Die spanische Sprache ist, so wie das Land selbst zuerst der Römer, dann der Westgothen Herrschaft erkannte, eine Vermischung der lateinischen und der deutschen Sprache, späterhin durch arabische Worte bereichert, als die arabischen Mauren den größten Theil von Spanien und Portugal erobert hatten, und nicht bloß Sieger, sondern zugleich auch das cultivirtere Volk waren. Um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts bildeten sich drey Haupt-Idiome; das castilianische in den Königreichen Castilien und Leon; das catalonische in den Königreichen Arragonien und Navarra (ähnlich der provençalischen und limosinischen im südlichen Frankreich), endlich die portugiesische im Königreiche Portugal.

Die Poesie der Troubadours fand ihre erste Pflege in Arragonien, und blieb da einheimisch, bis dieses Reich mit Castilien vereinigt, und die castilianische Sprache — gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts — die herrschende in der spanischen Monarchie wurde, weßhalb sie denn auch vorzugsweise die spanische hieß. In dieser sangen nun auch die Dichter ihre Helden- und Liebeslieder, gewöhnlich in vierfüßigen trochäischen Versen. Diese National-Sylbenmaße und Reimformen nannte man Redondillas: sie waren ganz geschaffen für den Gesang mit Begleitung der Guitarre. Diesen Liedern folgten diejenigen lyrisch-epischen Gedichte, welche späterhin vorzugsweise Romanzen genannt wurden. Schon damahls entstanden die so beliebten Assonanzen, der Gleichklang der Vocalen. Im Gegensatz der allgemein üblichen vierfüßigen Trochäen, welche bald auch das herrschende Sylbenmaß

für die dramatische Poesie wurden, nannte man die daktylischen Verse eigentliche Kunstverse: Versos de arte mayor; sie fanden aber nicht viel Beyfall.

Zu den ältesten Documenten der castilianischen Poesie gehören die Romanzen vom Cid, eine Reim-Chronik, welche gleichfalls die Thaten dieses Helden besingt, eine fabelhafte Reim-Chronik von Alexander dem Großen (worin der wackere Grieche Infant Alexander genannt wird, und seine Kriegsgefährten Grafen und Barone sind), und geistliche Reime von einem Benedictinermönch, Nahmens Gonzalo Berceo.

Verdienste um die Poesie erwarb sich zuerst König Alfonso, der Gelehrte oder Weise benannt. Er schrieb ein Lehrgedicht über die Geheimnisse der Alchimie. Sprache und Verse sind zum Theile lieblich, desto trockener aber die vorgetragenen Lehren. Außerdem that aber dieser Fürst durch Aufmunterung und Belohnung viel für die castilianische Sprache und Literatur. Er starb im Jahre 1284. Auch Alfonso X. und XI. zeigten sich rühmlich als Gönner der Wissenschaften (in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts). Der letztere schrieb selbst eine Chronik in Versen, und ließ mehrere Bücher verfassen. Als eine Zierde jenes Jahrhunderts wird der castilianische Prinz Don Juan Manuel gepriesen, welcher sich als Held durch seine Kriegsthaten gegen die Mauren berühmt machte, und als Mann von Geist durch sein Werk, der Graf Lucanor, worin moralisch-politische Erzählungen und Fabeln mit gereimten Maximen abwechseln, welche von einem Minister, den der Graf um Rath frägt, vorgetragen werden *).

*) Unter diesen Maximen scheinen einige sehr treffend gewesen zu seyn. Wacker sind z. B. die uns mitgetheilten, welche hier folgen: „Hast du etwas Gutes im Kleinen gethan, so thu' es auch im Großen, denn das Gute stirbt nie." — „Wer dir räth, dein Herz vor deinen Freunden zu verschließen, der wünscht, dich ohne Zeugen zu betriegen." — „Wer gut sitzt, der stehe nicht auf." — „Wer an dir lobt, was du nicht hast, der hat Lust, dir zu nehmen, was du hast." —

Außerdem schrieb er auch Romanzen, ein Ritterbuch, ein Buch der Weisen, und eine Chronik von Spanien. Er starb 1362.

Juan Ruiz, ein Zeitgenosse dieses Prinzen, schrieb ein — in der Ausführung rohes, aber doch sinnreiches, allegorisch-satyrisches Gedicht, worin die Fasten, der Carneval und das Frühstück personificirt auftreten, und mit dem Don Amor [illegible]giren.

Während dieser Zeit bildete sich die historische Romanze und der Ritterroman immer mehr aus. Der an Erfindungskraft reiche Amadis aus Gallien erschien am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, ein Werk, welches bald Nachahmer erweckte, und allgemeinen Beyfall fand, da es die castilianische Rittertugend mit dem Reize des morgenländischen Feen- und Genienwesens verband, ein Gemische von Geschichtlichem und Erdichtetem, voll Liebesabenteuern und Heldenthaten.

Dabey wurde die Romanzenform immer beliebter und allgemeiner. Man behandelte in derselben nicht nur spanisch-maurische Begebenheiten, sondern auch mythologische und biblische Stoffe.

Die castilianische Liederpoesie fing in der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sich zu gestalten an, und zeigte sich am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts am poetischen Hofe des Königs Don Juan II. schon so glänzend und fruchtbar, daß die spanischen Literatoren hier eine neue Periode der Geschichte ihrer Nationalpoesie anfangen. Lyrische und allegorische Gedichte wurden Modesache der Zeit und der großen Welt. Ritter und Herren wetteiferten in Kunst und Künstlichkeit, und bestrebten sich insbesondere, Gelehrsamkeit und Moral dem Gebiethe der Poesie einzuverleiben.

So sammelte sich eine glänzende Dichtergesellschaft am Hofe Juans II. In dieser zeichneten sich insbesondere aus:

Der Marquis de Villena, durch ein Gedicht: die Arbeiten des Herkules (1499 erschienen); durch eine Art von Poetik, betitelt: die fröhliche Kunst, u. a.

Der Marquis von Santillana, bewundert wegen der seltenen Vereinigung von hohem Rang und Einfluß in der poli-

tischen Welt, edlem Charakter, Reichthum, Gelehrsamkeit und Talent. Seine Gedichte, lyrische Allegorien mit vorherrschend moralischer Tendenz, erregten durch ihre Neuheit viel Aufsehen in jener Zeit, obschon der poetische Geist nur in einzelnen Parthien glänzt, sehr oft aber durch Gelehrsamkeit und unharmonische Verse verdunkelt wird. In dieser Manier schrieb er z. B. das Gedicht: El doctrinal de privados (Lehrbuch für Privatleute); los gozos de nuestra Señora (die Freuden der heiligen Jungfrau) u. a.

Nach Santillana that sich auch Juan de Mena in derselben Dichtungsweise hervor. Sein berühmtestes Gedicht ist das Labyrinth, ein allegorisch-historisches Gemählde, welches die größten Tugenden und Laster der Menschen zu allen Zeiten, und zugleich die Macht des Schicksals, in dreyhundert Stanzen, anschaulich darstellen soll. Es hat sieben Abtheilungen, nach den sieben Planeten, deren Einflüsse geschildert werden. Die Vorsehung tritt als weibliche Gestalt auf, zeigt dem Dichter als Zeitmaschine die drey großen Räder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ꝛc., worauf eine lange Gallerie von mythologischen und historischen Gemählden folgt. Mena lebte vom Jahre 1412 bis 1456.

Besonders fruchtbar war das fünfzehnte Jahrhundert an Liederdichtern. Noch unter der Regierung Juans II. veranstaltete Alfonso de Baena ein Cancionero de poetas antiguos (Liederbuch alter Dichter.) Aus dieser Sammlung entstand nachher das allgemeine Liederbuch, Cancionero general, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Fernando del Castillo, welches hundert sechs und dreyßig Dichter enthält.

Nicht minder zahlreich waren in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts auch die Romanzendichter und Romanzen, welche späterhin in dem allgemeinen Romanzenbuch (Romancero general) gesammelt wurden, nachdem das sechzehnte Jahrhundert noch reiche Beyträge dazu geliefert hatte. Es erschienen drey Sammlungen dieses Inhalts und mit dem-

selben Titel des allgemeinen Romanzenbuches, zwey im Jahre 1604, eine im Jahre 1614. Sie enthalten theils historische Romanzen aus der Heldengeschichte der spanisch-maurischen Kriege, theils Schäfer-Romanzen, theils auch scherzhafte und satyrische, zusammen über tausend.

Von der dramatischen Poesie zeigten sich im fünfzehnten Jahrhundert nur einige Spuren zu einem Anfange, zuerst durch geistliche und weltliche Schäfergespräche, dann durch den dramatischen Roman: Calisto und Melibea.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erfuhr die spanische Poesie eine bedeutende Umgestaltung durch Nachahmung des italienischen Styls. Insbesondere thaten sich nun die beyden Dichter Juan Boscan und Garcilasso de la Vega hervor, und führten einen neuen Geist in die Poesie ein. In Boscans Gedichten erscheint das Streben nach classischer Vollkommenheit; er wurde auch, obschon er das vorgesetzte Ziel in der Ausführung nicht erreichte, dennoch der erste classische Dichter seiner Nation. Er gewann als poetischer Neuerer eine beträchtliche Partey für sich. Nebst Correctheit und Geschmack sind auch Zartheit, Anmuth und Phantasie, schöne Eigenschaften der Poesie dieses Boscan. Er starb vor dem Jahre 1544. Seine gesammelten Gedichte sind in drey Bücher abgetheilt. Das erste enthält die Jugendwerke, noch ganz im alten castilianischen Geschmacke geschrieben; das zweyte besteht aus Sonetten und Canzonen im italienischen Styl, worin er als ein spanischer Petrarca erscheint. Das dritte Buch begreift eine Nachahmung des griechischen Gedichts Hero und Leander, in reimlosen Jamben. Hierauf folgen poetische Episteln und eine Elegie. Den Beschluß macht eine mythologisch-allegorische Beschreibung des Reiches der Liebe, wahrscheinlich Bruchstück eines unvollendeten epischen Gedichtes; sehr lieblich und lebendig, voll von schönen lyrischen und romantisch-didaktischen Stellen.

Dem Boscan zur Seite stand sein Freund Garcilasso de la Vega, geboren in den ersten Jahren des sechzehnten Jahr-

hunderts. Der Charakter seiner Gedichte ist petrarchische Zartheit mit sanft-elegischer Wehmuth. Der vorzüglichste Theil seiner Poesien sind die Schäfergedichte. In dieser Hinsicht fängt mit ihm eine neue Epoche an, obschon er nicht ganz originell ist, sondern Virgils und Sanazars Eklogen zu Vorbildern freyer Nachahmung nahm, jedoch mehr in einzelnen Gedanken und Bildern als in der ganzen Form. Die erste seiner Eklogen wird als ein eigentliches Meisterwerk gerühmt.

Höchst merkwürdig ist Diego de Mendoza (geboren in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts), nicht nur als dritter classischer Dichter der Spanier, sondern auch durch die große Rolle, welche er in der politischen Welt spielte, da Kaiser Carl V. ihn zum General-Capitän und Gouverneur in Spanien, und nachher Papst Julius zum Gonfaloniore oder Pannerherrn der römischen Kirche ernannte. Nicht minder ausgezeichnet war Mendoza auch als Gelehrter. Er kaufte griechische Manuscripte, deren mehrere durch ihn zum Drucke befördert wurden, und vermachte seine kostbare Bibliothek dem König, welcher sie mit jener im Escurial vereinigte. Mendoza starb im Jahre 1575.

Er schrieb Sonette und Canzonen; beyden wird der Mangel an metrischem Wohllaut, wie auch an petrarchischer Zartheit und Anmuth vorgeworfen. Noch weniger gelungen sollen seine mythologischen Erzählungen im italienischen Styl seyn. Um desto mehr Beyfall erhielten seine lyrischen Gedichte im altcastilischen Styl, besonders die scherzhaften. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine poetischen Episteln voll von populärer Lebensphilosophie, und ausgeschmückt durch einen reichen Wechsel von Gemählden und Charakterschilderungen. Satyrische Gedichte von ihm sollen noch in Handschriften existiren. Eine noch größere Celebrität erwarb sich Mendoza durch seine prosaischen Werke, vorzüglich durch das historische Werk über den Krieg mit den Mauren in Granada unter Philipp II., und durch den in ganz Europa beliebt gewordenen komischen Roman Lazarillo de Tormes.

Die schönen Fortschritte der castilianischen Poesie begeisterten in diesen Zeiten selbst mehrere portugiesische Dichter zu Gesängen in castilianischer Sprache. Unter diesen zeichneten sich insbesondere Saa de Miranda und Montemayor aus, beyde in der Schäferpoesie. In den Idyllen des Miranda rühmt man die schöne Vereinigung von Naivetät und Grazie, Wahrheit und Leichtigkeit mit der treuherzigsten Natürlichkeit; dagegen wird die zu häufige, und oft grell abstechende Mischung der verschiedensten Vers- und Reimformen in einem und demselben Gedichte getadelt. Großes Aufsehen erregte Montemayor (geboren um das Jahr 1520), zuerst gemeiner Soldat, dann Sänger der Hofcapelle Philipps II., durch seinen Schäferroman Diana, dem bald eine Menge von Nachahmungen folgten. Prosa und Verse wechseln. Beyden ist Wohlklang und Anmuth in hohem Grade eigen. Christenthum und Heidenthum sind darin auf die sonderbarste Weise unter und durch einander gemischt, und das Reizende wechselt mit dem Grotesken, Lieblichzartes mit dem Bizarren bis zur heterogensten Verworrenheit. So z. B. erblickt man in einem Tempel der Diana die Bildnisse römischer Kaiser, und im Heiligthum der heidnischen Göttinn wird von den Kämpfen der christlichen Ritter mit den Mauren gesprochen.

Montemayors kleinere Gedichte sind in einem sogenannten Cancionero (Liederbuch) gesammelt.

Einen neuen Charakter gewann die spanische Odenpoesie durch Fernando de Herrera, welcher sich durch Einführung einer freyern Syntax, nach dem Muster der lateinischen, und durch neue Wortgestaltung einen eigenen Styl bildete, und von einer bewundernden Partey den Beynahmen des Göttlichen erhielt. Eleganz und Harmonie der Verse, und Würde des Ausdrucks sind allerdings schöne Vorzüge seiner Oden, oft wird jedoch die Diction zu vornehm und pretiös. Dessen ungeachtet aber, gilt er als der erste classische Odendichter der neuern spanischen Literatur. Phantastische Auswüchse vergütet er dem Leser durch Stellen voll echter Schönheit. Er selbst

nennt seine Oden Canzonen (Canciones). In den Sonetten zeigt er sich als glücklicher Nachahmer des Petrarca. Er starb um das Jahr 1578. Unter seinen Oden werden zwey als seine Meisterstücke gerühmt: die eine auf die Seeschlacht von Lepanto, die andere an den Schlaf.

Der letzte große Dichter aus dem Zeitalter Carls V. ist Luis Ponce de Leon, geboren im Jahre 1527, gestorben 1591. Seine Gedichte sind in drey Bücher abgetheilt. Das erste enthält seine eigenen Poesien, das zweyte Übersetzungen aus den alten Classikern, das dritte die Übersetzungen der Psalmen und des Buches Hiob. In den Übersetzungen werden die Originale etwas moderniſirt. Seinem Beyspiel sind hierin die spätern spanischen Dichter größten Theils gefolgt. In seinen eigenen Gedichten ist classische Einfachheit, Correctheit und Eleganz mit einiger Empfindung auf das glücklichste vereinigt. Seine Oden sind größten Theils religiösen und moralischen Inhalts, zum Theil ziemlich mystisch. Er war Theolog, zuletzt General- und Provinzial-Vicar der Provinz Salamanca. Vorzüglich berühmt ist seine Ode: „die heitere Nacht;" die berühmteste von allen aber: „das Leben im Himmel," worin sich seine Phantasie in ihrer Glorie zeigt.

Weniger berühmte, aber doch nicht unbedeutende Dichter dieser Periode waren: Hernando d'Acunna, welcher nebst eigenen Elegien, Canzonen und Sonetten, auch Übersetzungen ovidischer Heroiden und einiger Parthien aus den Metamorphosen lieferte; Gutierre de Cetina, ein Nachahmer Anakreons; Pedro de Padilla, ein Idyllendichter, und Gil Polo, welcher zu Montemayors Schäfer-Roman einen zweyten Theil, Diana enamorada betitelt, schrieb, womit er großen Beyfall erntete.

Auch in der epischen Poesie wurden schon einige — mißlungene Versuche gemacht. Den Anfang machten erzählende Gedichte von größerem Umfange als die Romanzen, welche mythologische Stoffe in moderner Form behandelten, und den Nahmen Idyllen bekamen, zum Unterschiede von den Eklogen,

womit die Spanier das eigentliche Schäfergedicht bezeichnen. Nun wagte man sich an ernsthafte, eigentliche Epopeen. Der Held der meisten derselben ist Carl V. So kam denn ein Carlos famoso (der berühmte Carl) von Luis de Zapata; ein Carlos victorioso (der siegreiche Carl) von Geronymo de Urrea; die Carolea von Geronymo Sampee, und mehrere andere. Alonzo Lopez wählte den Pelayo, einen Abkömmling der alten westgothischen Könige, welcher zuerst siegreich gegen die Mauren hervortrat, zum Gegenstande eines Heldengedichts. Zu gleicher Zeit erschienen auch Übersetzungen — eigentlich mehr modernisirende Bearbeitungen classischer Meisterwerke: Die Odyssee von Gonzalo Gerez (1552), die Äneis von Hernandez de Velasquez, und die Georgica von Juan de Guzman. Als ein Eiferer für die alte castilianische Nationalpoesie und als heftiger Antagonist der italienisch-stylischen Manier, trat Christoval de Castillejo auf. Er war Secretär im Dienste des Kaisers Ferdinand I., schrieb den größten Theil seiner Gedichte in Wien, kehrte dann nach Spanien zurück, und starb um das Jahr 1596 als Cistercienser-Mönch. Leichtigkeit des Ausdrucks und der Versification charakterisiren seine Dichtungen, welche in drey Bücher abgetheilt sind. Das erste Buch enthält die erotischen Gedichte: Lieder, Madrigale, Episteln und Glossen im altcastilianischen Styl. Sie sind größern Theils scherzhaft. In einigen wird der Phrasen- und Bilderschwulst spanischer Sonettendichter parodirt. So z. B. in einem Gedichte: der Windthurm (Torre de viento), der aus Liebesseufzern erbaut ist. Im zweyten Buche befinden sich sogenannte Obras de conversacion y de passatiempo (Werke für Conversation und Zeitvertreib). Sie sind größten Theils satyrisch, z. B. über die Weiber, über die spanischen Sonettendichter in Petrarca's Manier ꝛc. Im dritten Buche sind die moralisch-satyrischen Gedichte enthalten; viel Wortschwall ohne große Gedanken.

Der dramatischen Poesie war in Spanien durch die geistlichen und weltlichen Schäfergespräche des Juan de la Enzina die Bahn gebrochen worden, denen die sogenannten Mysterien

und geistlichen Moralitäten folgten. Noch unter der Regierung Carls V. erhob sich das eigentlichere Schauspiel unter einem Tumulte mehrerer literarischer Parteyen, welche dasselbe nach ganz verschiedenen Grundsätzen bearbeitet haben wollten. So entstand am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zuerst die sogenannte gelehrte Partey, welche aus Männern bestand, die mehr Gelehrsamkeit als Kunst-Talent besaßen, und das neuere Drama nach dem Muster der alten Classiker bilden wollten. Sie lieferten Übersetzungen und Bearbeitungen von Tragödien des Sophokles und Euripides, von Komödien des Plautus und Terenz.

Ihnen folgte die Partey der dramatisirenden Moralisten. Treue Abbildung des täglichen Lebens zu erbaulicher Belehrung schien ihnen das höchste Ziel der Kunst. So kamen denn zahllose Sitten-, Tugend- und Sünden-Spiegeln.

Eine dritte Partey bildete Torres Naharro, welcher als der eigentliche Erfinder der spanischen National-Komödie angegeben wird. Seine Lustspiele erschienen gedruckt im Jahre 1521 unter dem hochtrabenden Titel: Propalladia, gleichsam als Vorübungen in der Schule der Pallas. Es sind Intriguen-Stücke, in drey Acte (Tagewerke, Jornadas genannt) abgetheilt. Noch mehr Glück als Naharro machte bald Lope de Rueda, seinem ersten Gewerbe nach ein Goldschläger, dann Director einer kleinen Schauspieler-Truppe, für welche er, nach dem Bedürfnisse des Theaters und seines Publicums, Komödien und Schäferspiele schrieb. Er besaß Talent, aber keine Bildung. Seine Stücke gefielen vorzüglich durch Buntscheckigkeit und natürliche Darstellung.

Um diese Zeit erschien die erste spanische Dramaturgie in Versen, von dem gelehrten Juan de la Cueva, worin er den von allen spätern Dichtern befolgten Grundsatz aufstellte, daß sinnreiche Erfindung, Anmuth, und eine jedem Ausländer unnachahmliche Verwickelung und Lösung des Knotens die Hauptsache und der Stolz des spanischen Lustspieles seyn müßten.

Nach diesem Grundsatze habe er auch kein Bedenken getragen, die alte Scheidewand zwischen Tragödie und Komödie niederzureißen, und so wie die sinnreiche Mannigfaltigkeit es verlange, Könige mit der gemeinen Classe vermischt auftreten zu lassen.

Diese Grundsätze fanden Beyfall; seine eigenen Lustspiele scheinen aber nicht sehr beliebt geworden, oder wenigstens sehr bald in Vergessenheit gekommen zu seyn.

Die religiösen Dramen hatten ihren Ursprung in den dramatischen Darstellungen geistlicher Geschichten, welche zuerst von den Pilger-Gesellschaften während ihrer Reisen aufgeführt wurden. Aus ihnen bildeten sich die Autos sacramentales, welche insbesondere am Frohnleichnams-Feste aufgeführt wurden.

Auch die burlesken Zwischenspiele entstanden in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Als talentvoller Tragödien-Dichter jener Zeit wird der Dominicaner Bermudez genannt. Er war der Erste, welcher die Geschichte der unglücklichen Ines de-Castro zum Stoffe für dramatische Behandlung wählte, und denselben nach den Regeln der antiken Tragödie so glücklich bearbeitete, daß der romantisch-moderne Charakter dadurch nicht zerstört wurde. Er starb um das Jahr 1589.

Eine neue Periode der spanischen Poesie begann mit Miguel Cervantes de Saavedra (geboren 1547, gestorben 1616), und Lope Felix de Vega Carpio (geboren 1562, gestorben 1635).

Die Hauptumrisse von dem abenteuerlichen Leben des Cervantes sind (nach Eichhorns biographischer Skizze) in Kürze die folgenden:

Geboren zu Alcala de Henares, der Sohn unbemittelter Ältern, wurde er früh nach Madrid geschickt und daselbst als armer Schüler untergebracht. Hier lernte er die Alten und die Schauspiele kennen, welche Lope de Rueda auf seinem armseligen Theater aufführen ließ. Nach dem Beyspiele seines Lehrers, Juan Lopez, machte er fleißig Romanzen, die ihm

zuletzt eine Erwerbsquelle wurden. Endlich ging er nach Italien und trat in die Dienste des Cardinals Aquaviva. Er verließ diese wieder, und nahm See-Kriegsdienste. In der berühmten Schlacht bey Lepanto (1572) verlor er die linke Hand, und wurde als Sclave nach Algier gebracht, wo er acht Jahre in einer abenteuerlichen Gefangenschaft zubrachte. Nach seiner Befreyung (im Jahre 1581) in sein Vaterland zurückkehrend, lebte er ganz einsam der Schriftstellerey. Seine Theaterstücke fanden jedoch neben denen des Lope de Vega so wenig Beyfall, daß er aus Mißmuth zu schreiben aufhorte, und ein kleines Ämtchen zu Sevilla übernahm. In der Folge (bald nach dem Tode Philipps II.) erwachte der alte Drang wieder, und nun erschienen erst seine bewunderten Meisterwerke, Don Quixotte, Persiles und Sigismunda, und die Novellen. Er starb arm. Kein Leichenstein bezeichnet sein Grab.

Wir kommen nun auf die Charakteristik seiner Werke, wozu die Hauptzüge aus Bouterwecks und Sismondi's Schilderungen genommen sind.

Seine Unsterblichkeit verdankt Cervantes eigentlich nur dem Don Quixotte. In keinem Werke irgend einer Sprache findet sich eine so feine und zugleich so heitere Satyre, eine so glückliche Erfindung und zugleich eine so anziehende Entwickelung, ein solches Gewebe von originellen und höchst ergetzlichen Abenteuern, so viel Lebendigkeit der Phantasie und so viel Geistesmunterkeit. Die Haupt-Idee des Werkes liegt in dem ewigen Gegensatze des prosaischen und poetischen Charakters, der heroischen Welt und der Gemeinen. Nebenbey hatte er auch den untergeordneten Zweck, den Mißbrauch der phantastischen, bis zum offenbaren Nachtheile beliebten Ritter-Romane seiner Zeit zu verspotten; ein Zweck, den er vollkommen erreichte, denn jene Ausgeburten einer bis in's Krankhafte überspannten Phantasie gingen durch Don Quixotte's geniale Kraftstreiche zu Grabe. Bey allem Reichthume satyrischer Komik bleibt Cervantes doch immer rein, beynahe keusch; nie verletzt er Religion, Gesetze oder Sittlichkeit. Groß zeigt

sich die Genialität dieses Dichters sowohl in der Erfindung, als auch in der Verwebung der Menge von Abenteuern. So erscheint in dem ganzen Werke ein herrliches Zusammenwirken von Verstand, Phantasie und Laune. Eine eigene Kunst entfaltet Cervantes in den eingemischten Novellen durch den Contrast, welchen in diesen die Schilderung leidenschaftlich-zärtlicher Empfindungen mit den burlesken Scenen des Romans selbst hervorbringt. Der Styl ist in seiner Art einzig, höchst einfach, und doch zugleich edel, lieblich und lebhaft. Allen diesen Vorzügen setzt noch eine durchgehends sichtbar werdende Fülle von Kenntnissen die Krone auf.

Von ganz anderer Art ist der Roman: „Die Drangsale des Persiles und der Sigismunda, eine nordische Geschichte." Cervantes letztes Werk, dessen Zueignung an den Grafen Lemos er noch auf seinem Todtenbette, nach schon empfangener letzter Ölung, schrieb. Dieser Roman ist zwar kein Meisterstück gleich dem Don Quixotte, doch nicht ohne glänzende Schönheiten. Der Schauplatz desselben ist nach den scandinavischen Reichen versetzt, mit dessen Natur, Sitten und Gebräuchen Cervantes zu wenig bekannt war; vielleicht war es ihm aber hier mehr um ein grauenhaftes Land für die Dichtung, als um historische Wahrheit zu thun. Er schilderte die Nordbewohner als Zauberer, Menschenfresser ꝛc. Der Held dieses Romans ist Persiles, ein Sohn des Königs von Island, welcher Sigismunden, die Tochter der Königinn von Friesland, liebt. Der Roman ist voll Abenteuer, voll Mord und Tod, auch voll Episoden. Persiles und Sigismunda, vom Schicksale verfolgt, werden als Wunder der Vollkommenheit geschildert, an Schönheit, Tugenden und Geistesgaben, dabey aber aus Klugheit oft sehr lügenfertig und Meister in der Verstellungskunst.

Der Schäfer-Roman Galatea hat zwar bedeutende Schönheiten durch den Reichthum der Erfindung, Sittenreinheit und interessante Situationen. Die eingemischten Gedichte sind höchst lieblich, doch wird die zu große Menge verwirrender Episoden,

unaufhörliches Zerfließen in schmachtend-süßer Zärtlichkeit, und Geziertheit des Styls an diesem Werke getadelt, dem zugleich die Originalität fehlt, da es der Diana des Montemayor nachgebildet ist. Dieser Roman füllt, ohne noch geendet zu seyn, zwey Octav-Bände. Vorzüglich bekannt wurde er außer Spanien durch Florians abkürzende französische Bearbeitung.

Als Meister zeigt sich Cervantes wieder in seinen zwölf Erzählungen, die unter dem Titel: Novelas exemplares (lehrreiche Novellen) erschienen. Jede ist in ihrer Art herrlich, wie z. B. das Zigeunermädchen (Preciosa); der freygebige Liebhaber, eine Begebenheit algierischer Christen-Sclaven; Rinconete und Cortadillo; die Spanierinn als Engländerinn; der gläserne Licentiat; die schöne Köchinn; der eifersüchtige Estremadurer. Das Gespräch zweyer Hunde ist voll des glänzendsten Witzes.

Ein, vorzüglich in literarischer Hinsicht, interessantes Werk, ist das in Terzinen geschriebene Gedicht: Reise nach dem Parnaß, eine satyrische Dichter-Kritik. Mercur selbst ladet den, auf einer Seereise begriffenen Cervantes ein, sein eigenes Schiff zu besteigen, worauf er ihn nach dem Parnasse bringen will.

Das Schiff ist ganz und gar aus Versen gemacht, deren verschiedener Charakter scherzhaft durch die Anwendung bezeichnet wird, für die er sie bestimmt. Das Geländer war aus einer langen und traurigen Elegie, der Mast, welcher sich bis zum Himmel erhebt, aus einem harten und weitschweifigen Chanson gemacht. Mercur zeigt ein langes Verzeichniß der spanischeen Dichter vor, und ersucht den Cervantes, ihm zu rathen, welche er in sein Schiff aufnehmen, und welche er zurückweisen soll. Diese Frage gibt dem Cervantes Gelegenheit, jeden von den Dichtern seines Zeitalters durch eine kleine Anzahl von Versen zu charakterisiren. Die Dichter kommen sodann durch Zauberey an; sie regnen auf das Schiff nieder. Ein gewaltiges Ungewitter überfällt sie, um sie zu vernichten. Das Gedicht schließt endlich damit, daß Cervantes über den Werth

seiner Werke vor Apollo'n selbst spricht, und zwar mit vollem Selbstgefühl.

Als dramatischer Dichter war Cervantes weniger glücklich. Er selbst gibt in dieser Hinsicht in der Vorrede zu seinen Schauspielen über sich die folgende Nachricht: „Ich wagte," sagte er, „die Schauspiele von fünf Acten, welche sie vorher hatten, auf drey zu beschränken. Ich war der erste, der die Phantome der Einbildungskraft und die verborgenen Gedanken der Seele darstellte, indem ich moralische Gestalten auf der Bühne erscheinen ließ, mit allgemeinem Beyfalle der Zuschauer. Ich verfertigte in jener Zeit zwanzig bis dreyßig Schauspiele, die alle aufgeführt wurden, ohne daß das Publicum die Schauspieler mit Gurken oder Orangen und sonst etwas bewarf, dergleichen die Zuschauer schlechten Komödianten an den Kopf werfen; sie gingen ihren Weg fort ohne Pfeifen, ohne Verwirrung und Lärmen. Ich hatte mich mit etwas anderm zu beschäftigen, verließ die Feder und die Schauspiele, und mittlerweile erschien jenes Wunder an Naturgaben, Lope de Vega, und erhob sich zur Alleinherrschaft auf der komischen Bühne *)."

Von allen Theaterstücken des Cervantes haben sich nur zwey erhalten. Ein Lustspiel: Das Leben zu Algier; und das Trauerspiel: Numancia. Von dem letztern gab Fouqué eine deutsche Übersetzung. Das Sujet desselben ist der Untergang der alten Stadt Numancia, deren Einwohner, von einem römischen Heere belagert, nach vergeblich geleisteten höchst tapferem Widerstande, von Vaterlandsliebe und Nationalstolz beseelt, sich in den Flammen und unter den Trümmern ihrer Vaterstadt begraben. Diesen eben so großen als gräßlichen Gegenstand hat Cervantes durch ein Aufgeboth von gräßlicher Darstellung auf das Höchste gesteigert. Qual, Verzweiflung, Hungertod, Beschwörungen, Todesgeister, erweckte Leichen, die sich aus Gräbern erheben und sprechen u. dgl., verbreiten Entsetzen durch das ganze Stück, und wechseln mit

*) Übersetzung von Sismondi.

schauderhaften Kriegesgräueln. Das Leben zu Algier nennt zwar Cervantes selbst ein Lustspiel; dessen ungeachtet aber ist es in der Hauptsache rührend und traurig, und nur in den Zwischenspielen komisch. Es enthält eine ergreifende Schilderung aller Leiden und Kränkungen, welche die Christen-Sclaven in algierischer Gefangenschaft erdulden müssen. In diesem Stücke fehlt die Einheit der dramatischen Handlung; die verschiedenen Fäden des mannigfaltigen Gewebes werden beynahe einzig durch die Gemeinschaft der Leidenden und ihrer Leiden verbunden; indessen scheinen doch Aurelio und Silvia, ein liebendes Ehepaar, die Hauptpersonen in der Gruppe all der Gefangenen zu seyn, obschon die Aufmerksamkeit von ihnen oft abgezogen, und auf die schrecklichen Schicksale der übrigen Sclaven hingewendet wird. Am Schlusse des Stückes kommt ein Geistlicher aus Spanien an, welcher ihre Loskaufung bewirkt. Alle Gefangenen werfen sich auf die Knie und bethen.

Diese beyden Stücke stehen, ungeachtet ihrer Mängel, wie Sismondi bemerkt, allein in der spanischen Literatur. Man hat nach ihm jene furchtbare Majestät, die in der Numancia herrscht, jene Einfachheit der Handlung, jene Natürlichkeit im Dialog, jene Wahrheit in den Gefühlen, nicht wieder gesehen. Und doch, wie anspruchlos dachte Cervantes von sich selbst! Wirklich rührend ist die muntere, naive Aufrichtigkeit seiner Äußerung in der erwähnten Vorrede zu diesen Schauspielen, und verdient als literarische Merkwürdigkeit eines Schriftsteller-Selbstgeständnisses hier zu stehen:

„Vor wenigen Jahren kehrte ich zu der alten Beschäftigung meiner Muße zurück, und indem ich mir einbildete, daß noch die Zeit fortdaure, wo man meine Lobpreisungen ertönen ließ, fing ich wieder an, Lustspiele zu schreiben; aber ich fand die Vögel nicht mehr in dem gewohnten Neste; ich meine, daß ich keinen Director fand, der sie von mir verlangte, obgleich angekündigt wurde, daß sie fertig wären. Ich warf sie daher in den Winkel eines Kastens, und verurtheilte sie zu ewigem Stillschweigen. Ein Buchhändler sagte mir damahls,

daß er sie mir würde abgekauft haben, wenn ihm nicht ein Schriftsteller von Ruf gesagt hätte, daß man auf meine Prosa viel geben könne, daß aber von meinen Versen nichts zu erwarten sey. Die Wahrheit zu sagen, so verursachten mir diese Worte großen Kummer. Ich sagte heimlich zu mir: Gewiß habe ich mich entweder sehr verändert oder die Zeit hat sich sehr vervollkommnet, gegen den allgemeinen Gebrauch; denn immer hatte ich die verflossenen Zeiten loben hören. Ich las von Neuem meine Lustspiele, so wie einige Zwischenspiele, die ich ihnen beygefügt hatte; ich fand, daß sie nicht so schlecht wären, daß ich sie nicht könnte hervortreten lassen aus dem, was jener Schriftsteller Dunkelheit nannte, an das, was Andere vielleicht Tageslicht nennen möchten. Ich ärgerte mich, und verkaufte sie an den Buchhändler, welcher sie gegenwärtig druckt. Er hat sie mir gehörig bezahlt; ich habe mein Geld mit Freuden eingestrichen, ohne mich um das Hin- und Herreden der Schauspieler zu kümmern. Ich wollte, daß es die möglichst besten wären! Und wenn du, lieber Leser, etwas Gutes darin findest, so wünschte ich, wenn du jenem verleumderischen Schriftsteller begegnest, daß du ihm sagtest, er solle sich bessern und nicht so streng urtheilen, weil sie doch bey dem Allen keine auffallenden Unziemlichkeiten oder Fehler enthalten."

Wie sehr Cervantes selbst das Genie seines poetischen Zeitgenossen Lope Felix de Vega Carpio bewunderte, haben wir aus seiner eigenen Äußerung vernommen. Lope de Vega war im Jahre 1562 geboren, also fünfzehn Jahre jünger als Cervantes. Er war zuerst Secretär im Dienste des Herzogs von Alba, wohnte späterhin der unglücklichen Expedition auf der sogenannten unüberwindlichen Flotte (Armada), welche England erobern sollte, doch selbst elend zu Grunde ging, bey, heirathete nach seiner Zurückkunft zum zweyten Mahle, und trat nach dem Tode dieser Gattinn in den geistlichen Stand, worin er seine dramatischen und übrigen poetischen Werke mit unglaublicher Fruchtbarkeit und Leichtigkeit schrieb. Er selbst erzählt von sich, daß er manche Theaterstücke von mehr als zwey

tausend Versen in einem Tage vollendete, und daß über hundert derselben am Tage nach ihrer Geburt schon aufgeführt wurden. Die Theater-Directoren entrissen ihm seine Manuscripte, ohne daß er sie einmahl durchlesen konnte. So schrieb denn Lope de Vega im Ganzen zwey tausend zwey hundert Theaterstücke, und zwar achtzehn hundert Lust- und Schauspiele, und vier hundert Autos sacramentales, die ihm eben so viel Ehre als Geld brachten. Er soll einmahl hundert tausend Ducaten beysammen gehabt haben, die aber so leicht wegflogen, als sie gekommen waren, denn Lope war sehr wohlthätig, und liebte zugleich den Aufwand. Er wurde allenthalben als ein Wunder der Welt angestaunt, und sowohl vom Papste Urban VIII., als auch von dem Collegium seines geistlichen Ordens, mit Würden und Ehren überhäuft. Er starb im Jahre 1635 (also neunzehn Jahre nach Cervantes), und erhielt ein Leichenbegängniß mit beynahe königlichem Pomp.

In allen Stücken des Lope de Vega findet man eine sehr reiche Verwickelung von Liebschaften, Intriguen, Leidenschaften und Kämpfen. Er gab dem spanischen Theater einen neuen Charakter. Bey minderer Eilfertigkeit im Produciren hätte Lope's glänzendes Genie Meisterwerke geliefert, da seine Stücke, so wie sie jetzt sind, nur durch schöne Funken der Genialität erfreuen. Sie sind ein Gemische von Trauerspiel und Lustspiel. Am richtigsten hat man sie dramatische Novellen benannt. „Sein ganzes Stück," sagt Sismondi, „dreht sich um eine verwickelte Intrigue, welche unaufhörlich die Aufmerksamkeit oder die Neugier erregt. Die historischen Schauspiele füllt er mit außerordentlichen Begebenheiten, und die religiösen Schauspiele mit Wundern an. Seit Lope de Vega's Zeit unterschied man wirklich die Schauspiele in geistliche und weltliche; letztere wieder in heroische, historische oder mythologische, und in die sogenannten Schauspiele im Mantel und Degen, eigentliche Intriguen-Stücke, welche die feinen Sitten und modernen Manieren darstellten. Die geistlichen Schauspiele theilten sich in Lebensgeschichten der Heiligen und in sacramentalische Hand-

lungen, erstere nach dem Muster der alten Darstellungen der Mysterien, die man in Klöstern gesehen hatte, letztere fast immer allegorisch und bestimmt zur Verherrlichung des Frohnleichnamsfestes. Endlich fügte man später zu diesen Gattungen noch eine Art von Prologen, die mit dem Nahmen Loa (Lob) bezeichnet wurden, und Zwischenspiele, welche, wenn sie mit Musik und Tanz begleitet waren, den Nahmen Saynetes erhielten.

In den Mantel und Degenstücken des Lope de Vega ist die Hauptsache immer das Interesse der Situationen und der Verwickelung, oft auf Kosten der Wahrscheinlichkeit bewirkt, doch immer die gespannteste Neugierde bis zur letzten Scene festhaltend. Der Knoten wird, statt der Auflösung, oft zerhauen; dagegen aber besitzt dieser Dichter eine eigene Kunst, die Exposition sogleich in Handlung zu bringen. Gleich von der ersten Scene an geschieht etwas, und Alles lebt und bewegt sich. Die Haupt-Charaktere offenbaren sich ohne weitläufige Auseinandersetzung, ohne vieles Bereden, ohne alle breite Vorgeschichte. Die meisten Stücke haben einen historischen Hintergrund, auf dem eine romantische Intrigue vorgeht. Die Lobpreisungen der spanischen National-Helden ist durchgehends eine Lichtstelle; damit verbinden sich ein, auf das Höchste gesteigertes Ehrgefühl, und Liebe mit glühender Eifersucht Die Gesetze der Ehre gränzen aber manchmahl an's Bizarre, und selbst die tugendhaftesten Heldinnen erlauben sich zahllose Intriguen für oder gegen die, in ritterlicher Galanterie brennenden Liebhaber.

Außer der dramatischen Poesie leistete Lope de Vega auch in allen übrigen Dichtungsarten vieles Schöne und Gute.

Epische Gedichte: Jerusalem conquistada, das eroberte Jerusalem, in zwanzig Gesängen. La Hermosura de Angelica, Angelica's Schönheit, gleichfalls in zwanzig Gesängen; eine Fortsetzung von Arioste's rasendem Roland. Corona tragica, die tragische Krone, worin die Geschichte der unglücklichen Maria Stuart erzählt wird. Circe. Die Dragontea,

ein erzählendes Gedicht, dessen Held der englische Admiral Drake ist. Eine komische Epopee, der Katzenkrieg, la Gatomachia.

Romane. Der Fremdling im Vaterland. Dorothea; ein dramatischer Roman. Novellen.

Bukolische Dichtungen. Eine größere, betitelt: Arcadien. Kleinere Eklogen.

Ein satyrisches Gedicht: Neue Kunst, Komödien zu machen. Dem gegenüber steht das Lobgedicht: Apolls Lorber.

Lyrische Gedichte, geistliche und weltliche; Episteln und vermischte Gedichte, darunter mehrere komische.

Als Zeitgenossen des Cervantes und des Lope de Vega machten sich die Brüder Lupercio Leonardo de Argensola (geboren 1565) und Bartholome Bernardo de Argensola (geb. 1566) berühmt. Gleichheit der Studien und Nachahmung derselben Muster (vorzüglich der römischen Dichter) gab auch dem Geiste dieser Brüder und ihrer Darstellungsweise eine auffallende Ähnlichkeit.

Lupercio schrieb zuerst Trauerspiele, die — ungeachtet der schönen Diction und der wohlklingenden Verse — wenig Glück machten. Seinen Ruhm erwarb er sich erst durch die lyrischen Gedichte. In seinen Oden, Canzonen und Satyren näherte er sich der Manier des Horaz. Die Kühnheit der Gedanken wird zwar vermißt; dafür entzückt er aber durch den mahlerischen Ausdruck. Vorzüglich gelungen sind die sententiosen moralischen Sonette. Den Episteln, obschon klar in Gedanken und gefällig im Ausdruck, fehlt die Kraft. Er verbrannte kurz vor seinem Tode (J. 1613) einen beträchtlichen Theil seiner Gedichte. Bartholome zeigte sich als lyrischer Dichter in den geistlichen Canzonen, und als didaktischer in der Satyre und Epistel mit vielem Glück.

Die übrigen Dichter dieser Periode (nähmlich vom Anfange des sechzehnten bis zur zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts) betraten — ohne eigenthümliche Weise — mehr oder weniger die von Cervantes, Lope de Vega und

den beyden Argensola's gebrochene Bahn, aber in großer Anzahl.

In der epischen Poesie zeichnete sich vor den übrigen Alonzo de Ercilla y Zuniga aus, geboren um das Jahr 1540, durch sein Gedicht, die Araucana, worin er einen Theil seiner eigenen Lebensgeschichte erzählt, als er dem Feldzuge gegen die Araucaner, einen sehr kriegerischen Völkerstamm in Amerika, beywohnte. Die Eroberung ihres Landes macht den Inhalt dieses historischen Gedichtes aus, dessen größten Theil er in Mitte des Kriegsgetümmels arbeitete, noch vor erreichtem dreyßigsten Lebensjahr. Dieses Werk ist zwar nicht von dem eigentlichen poetischen Geiste beseelt, erfreut aber durch die reine und natürliche Darstellungsgabe des Verfassers, die sich vorzüglich in poetisch ausgeschmückten Erzählungen und Beschreibungen zeigt, hier und da auch in Scenen romantischer Liebe. Ein eigenes Interesse erhält dieses Gedicht durch die genaue und lebendige Schilderung der Charaktere und Sitten der Wilden. Die Reden und Schlachtgemählde sind kräftig. Um die Monotonie der historischen Treue in den Thatsachen der fünfzehn ersten Gesänge zu vermeiden, mischte er in die folgenden viele Dichtungen, z. B. die elysischen Gärten eines Zauberers, den Tod der Dido ꝛc. Das ganze Gedicht hat sieben und dreyßig Gesänge.

Außer diesem war jene Periode an epischen Dichtern und Gedichten, die sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, sehr reich. In dieser Art wird erwähnt: Die Wiederherstellung Spaniens; die Gefilde von Toulouse; beyde von Christoval de Mesa. Ferner: die Erfindung des Kreuzes, von Lopez Zarate; der spanische Löwe, von Pedro de Vezilla; eine Mexicana, von Luso de Vega; eine Austriada, von Rufo Guiterraz, u. m. a. In den übrigen Dichtungsarten werden rühmlich erwähnt: Vicente Espinel, welcher sich in seinen Idyllen, Elegien und Canzonen durch schöne Diction, Wohlklang und Bilderreichthum auszeichnete. In der geistlichen Ode glänzte Augustin de Texada, in der poetischen Epistel Rey de Artieda, in juvenalischer

Satyre Gregorio Morillo, in der Ekloge Luis Barahona de Sato. Seine Lieder athmen romantische Anmuth; seine Satyren nähern sich der Manier Juvenals. In Madrigalen zeichneten sich Martinez de la Plaza, und Balthasar del Acazar aus. Auch drey Figueroa's thaten sich hervor, unter welchen der eine, Francisco, von seinen Verehrern bald der Göttliche, bald der spanische Pindar genannt wurde.

Luis de Gongora de Argote, geboren im Jahre 1561, wollte eine höhere Bildung und einen neuen Styl für die ernsthafte Poesie einführen, fiel aber in das Steife, Verdrehte und Überladene, und ward pedantisch und affectirt in Gedanken, Worten und Wendungen. Gongora besaß, wenn er auch in dieser Bemühung verunglückte, einen treffenden scharfen Witz, daher ihm die burleske Satyre in Romanzen, Liedern und Sonetten besonders gelang. Erreichte er auch sein vorgesetztes Ziel nicht, so gründete er doch eine, aus zwey Parteyen bestehende Schule; die Eine, welche den sogenannten gebildeten Styl (estilo culto) ihres Meisters nachahmte und, um denselben zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten, immerzu commentirte, was jener geschrieben hatte; man nannte sie Cultoristos. Die Andere, Conceptistos geheißen, producirten selbst phantastische Geburten in der überschwenglichen und excentrischen Manier ihres gelehrten Vorbildes.

Unter der großen Anzahl der dramatischen Dichter, deren Jugend in die Culmination des Lope de Vega fällt, verdienen nur zwey genannt zu werden: Christoval de Virues, und Perez de Montalvan. Des erstern erwähnen selbst Cervantes und Lope de Vega mit Achtung. Er schrieb fünf Tragödien, und besaß allerdings Dichtergeist. Der Styl ist kräftig und kühn; doch fehlte es ihm an höherer Bildung, daher ein Übermaß des Stürmischen und Schrecklichen seine Stücke oft entstellt. Montalvan schrieb Schauspiele in der Manier des Lope de Vega, und glich diesem auch an Fruchtbarkeit, denn er hinterließ, obschon er im sechs und dreyßigsten Lebensjahre starb, beynahe hundert Stücke. Man rühmt an ihm besonders das

Talent dramatischer Charakteristik. Unter seinen historischen Schauspielen befindet sich auch eines, betitelt: El segundo Seneca de España; und dieser zweyte spanische Seneca, der Held des Stückes, ist — König Philipp der Zweyte. Er schrieb auch mehrere Autos sacramentales. Als ein Beyspiel der Zügellosigkeit und beynahe unsinnigen Verworrenheit, welche in diesen Stücken rasete, möge dienen, was Bouterweck von einem derselben, Polyphem betitelt, erzählt, worin der Cyclop allegorisch den Judäismus, und die übrigen Cyclopen, die Nymphe Galathea, und andere mythologische Personen allegorisch-personificirte Wesen des Glaubens und Unglaubens nach Begriffen der christlichen Religion vorstellen. Nebstbey tritt der Appetit als Bauer auf, die Freude als Dame. Die Cycloven spielen die Guitarre, und zuletzt versinkt eine Insel unter Geknall von Pulverschwärmern.

In dieser Periode erschienen, statt der ehemahligen Ritter- und Schäfer-Romane, solche, welche Sitten und Charaktere der neuern Zeit darstellten, darunter insbesondere die sogenannten Schelmen-Romane, wie z. B. Don Guzman de Alfarache. und Lazarillo de Tormes, die uns durch deutsche Übersetzungen bekannt geworden sind. Der vorher erwähnte Schauspieldichter Perez de Montalvan schrieb Novellen, die zu den besten in ihrer Art gezählt werden. Eine sehr gute Aufnahme fanden die, mit Versen durchwebten Novellen der Dona Mariana de Caravajel y Saavedra. Sie sollen nicht ohne Phantasie, doch in einem pretiösen Styl und etwas weitläufig geschrieben seyn.

Einen neuen Ton gab Francisco de Quevedo Villeyas (geboren im Jahre 1580) in der spanischen Literatur an, leider aber keinen guten, denn sein Styl war zu sehr geziert und verkünstelt. Er lebte noch einige Zeit zugleich mit Cervantes, Lope de Vega und den beyden Argensola's, und als literarischer Gegner des Gongora. Der größte Theil von Quevedo's Schriften ist satyrisch-komisch, worin er durch Inhalt und Darstellungsweise als ein Original erscheint. Treffende, keck

hingeworfene Gedanken voll beißenden Witzes erregen Bewunderung; der Styl ist aber oft manierirt und breit. In den komischen Liedern und Romanzen parodiert er den Schwulst der Schule des Gongora. Außerdem schrieb er auch Zigeuner-Romanzen, burleske Sonette und komische Tanzlieder. In seinen Satyren in Juvenals Manier lodert glühender Eifer für Recht und Wahrheit. Viel Aufsehen erregten seine burlesken Satyren in Prosa, insbesondere die Träume, und der Roman vom großen Tacaño oder Schelmenhauptmann. Die Träume waren zur Zeit ihrer Erscheinung eine ganz neue Idee, und sind oft nachgeahmt worden. Er züchtigt darin die Laster und Thorheiten auf eine sehr derbe Weise. Im Traum vom jüngsten Gericht ziehen einige Kaufleute ihre Leiber verkehrt an, so daß die fünf Sinne in die Fingerspitzen kommen.

Außer diesen satyrischen Werken schrieb Quevedo auch Sonette, Canzonen, Oden und Idyllen in der Manier der Schule des Petrarca, moralisch-didaktische Gedichte, und ziemlich frostige pindarische Oden.

Um diese Zeit zeigte sich auch ein spanischer Anakreon: Estevan Manuel de Villegas, geboren im Jahr 1595. Seine Gedichte erschienen unter dem Sammlungstitel: Amatorias (Gedichte der Liebe). Er wußte darin die antike Poesie mit der modernen anmuthig zu verschmelzen, und fand großen Beyfall. Außer den originellen Phantasie-Spielen enthält diese Sammlung auch sehr viele freye Übersetzungen horazianischer Oden und anakreontischer Lieder. Villegas war der erste spanische Dichter, welcher die antiken Sylbenmaße (Hexameter, Pentameter, sapphische Verse ꝛc.) nicht ohne Glück in seiner Sprache versuchte. Zu den geistreichern unter den Zeitgenossen des Villegas gehören:

Juan de Jauregui, ein Mahler; er schrieb ein Gedicht Orpheus, in fünf Gesängen, und lyrische Gedichte. Auch übersetzte er Tasso's Schäfergedicht Amynta, und Lucans Pharsalia ins Spanische. Auch der Vicekönig von Peru, Fürst Francisco de Borja y Esquillache (gestorben im Jahr 1658) zeigte

sich als Dichter. Die Sammlung seiner Gedichte enthält eine Epopee: Die Eroberung von Neapel, eine große Erzählung: Jacob und Rachel, Sonette, Lieder, Romanzen und Episteln. Sein vorzügliches Verdienst besteht in männlicher Gedankenreife und in eleganter Diction. Eine besondere Erwähnung verdient der besonders unglückliche Einfall eines Dichters jener Zeit, des Grafen Bernardino de Rebolledo, welcher, weil damahls die sogenannten poetischen Wälder in die Mode kamen, drey verschiedene Wälder herausgab: 1) Dänische Wälder, worin er die Geschichte und Geographie in Reimen vorträgt; 2) Militärisch-politischer Wald, eine versificirte Kriegs- und Staatswissenschaft; 3) heilige Wälder, eine Übersetzung der Psalmen. Besser gelangen ihm die Madrigale und ein Schauspiel, betitelt: Die Liebe scheut keine Gefahr.

Ein neuer Stern ging der dramatischen Poesie in Don Pedro Calderon de la Barca auf, geboren im Jahr 1600. Er bekleidete zuerst Hofämter, diente dann mit den Waffen, trat endlich im zwey und fünfzigsten Jahre seines Alters in den geistlichen Stand; und starb im Jahr 1687. Das Wichtigste und Treffendste, was über diesen höchst genialen Dichter gesagt worden, kommt von Bouterweck, A. W. Schlegel, und Sismondi. Die folgende Charakteristik ist nach den wesentlichsten Bemerkungen dieser Kunstrichter gebildet.

Calderons dramatische Dichtungen zeigen die größte Mannigfaltigkeit der Form. Man nennt daher viele Gattungen seiner Stücke, als: Eigentliche Intriguenstücke (die früher erklärten Mantel- und Degenstücke), heroische Schauspiele, romantische Schäferspiele, romantisch-mythologische Festspiele, historische Schauspiele und Tragödien, und die Autos sacramentales oder religiösen Dramen zur Frohnleichnamsfeyer, wie z. B. die Andacht zum Kreuze. Hundert sieben und zwanzig Stücke, die noch vorhanden sind, werden für echte Producte Calderons gehalten.

Die dramatische Poesie in Spanien erhielt durch ihn den

höchsten Grad ihrer bisherigen Ausbildung. Feinheit und edle Größe zeigt sich in allen seinen Stücken, und er läßt durch beydes seinen genialen und kühnen, aber viel roheren Vorgänger Lope de Vega weit hinter sich zurück. Die Intrigue ist durchgehends sehr verwickelt. Gespanntes Interesse der Handlung, Reichthum an ergreifenden Situationen und überraschenden Momenten, Schönheit der Sprache und Versification, die Glanzparthien herrlicher Erzählungen, und eine Fülle von Bildern entschädigen reichlich für die an ihm gerügten Fehler von Witzeleyen, zu gehäuftem Metaphernspiel, Unwahrscheinlichkeiten, wilden Verwirrungen, zu üppigen Auswüchsen u. dgl.

Von diesem genialen Dichtergeiste gibt sein feuriger Lobredner A. W. Schlegel eine eben so schöne als wahre Charakteristik, von welcher wir hier einiges ausheben: „Unter dem fast unübersehbaren Überfluß von Werken findet sich nichts aufs Gerathewohl Hingeworfenes; alles ist nach sichern consequenten Grundsätzen mit den tiefsten künstlerischen Ansichten in vollkommener Meisterschaft ausgearbeitet. Dieß läßt sich nicht läugnen, wenn man auch Calderons reinen und hohen Styl des Romantisch-Theatralischen als Manier verkennt, und diese kühnen Flüge der Poesie an die äußersten Gränzen des Ersinnlichen für Verirrungen hält. Denn Calderon hat überall das, was seinen Vorgängern schon für Form galt, wieder zum Stoff gemacht; ihm konnte nirgends weniger als die edelste und feinste Blüthe genügen. Daher kommt es, daß er sich in manchen Ausdrücken, Bildern, Vergleichungen, ja selbst in manchen Spielen der Situation wiederhohlt, da er sonst zu reich war, um von sich selbst, geschweige von Andern, borgen zu dürfen. Die Erscheinung auf der Bühne ist ihm das Erste, aber diese beschränkende Rücksicht wird bey ihm durchaus positiv. Ich weiß keinen Dramatiker, der den Effect so zu poetisiren gewußt hätte, der zugleich so sinnlich-kräftig und so ätherisch wäre."

„Die spanische Vorzeit hat Calderon oft sehr wahr ergriffen, sonst aber hatte er eine zu entschiedene, ich möchte sagen

brennende Nationalität, um sich in irgend eine andere zu versetzen; höchstens in das, was sich zur Sonne hinneigt, den Süden und den Orient, aber nicht in das classische Alterthum, noch auch in das nördliche Europa. Solche Stoffe hat er daher ganz phantastisch genommen, wie ihm überhaupt die griechische Mythologie ein liebliches Mährchen, und die römische Geschichte eine majestätische Hyperbel ist. Doch müssen die heiligen Darstellungen zu den historischen gerechnet werden, denn wiewohl mit reicher Dichtung umgeben, wie dieß immer beym Calderon der Fall ist, drücken sie doch meistens den Charakter der biblischen Geschichte oder Legende sehr getreu aus. Indeß unterscheiden sich diese von den übrigen historischen durch die oft bedeutend hervortretende Allegorie, und durch den religiösen Enthusiasmus, kraft dessen der Dichter in den geistlichen Aufzügen, die zur Feyer des Frohnleichnamsfestes bestimmt waren, das allegorisch dargestellte Universum gleichsam in purpurnen Liebesflammen glühen läßt. In dieser letzten Gattung bewunderten ihn seine Zeitgenossen am meisten, und er legte selbst den höchsten Werth darauf." —

„Auch diejenigen Schauspiele Calderons, die am meisten zum Ton des gemeinen Lebens hinabsteigen, fesseln durch irgend einen phantastischen Zauber, und können nicht ganz für Lustspiele im gewöhnlichen Sinne des Wortes gelten. — In Spanien konnte das damahlige Costüm noch von der idealischen Seite gefaßt werden. Freylich wäre dieß nicht möglich gewesen, wenn Calderon uns in das Innere des häuslichen Lebens eingeführt hätte, wo Bedürfniß und Gewöhnung meistens Alles zur alltäglichen Beschränktheit herabstimmt. Seine Lustspiele endigen, wie die der Alten, mit Heyrathen; aber wie verschieden ist das, was in ihnen vorgeht! Dort werden zu Befriedigung sinnlicher Leidenschaften und selbstischer Absichten oft sehr unsittliche Mittel in Bewegung gesetzt; die Menschen stehen mit ihren Geisteskräften als bloß physische Wesen gegen einander, und suchen sich ihre Schwächen abzulauschen. Hier herrscht zuvörderst eine brennende Leidenschaftlichkeit, die immer ihren

Gegenstand adelt, weil sie über alles Verhältniß mit irgend einem sinnlichen Genusse hinausgeht. Calderon stellt uns seine Hauptpersonen von beyden Geschlechtern zwar meistens in den ersten Aufwallungen der Jugend, und im noch zuversichtlichen Ehrgeize des Lebensgenusses dar, aber das Ziel, nach dem sie ringen, bey dessen Verfolgung sie alles Übrige in die Schanze schlagen, ist in ihrer Gesinnung mit keinem andern Gute vertauschbar. Ehre, Liebe und Eifersucht sind durchgängig die Triebfedern; aus ihrem gewagten aber edeln Spiele geht die Verwickelung hervor, und wird nicht durch schelmenhaften Betrug geflissentlich angezettelt. Die Ehre ist immer ein idealisches Princip, denn sie beruht auf jener höhern Sittenlehre, welche Grundsätze heiligt, ohne Rücksicht auf den Erfolg. Sie kann zu bloß geselliger Übereinkunft in gewissen Meinungen oder Vorurtheilen herabsinken, zu einer Waffe der Eitelkeit, aber in jeder Entstellung wird man noch das Schattenbild einer erhabenen Idee darin erkennen. Wie Calderon die zarte Reizbarkeit des Ehrgefühls schildert, weiß ich kein treffenderes Sinnbild dafür, als die fabelhafte Sage vom Hermelin, einem Thierchen, das so sehr auf die Weiße seines Felles halten soll, daß es, lieber als sie zu beflecken, von den Jägern verfolgt, sich dem Tode überliefert. Dieses Ehrgefühl ist in den weiblichen Charakteren Calderons eben so mächtig, es beherrscht die Liebe, die nur neben, nicht über ihm Statt finden darf. Die Ehre der Frauen besteht nach der geschilderten Sinnesart darin, nur einen Mann von ganz unbefleckter Ehre lieben zu können, und mit völliger Reinheit zu lieben, keine irgend zweydeutige Huldigung zu dulden, die der strengsten weiblichen Würde zu nahe tritt. Die Liebe fordert unverbrüchliches Geheimniß, bis eine gesetzliche Verbindung sie öffentlich zu erklären erlaubt. Schon dieß sichert sie vor der vergiftenden Beymischung der Eitelkeit, welche sich mit Ansprüchen oder zugestandenen Vorzügen brüstet; sie erscheint dadurch als ein geheimes und um so heiliger gehaltenes Gelübde. Zwar ist in dieser Sittenlehre, der Liebe zu gefallen, List und Verstellung erlaubt, was sonst die

Ehre verbiethet; aber es werden dennoch in der Collision mit andern Pflichten, z. B. mit denen der Freundschaft, die feinsten Rücksichten beobachtet. Die immer rege, oft furchtbar ausbrechende Gewalt der Eifersucht, nicht wie die der Morgenländer auf den Besitz, sondern auf die leisesten Regungen des Herzens und auf die unmerklichsten Äußerungen derselben, adelt die Liebe, weil dieses Gefühl, sobald es nicht ganz ausschließend ist, unter sich selbst herabsinkt. Oft löst sich die Verwirrung, welche der Zusammenstoß dieser insgesammt geistigen Triebfedern gestiftet, in Nichts auf, und dann ist die Katastrophe wahrhaft komisch; zuweilen nimmt es aber auch eine tragische Wendung, und dann wird die Ehre ein feindliches Schicksal für den, welcher ihr nicht Genüge leisten kann, ohne sein eigenes Glück zu vernichten, oder sogar ein Verbrecher zu werden."

„Dieß ist der höhere Geist der Schauspiele, welche von den Ausländern Intriguenstücke genannt werden; im Spanischen heißen sie, von der Tracht, worin man sie spielt, Lustspiele im Mantel und Degen (Comedias de capa y espada). Gewöhnlich haben sie keinen andern burlesken Theil als die Rolle des lustigen Bedienten, der unter dem Nahmen des Gracioso bekannt ist. Dieser dient meistens bloß dazu, die idealischen Triebfedern, wornach sein Herr handelt, zu parodiren, welches er oft auf die zierlichste und geistreichste Weise thut. Selten wird er als wirksamer Hebel gebraucht, um durch seine Listen die Verwickelung zu stiften, in welcher man mehr den Witz des Zufalls bewundert. Andere Stücke heißen Comedias de figuron; die übrigen Bestandtheile sind gewöhnlich dieselben, nur ragt in der Zusammensetzung irgend eine in Carricatur gezeichnete Figur hervor. Manchen Schauspielen Calderons kann man den Nahmen Charakterstück nicht versagen, wiewohl man die feinste Charakteristik nicht von Dichtern einer Nation erwarten muß, welcher rege Leidenschaftlichkeit und schwärmerische Phantasie zu den Tücken der lauschenden Beobachtung weder Muße noch Kaltblütigkeit genug lassen. Eine andere

Gattung seiner Stücke nennt Calderon selbst Festspiele (Fiestas). Sie waren zur Aufführung am Hofe bey feyerlichen Gelegenheiten bestimmt; und wiewohl es dabey auf theatralischen Pomp durch häufigen Decorationswechsel und sichtbar vorgehende Wunder angelegt ist, auch häufig Musik eingeführt wird, so könnte man sie doch poetische Opern nennen, d. h. Schauspiele, die durch den bloßen Glanz der Poesie das leisten, was in der Oper erst durch die Ausschmückungen der Maschinerie, der Musik und des Tanzes erreicht werden soll. Hier überläßt sich der Dichter ganz den gewagtesten Flügen seiner Phantasie, und seine Darstellung berührt kaum noch die Erde." —

„Sein Gemüth aber spricht sich am meisten in der Behandlung der religiösen Gegenstände aus. Die Liebe schildert er nur mit allgemeinen Zügen; er redet ihre dichterische Kunstsprache. Die Religion ist seine eigentliche Liebe, das Herz seines Herzens, nur für sie erregt er die erschütterndsten, bis in die innerste Seele dringenden Rührungen. Bey bloß weltlichen Begebenheiten scheint er dieß vielmehr nicht gewollt zu haben; sie sind ihm, wie trübe sie auch an sich seyn mögen, schon durch die religiöse Ansicht bis zur Klarheit aufgehellt. Dieser Glückselige hat sich aus der labyrinthischen Wildniß der Zweifel in die Burgfreyheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungestörter Seelenruhe ansieht und schildert; ihm ist das menschliche Daseyn kein düsteres Räthsel mehr. Selbst seine Thränen, wie die im Sonnenglanz blitzenden Thautropfen an einer Blume, spiegeln den Himmel in sich ab. Seine Poesie, was auch scheinbar ihr Gegenstand seyn möge, ist ein unermüdlicher Jubel-Hymnus auf die Herrlichkeiten der Schöpfung, darum feyert er mit immer neuem, freudigen Erstaunen die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Kunst, als erblickte er sie eben zum ersten Mahle in noch unabgenutzter Festpracht. Es ist Adams erstes Erwachen, gepaart mit einer Beredsamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimsten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geistesbildung und reife Beschaulichkeit sie ver-

schaffen kann. Wenn er das Entfernteste, das Größte und Kleinste, Sterne und Blumen zusammenstellt, so ist der Sinn aller seiner Metaphern der gegenseitige Zug der erschaffenen Dinge zu einander wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprungs, und diese entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls ist ihm wieder nur ein Widerschein der ewigen, alles umfassenden Liebe. Calderon blühte noch, als man sich in anderen Ländern Europa's schon stark zu dem manierirten Geschmack in den Künsten und zu den prosaischen Ansichten in der Literatur neigte, die im achtzehnten Jahrhundert so allgemein eingerissen. Er ist folglich als der letzte Gipfel der romantischen Poesie zu betrachten. Es ist in seinen Werken alle Pracht derselben verschwendet, so wie man bey einem Feuerwerke die buntesten Farben, die glänzendsten Lichter und wunderähnlichen Figuren der feurigen Springbrunnen und Kreise für eine letzte Explosion aufzusparen pflegt." —

So spricht Calderons feurigster Lobredner und trefflicher Übersetzer, A. W. Schlegel. Dagegen fanden Andere an dem Spanier Manches zu rügen, und zwar im Wesentlichen das Folgende:

Calderon geht zu oft über das Ziel der Kunst hinaus, zum Nachtheil der Wahrheit. Er verliert die Natur aus dem Auge und verliert sich in Übertreibung, indem er das Ideal zu erreichen glaubt. Er überhäuft mit Bildern und Vergleichungen und überladet mit Farbengluth. Die Sprache des Schmerzes ist oft zu gekünstelt und zu witzig, um rühren zu können. Concetti und Antithesen drängen und jagen sich. Behandelt er fremde Gegenstände, so raubt er ihnen durch seine stets gleiche Manier die nationelle Eigenheit, und macht Alle Völker zu Spaniern.

Calderons Genie hatte das seltene Glück, schon von seinen Zeitgenossen erkannt und gewürdiget zu werden. Er fand auch reichen Lohn, wie kein dramatischer Dichter während einer so langen Laufbahn gefunden hat. Rings um ihn her schoßten zwar Dichterlinge in Menge auf; aber Alles, Dichter und was

sie schrieben, war in der Manier des Calderon oder des Lope de Vega gemacht; keiner von ihnen dachte auf Originalität und Neuheit. Ihre Werke sahen daher eines dem Andern gleich. Manchmahl arbeiteten Mehrere sogar, wie es heut zu Tage in Frankreich üblich ist, an einem und demselben dramatischen Stück. Nur sehr Wenigen gelang es, sich über das Gedränge etwas zu erheben. Diese bestrebten sich, den Calderon wenigstens durch mehr Regelmäßigkeit zu übertreffen. La Huerta hat seinem spanischen Theater ein Verzeichniß von beynahe vier tausend gedruckten Theaterstücken beygefügt, deren größter Theil in dem Zeitalter Calderons das Daseyn erhielt. Wie groß mag erst die Zahl der ungedruckten gewesen seyn!

Eine ehrenvolle Erwähnung unter diesem Heer von Dichtern verdient Antonio de Solis. Er war zuerst Staatsbeamter, trat nachher in den geistlichen Stand, und starb im Jahre 1686. Er besaß zwar weniger Phantasie und Schwungkraft als Calderon, dafür mehr geistreiche Eleganz und Regelmäßigkeit. Seine Schauspiele, sowohl heroische, als auch Intriguenstücke, wurden mit großem Beyfalle aufgenommen. Unter den erstern wird besonders das Schloß des Schweigens gerühmt. Als Historiker erwarb sich de Solis großen Ruhm durch seine Geschichte der Eroberung von Mexico, welche für ein classisches Werk gilt.

Als Lustspieldichter zeichnete sich insbesondere Augustin Moreto vortheilhaft aus, indem er in seinen Stücken die Intrigue mit der Charakterzeichnung verband. Seine Donna Diana hat noch in der neuesten Zeit in deutscher Bearbeitung allgemeinen Beyfall gefunden.

Außer diesen beyden werden noch mit Auszeichnung genannt: Juan de Hoz; Gabriel Tirso, eigentlich Gabriel Tellez; Francisco de Rojas oder Ronas; Augustin de Salazar y Torres; Antonio Mira de Mescua oder Amescua; Antonio de Mendoza; Luis Coello; Ruiz de Alarcon; Francisco Baneas Candamo; Antonio de Zamora, und Joseph de Cañizares.

Eine Celebrität erwarb sich gegen das Ende des siebzehn-

ten Jahrhunderts die zu Mexico geborne Dichterinn Donna Juana Inez de la Cruz. Sie war Nonne in einem Kloster zu Mexico. Man gab ihr den ersten Rang unter allen spanischen Dichterinnen, und den Beynahmen: die zehnte Muse. Sie schrieb Komödien, allegorische Vorspiele, Romanzen, ernsthafte und burleske Sonette. In allen herrscht Phantasie, Witz, und ein männlicher Geist mit einer oft kühnen Erfindungskraft.

In den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts fand der französische Geschmack in die spanische Poesie Eingang. Ignacio de Luzan wurde durch seine Poetik der Stifter dieser neuen, spanisch-französischen Schule. Er besaß eine ungemeine Gelehrsamkeit, besonders in der alten classischen Literatur, und baute auf die Grundsätze des Aristoteles. Was er selbst schrieb, war elegant und correct, doch ohne echt-poetischen Geist. Der Reiz der Neuheit trug viel bey, ihm Anhänger und Verehrer seiner Schule zu verschaffen. Seine Poetik, die im Jahre 1737 erschien — ein Folioband von fünfhundert Seiten — wurde bald ein poetisches Gesetzbuch. Er wollte dadurch hauptsächlich die letzten Reste des hier und da noch herrschenden pretiösen Blendwerkes der früher erwähnten Schule des Gongora vernichten. Lope de Vega und Calderon mußten sich in jener Poetik scharfe Kritiken gefallen lassen, denn Luzan wollte, daß die Phantasie bey den poetischen Schöpfungen dem Verstande und dem Witze untergeordnet, und das Genie an Regeln gefesselt seyn sollte. Schöne Ausschmückung, moralische Tendenz, und sinnreiche Eleganz erklärte er für das Höchste in der Kunst. Die spanische Akademie nahm seine Theorie in Schutz, gerieth aber dadurch in Conflict mit dem Publicum, welches an dieser poetischen Neuerung kein Behagen fand, und unter den Dichtern seinen alten Lieblingen anhing.

Luzan suchte zugleich seine Theorie sowohl durch eigene poetische Arbeiten, als auch durch Übersetzungen aus dem Französischen zu begründen. Sein Beyspiel erweckte bald mehrere Übersetzer französischer Theaterstücke.

Luzans eigene Poesien sind theils Gelegenheitsgedichte, theils poetische Kleinigkeiten, die Sprache ist leicht und elegant, ihr vorzüglichstes Verdienst liegt in der Poesie des Styls. Er starb im Jahre 1754.

Seinem Versuche, die regelmäßige Tragödie des französischen Theaters in Spanien einzuführen, folgte Augustin de Montiano y Luyando, Staatsrath und Director der Akademie der Geschichte. Er schrieb zwey, nach französischen Mustern ängstlich gegliederte Trauerspiele. Für diese poetische, aristotelisch-französische Schule wirkte auch Luis Joseph Velasquez durch sein, im Jahre 1754 erschienenes Werk: Geschichte der spanischen Poesie. Dabey aber trat in der ersten Hälfte des achzehnten Jahrhunderts kein einziger Dichter von Bedeutung in Spanien auf.

Erst in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fingen die spanischen Dichter wieder an, sich dem Joche der französischen Form zu entziehen. Ein literarischer Patriotismus erwachte. Man zog die Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts wieder hervor.

Sehr richtig bemerkt Sismondi: „Die spanische Literatur strahlt mit ihrem Glanze in den altcastilianischen Romanzen; die ganze Masse von Empfindungen, Ideen, Bildern und Begebenheiten, worüber sie in der Folge verfügt hat, findet sich schon in diesem alten Schatze. Boscan und Garcilasso gaben ihr wohl eine neue Form, aber nicht eine neue Würze und ein neues Leben. Dieselben Gedanken, dieselben romantischen Empfindungen, fanden sich in beyden Dichtern und ihrer Schule wieder, nur mit einem neuen Aufputz und einem fast italienischen Zuschnitt. Das spanische Theater begann, und zum dritten Mahl wurde dieselbe ursprüngliche Masse von Begebenheiten, Bildern und Empfindungen unter einer neuen Gestalt verarbeitet. Lope de Vega und Calderon brachten die Gegenstände der alten Romanzen auf die Bühne, und ließen im dramatischen Dialog das wieder erscheinen, was sich längst in den Nationalliedern fand. So haben sich unter einer scheinbaren Ab-

wechslung die Spanier an ihrer Einförmigkeit ermüdet. Der Reichthum ihrer Bilder und aller Glanz ihrer Poesie bedeckten doch nur eine eigentliche Armuth. — Indeß ist die Grundmasse von Bildern und Begebenheiten, welche die Spanier so viel bearbeitet haben, dieselbe, der man in unsern Tagen den Nahmen romantisch gegeben hat. Es sind die Empfindungen, Meinungen, Tugenden und Vorurtheile des Mittelalters; es ist die Natur der guten alten Zeit, an welche alle unsere Gewohnheiten uns binden; und da das ritterliche Alterthum dem heroischen entgegen gesetzt worden, so ist es, selbst als literarische Erfahrung, interessant zu sehen, welchen Vortheil eine geistreiche und gefühlvolle Nation daraus hat ziehen können, daß sie sich allein auf diesen Kreis beschränkte, jede neue Idee, jede fremde Einfuhr und die Resultate jeder nach andern Grundsätzen gemachten Erfahrung zurückwies.

Die Spanier blieben aber dabey in einer Hauptsache zurück; denn so reiche Schätze auch die Sitten und Vorurtheile der alten Zeit den Dichtern darbiethen, so muß man sich doch hoch genug über sie erheben, um mit Nutzen damit zu schalten. Dichter, welche ihre Materialien aus den verflossenen Jahrhunderten nehmen, müssen sie mit dem Geist *ihres* Zeitalters behandeln. Dieß thaten die griechischen Tragiker; die Spanier aber waren den Rittern, die sie in ihre Poesie und auf den Schauplatz brachten, nicht überlegen, sie waren im Gegentheil weniger als diese, und befanden sich ganz außer Stande, das, was sie nicht inne hatten, gehörig wiederzugeben. —

Einer der ersten, die der französischen Schule Luzans offenen Krieg erklärten, war Vincente Garcia de la Huerta, welcher sich vorher schon durch seine poetischen Werke (Romanzen, Sonette, Eklogen, Glossen ꝛc.), rühmlich bekannt gemacht hatte. Er bemühte sich, auch dem spanischen Theater wieder seinen alten Glanz zu verschaffen. Seine Tragödie *Rahel*, aus der altcastilianischen Geschichte geschöpft, war ein Versuch, die ältern spanischen Formen mit der Regelmäßigkeit und Würde des französischen Trauerspiels zu vereinigen. Dieses Stück

wurde vom Publicum mit außerordentlichem Enthusiasmus aufgenommen. Eh' es noch gedruckt war, hatten sich schon über zwey tausend Abschriften davon bis nach Amerika verbreitet. Nun erhoben sich die Anhänger der französischen Schule gegen den Huerta. Er antwortete ihnen mit eben so viel Stolz, als er sich dem Publicum bescheiden zeigte.

An jener Tragödie wird zwar die Composition und die Charakteristik zum Theil getadelt, dafür aber die edle Sprache und der tragische Pathos gerühmt. Alles Spectakel-Blendwerk ist verschmäht. Weniger gefiel Huerta's zweyte Tragödie, der gerächte Agamemnon. Nachher bearbeitete er Voltaire's Zaire, und gab endlich im Jahre 1785 sein spanisches Theater in sechzehn Bänden heraus, eine Auswahl der besten Stücke jeder Art, wobey er eine übermäßige Strenge beobachtete; so z. B. nahm er kein Stück des Lope de Vega auf, weil ihm keines fein genug schien, und ließ manche der schönsten Stücke des Calderon wegen ihrer Regellosigkeit weg. In den Vorreden zu einigen Bänden dieser Sammlung eiferte er mit Heftigkeit gegen das französische Theater.

Einige Jahre früher hatte Lopez de Sedano etwas Ähnliches für die lyrische Poesie geleistet, durch die Herausgabe des spanischen Parnasses, einer Sammlung auserlesener Gedichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, er soll in der Auswahl nicht streng genug gewesen seyn. Thomas de Yriarte vereinigte in seinem (im Jahre 1782 erschienenen) literarischen Fabeln, so wie in seinem später herausgekommnen Lehrgedichte, die Musik, die französische Eleganz mit den ältern Formen der spanischen Poesie. Bey den literarischen Fabeln hatte er den neuen Gedanken, literarische Wahrheiten statt der sonst üblichen moralischen als Thema zum Grunde zu legen. Diese Fabeln verschafften dem Verfasser durch Eleganz der Sprache, Schönheit der Verse, geistreiche Naivetät und anmuthige Leichtigkeit der Erzählung den Rang des ersten classischen Fabeldichters der Spanier.

Das Lehrgedicht, die Musik, hat bey manchen Vorzügen,

mit vielen andern der Art den Fehler gemein, daß es den didaktischen Vortrag als Hauptsache, die poetische Darstellung aber nur als Schmuck behandelt.

In neuerer Zeit machten auch die Oden des Leon de Arroyal (gedruckt im Jahre 1784) einiges Aufsehen, mit ihnen zugleich die anakreontischen Lieder einer ungenannten Dame. Juan Melendez Valdes wird als Sänger der Grazien vorzugsweise gerühmt. Seine ländlichen Gedichte zeichnen sich vor allen andern der Art rühmlich aus, insbesondere durch eine edle lebendige Phantasie, innige Zartheit der Empfindung, feine Darstellung lieblicher Gedanken und Bilder, gefällige Versification und eine classische Präcision und Eleganz der Sprache.

In dieser Zeit, da schon Übersetzungen der Tragödien von Corneille und Voltaire, der Lustspiele des Moliere, und der Dramen des Mercier existirten, machten die Spanier auch mit Shakespeare Bekanntschaft, obschon — wie es wenigstens scheint — nicht auf die glücklichste Weise, denn — um nur ein Beyspiel anzuführen — Shakespeare's Othello wurde aus einer französischen Übersetzung in das Spanische übertragen. Als die vorzüglicheren unter den neuern dramatischen Dichtern in Spanien werden genannt: Nicolas Fernandez de Moratin, Ramon de la Cruz, Don Fernandez de Moratin, Luciano Francisco Comella, und Theodoro de la Calla.

Übrigens werden als ausgezeichnet in den andern Dichtungsarten genannt: der Lyriker Graf von Noroña; die Satyriker Cadalso und der jüngere Moratin; die Didaktiker Almeida, Morino, und der ältere Moratin: der erstere schrieb den glücklichen Mann, der zweyte die glückliche Frau, der dritte die Jagd. Escoiquiz ist Verfasser eines epischen Gedichts, die Eroberung von Mexico.

Auch fingen die Spanier an, sich mit der deutschen Poesie etwas näher bekannt zu machen. Geßners Idyllen und die Kunst, stets fröhlich zu seyn, von Utz, sind neuerlich ins Spanische übersetzt worden.

Hier folgen Proben aus den zwey vorzüglichsten spani-

schen Heldengedichten der beyden Hauptgattungen, einem ernsthaften und einem komischen.

Don Alonzo de Ercilla y Zuñiga.

Er war der Sohn eines Rechtsgelehrten, ward Page am Hofe Carls V., und begleitete den Infanten Don Philipp auf seinen Reisen durch die Niederlande, Italien, Deutschland und England. Im Jahre 1554 nahm er Theil an der Expedition gegen die aufrührerischen Bewohner von Arunco, an der Küste von Chili, und zeichnete sich daselbst in mehreren Schlachten aus. Dieser, an großen Thaten reiche Krieg, begeisterte den jungen dichterischen Helden, denselben zu besingen, wobey er sich aber so genau an die historische Wahrheit hielt, daß er nur selten einige episodische Parthien hinzu dichtete.

Er begann das epische Gedicht la Araucana in Mitte des Kriegsgetümmels, und vollendete während desselben fünfzehn Gesänge. In einem fremden rauhen Lande, umgeben von wilden Feinden, schrieb er seine Verse, wie man erzählt, oft Nachts unter freyem Himmel auf zusammengesuchte kleine Papierstückchen, und wenn auch diese mangelten, sogar auf Leder. Den Gefahren der Schlacht war er zwar glücklich entkommen, aber nach geendigtem Kriege drohte ihm der Tod. Er entzweyte sich bey einem öffentlichen Feste mit einem Spanier; beyde zogen die Degen, die Zuschauer mischten sich darein, und so verbreitete sich das falsche Gerücht eines Aufstandes. Der Befehlshaber Don Garcias, der die Kämpfer für Rebellions-Anstifter hielt, verurtheilte beyde zum Tode, und der dreyßigjährige Ercilla hatte schon das Blutgerüste bestiegen, als seine Unschuld entdeckt wurde. Er kehrte nun höchst mißvergnügt nach Spanien zurück, machte noch einige Reisen, und vermählte sich nach seiner Zurückkunft in Madrid. Philipp II. machte ihn zwar zum Ritter des Santjago-Ordens,

und von Maximilian II. wurde er zum Kammerherrn ernannt; übrigens aber bezeigte ihm das Glück so wenig Gunst, daß er arm und zurückgezogen lebte, und nicht einmahl das Jahr seines Todes bekannt ist.

Das erwähnte historisch-epische Gedicht, dem der Verfasser den Nahmen la Araucana gab, hat sieben und dreyßig Gesänge. Es ist zwar das einzige eigentliche, und zugleich das vorzüglichste Gedicht der Spanier, dessen ungeachtet aber so voll wesentlicher Mängel und Gebrechen, daß die Schönheiten von denselben weit übertroffen werden. Die bedeutendsten Fehler sind: Einförmigkeit der historischen Begebenheiten, Armuth an Fiction, und Ungleichheit im Ausdrucke, welcher oft prosaisch wird. So z. B. beginnt das Gedicht sogleich mit einer breiten prosaisch-geographischen Beschreibung der Landschaften Chill und Arauco. Hierauf führt uns der Dichter durch eine ziemlich einförmige Reihe von Schlachten, Siegen, Märschen, Versammlungen, Reden, einzelnen Zügen von Tapferkeit und Wildheit u. s. w. bis an das Ende des Gedichtes. Um das ermüdende Einerley der kriegerischen Ereignisse durch etwas Mannigfaltigkeit zu beleben, sind einige Episoden, jedoch meistens fremdartig und nicht zweckmäßig, eingeflochten, wie z. B. die Beschreibung von den Zaubergärten des Magiers Fiton, die Erzählung von den Schicksalen der Dido und des Äneas ꝛc.

Zu den Vorzügen des Gedichtes gehört die Wahrheit und Lebendigkeit der Charakterzeichnung, die reine Sprache ohne Schwulst, die Unparteylichkeit, mit welcher auch die guten Eigenschaften der Wilden geschildert sind, und die einzelnen Schönheiten mancher Gleichnisse und mehrerer kräftiger und ergreifender Betrachtungen, womit die einzelnen Gesänge beginnen.

Da selbst ein kurzer Auszug, der gerügten Einförmigkeit wegen, ermüdend seyn würde, so möge eine einzelne Parthie als Probe genügen. Die Kaziken (Häupter der wilden Stämme) beschließen, nach echter Sitte wilder Horden, denjenigen zum Anführer des Heeres zu wählen, welcher sich als der Stärk-

ste unter ihnen zeigen würde. Als solcher bewährt sich Caupolican, indem er einen Balken von großem Gewichte zwey Tage und zwey Nächte hindurch auf den Schultern trägt.

„Er war *) von hohem Wuchs; sein Körper schlank, die Brust gewölbt, die Glieder geschmeidig, stark, behend, klug, verschmitzt, entschlossen, voll Ruhe und kalten Blutes in Gefahren."

„Aurora begann den Saum des Gewölkes zu vergolden, als Caupolican den schweren knotigen Stamm mit verächtlicher Miene ergriff, und ihn gleich einem leichten Stabe auf die mächtigen Schultern schwang. Das verstummte Volk erstaunte, und Lincoya verfärbte sich."

„Die Sonne schritt heran, und verkürzte allmählig die langen Schatten. Noch war seine Kraft ungeschwächt. Sie neigte sich zum Untergange, und er stand unermüdet. Die Sterne schimmerten hell; der Mond hob von den feuchten Fluren und dem Walde den dunkeln Schleyer, und Caupolican stand und bewegte sich, als wäre seine Schulter unbelastet."

„Zwischen zwey hohen Berggipfeln brach der Schimmer der Morgenröthe hervor, der leuchtende Sonnenwagen folgte, und der starke Jüngling schritt unermattet mit seiner schweren Bürde auf und ab. So fand ihn die Nacht, und Luna hielt mitten in ihrem Laufe inne, und schaute mit Wohlgefallen auf den unermüdlichen Helden herab."

„Und wiederum stieg die Sonne den Himmelsbogen herauf, als er endlich die schwere Last von sich warf, und einen gewaltigen Sprung that, zum Zeichen, daß seine Kraft noch nicht erschöpft sey. Einstimmig rief das umstehende Volk ihn zum Feldherren aus, und sprach: Auf diese starken Schultern lasset uns die schwere Bürde legen."

Mit den stärksten Farben schildert der Dichter die gräßliche Tapferkeit der Wilden:

„Geschändet achtet sich der Hinterste, denn der letzte im Angriffe seyn, ist die größte Schmach, die sie kennen. Der

*) Übersetzung von Schatz.

Furchtsamste strebt nach dem vordersten Platz und versucht am Feinde die Schärfe seiner Lanze. Kaltblütig sehen sie die Gefährten neben sich fallen, eine Kugel Zehn und Zwanzig niederwerfen, Köpfe vom Rumpfe trennen, und die Glieder zerstückt in der Luft umherstreuen. Blinde Furcht fesselt hier weder Arm noch Fuß; raubt das Geschütz einem die Rechte, so schwingt er das Schwert sogleich mit der Linken. Unaufhaltsam dringen sie bis an den Wall, wo die Feuermaschinen stehen, deren Ungestüm die größere Wuth der Barbaren bändiget. Die Übrigen umringen sogleich die Verschanzung, und bedecken mit Pfeilen Erde und Sonne. Keine Feder, keine Zunge vermag den Ungestüm zu schildern, mit dem sie hervorstürmten. Gehör und Gesicht vergingen ihnen vor dem Getöse, vor dem Rauch und Staube; nichts vermochte dieß gegen ihre Wuth. In der Dunkelheit reichten sie sich die Hände und drangen so vorwärts."

Um auch eine Probe von der Maschinerie und dem Wunderbaren zu geben, dessen sich der Dichter bedient, erwähne ich hier noch, daß im neunten Gesange der Gott Eponan den Araucanern in Gestalt eines schrecklichen Drachen erscheint, und sie durch eine heftige Rede zur heftigsten Wuth gegen die Spanier entflammt, wornach er sich in Rauch auflöset und verschwindet. „Alsbald begannen die empörten Elemente sich zu beruhigen, und die entzügelten Winde kehrten nach ihren Höhlen zurück." Nun steigt in leuchtendem Fluge auf einer weißen Wolke eine weibliche Gestalt herab. „Mit einem weißen Schleyer bedeckt und von einer Glorie umstrahlt, vor welcher der Glanz der Sonne verschwand, wie am Mittag der Glanz der Sterne neben der Sonne verschwindet. Ihr heiliges Antlitz verscheuchte die Furcht, und beruhigte alle Gemüther. Mit ihr kam ein Greis im silbernen Haar, dem Ansehen nach von strenger und heiliger Lebensart."

Diese himmlische Erscheinung, welche vom Dichter nicht näher bezeichnet wird, ermahnt nun die Wilden, von der Schlacht abzustehen, indem Gott beschlossen habe, seinen Chri-

sten zu helfen, und ihnen Macht und Herrschaft zu verleihen. „Mit gierigem, unverwandtem Blicke, mit offenem Munde, wie athemlos, verfolgen die Araucaner die glorreiche Erscheinung. Verschwunden war sie, und, seltsamer Anblick! wie Leute, die aus einem ängstlichen Traume erwachen, betrachtet einer den andern, aber kein Wort kommt über ihre Lippen; und Alle, als wäre es Ein Sinn und Ein Wille, ohne den Befehl des Feldherren zu erwarten, ergreifen sogleich den Weg nach Araucan. Sie eilen ohne Ordnung, schnell wie der Wind. Ein stechendes Feuer, dünkt ihnen, entzünde sich auf ihren Schultern, und so eilen sie unaufhaltsam dahin."

Lope de Vega.

Die Gatomachie oder der Katzenkrieg,

ein episch-burleskes Gedicht von Lope de Vega. In sieben Wäldchen (Gesängen).

Dieses Gedicht (sagt Bertuch in seinem Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur) ist eines der besten Werke dieses bis zum Wunder fruchtbaren Dichters, und hat außer seinen poetischen Schönheiten noch das Verdienst, die erste spanische komische Epopee zu seyn *). Wahr ist es, Homers Batrachomyomachie mag wohl ihm, so wie den meisten Andern zum Muster gedient haben, aber knechtische Nachahmung davon ist darum die Gatomachie mit nichten. Sie erschien zuerst in der Sammlung scherzhafter Gedichte, die Lope de Vega unter dem angenommenen Nahmen des Licenciaten Tome de Burgillos heraus gab. Die Gatomachie dedicirt er auf komische Weise sich selbst. Die folgende Übersetzung ist aus Bertuch's

*) Andere komische Heldengedichte sind: die Mosquea des Joseph de Villaviciosa, der Orlando des Francisco de Quevedo, die Burromachia des D. Gabriel Alvarez de Toledo, und die Proserpina des D. Pedro Sylvestre.

erwähnten Werke genommen. Don Lope, ruft er sich im Eingange selbst zu:

Laß deinen tapfern Stahl,
Womit beym Angriff du der Erste bist,
Ein wenig ruhig und dein Ohr
Vernehme den berühmten Katzenstreit!

Nun beginnt das Gedicht selbst mit Beschreibung der Heldinn:

Auf hohem Giebel eines Daches saß,
An frischer Luft sich kühlend,
Die schöne Zapaquilda,
Und leckte Kopf und Schwanz,
Und runzelte die Stirn. — —
Ihr eigener Gedanke diente ihr
Zum Spiegel, ob ihr gleich
Ein Scherbenstück die spött'sche Elster brachte,
Die keine Haube, keine Krause ließ,
Die sie auf diesem Dache nicht versteckte.
Nachdem sie nun gewaschen, und
Von reingeleckten Pfoten war,
Geputzt mit ihrem Zobelpelze,
Begann sie ein Sonett im Alt
Mit so viel Grazie und Anmuth, als
Der Sänger Thraciens kaum sang,
Daß jeder, der sie hörte, gleich
Es für ein Katzen-Solo hielt,
Mit solchen Trillern und Cadenzen, daß
Die Ratten sich dem Teufel drob ergaben.

Der Kater Marramaquiz, welcher für die holde Sängerinn glüht, erhält von seinem Schildknappen Maulero die Nachricht, daß die Schöne sich so eben auf dem Dache sonne. Der Held begehrt ein Roß; sogleich wird ihm ein Affe vorgeführt:

Halbstiefelchen, zween Finger breit geschlitzt,
Legt er mit Mühe an; anstatt
Des Degens trug er einen silbern Löffel.
Der Mantel war Couleur à la Française,

Von einem alten Strumpf, so glatt,
So glänzend und so schmuck,
Daß er, es wäre keine Schmeicheley,
Drin höher schier als ein Adonis stutzte.
Zum Hute diente ihm
Der goldenen Citrone halbe Schale,
Mit einem roth und grün und braunen Federbusch
Von einem Papageyen, der
Von seinen Klauen starb.
Zwo Hälften eines Handschuh's band er sich
Statt eines Gürtels um; und die Manschette
Von einem Kinde war die Krause.

Die Schöne:

Ein Fräulein von bescheid'ner Schüchternheit,
Erblickt den Kater nicht sobald, als sie
Ihr Antlitz wohl in Falten legt, und gleich
In eine ernste Dame sich verwandelt.
Sie putzt des Schnäuzgens Rand gar fein,
Und leckt ihn rein wie einen Butterweck.
Die Augen niederschlagend, hüllte sie
Statt Schleyers ihr Gesicht in eine Fratze.

Indessen nun beyde ihre schmelzenden Gefühle ertönen lassen, kommt von einem Dachfenster ein Stein geflogen, und das zärtliche Paar ergreift in größter Bestürzung die Flucht. Indessen trägt Fama das Lob von Zapaquildens Schönheit so umher, daß von allen Seiten ein ganzes Heer von Katern zusammen kommt, unter denen Mizifuf durch Tapferkeit und Galanterie hervorragt. Die Schöne erblickt ihn kaum, und fühlt schon Neigung für ihn, indessen Marramaquiz von Eifersucht glüht. Jener weiß sich ihre Gunst noch mehr zu erwerben, da er sie mit Geschenken (gestohlenen Speck und Würsten) überhäuft. Marramaquiz wird krank. Zapaquilda, von seinen Leiden gerührt, besucht ihn. Er strömt seine Klagen vor ihr aus:

Nicht schlaffer welkt bey Phöbus heißem Brand
Die Sonnenblume hin, und tiefer beugt

Sie ihren Nacken nicht; das zarte Kind,
Wenn es sich matt geweint, liegt auch
An seiner Mutter Brust betrübter nicht,
Als halbentseelt der Liebende hier lag.
O Götter! welch ein süßes Ding ist Liebe,
Und Eifersucht, wie bitter bist du nicht!
Da Sie ihn seinen Geist in Seufzern nun
Aushauchen sah, und wie er so pyramisirte,
Ward ihr sehr bang, sein Schmerz
Möcht' eine Ader oder Fiber sprengen;
Da nahm sie ihren Fliegenwedel gleich
Und schwang ihn über sein Gesicht;
Und er kam schnell zu sich, denn diese Gunst allein
Befreyte ihn vom bittern Tod.

Indessen werden die beyden Nebenbuhler gegen einander stets erbitterter. Beyde werben Heere von Katzen. Es kommt zu einem förmlichen Kriege, Schlachten werden geliefert. Das Gedicht endet mit dem Tode des Marramaquiz. Dieser, welcher eben auf der Lauer steht, um für seine Geliebte einen Vogel zu fangen, wird von einem schlechten Schützen, der, statt der Schwalben, die er schießen will, ihn trifft, getödtet, worauf die Hochzeit zwischen Mizifuf und Zapaquilda gefeyert wird.

Die komischen Hauptparthien untermischt der Dichter häufig mit sentimentalen und ernsthaften Stellen; von letzterer Art ist die folgende:

Marramaquiz war
So abgezehrt, so knöchern und entstellt,
Daß er ein wahres Ebenbild des Todes schien.
Doch ist es falsch, den grausen Tod
Als einen Todtenkopf zu mahlen;
Dieß ist der T o d t e, nicht der T o d.
Den Tod muß man als einen starken Mann
Abbilden, von Geberde grausam und erzürnt;
Mit starkem Fuß auf hartem Steine stehend,
Wo nicht auf einem Grabmahl von Porphyr,
Gefüllt mit Fürsten und Monarchen, bis
Herab zu dem, der Bauerschuhe trägt;
Mit Damen, welche Helden oft besiegt,

Mit wilden Völkern aus entfernten Gegenden.
Zur Seite mahlet ihm
Noch Krankheit, Krieg und Unglück,
Als die drey Parzen, welche so viel Tod
Verursacht durch so viel Verwirrung.
Geripp ist Todter, nicht der Tod.

Wir haben nun zärtliche und ernsthafte Stellen gesehen; zum Schlusse noch einige Stellen der Katzenschlacht aus dem siebenten Wäldchen:

— — — — Gewaltsam steigt,
Vergebens unterdrückt, das Feuer in die Luft.
Die Fahnen, von den Klauen fest gefaßt,
Erregen stiller Lüfte Rauschen;
Sie bergen flatternd vor den Augen sich,
Und lassen sich nicht sehen,
Damit man ihre Farben nicht erkenne.
Die Trommeln und die hellen Pfeifen
Antworten sich in Chören,
Und nach dem Tacte, wie sie wechseln, folgen
Dem kriegerischen Schalle nun die Heeresführer,
Und gleich nach ihnen die Soldaten,
Mit Stahl und Büffelhaut und Tapferkeit bewaffnet,
Und mit Haarnadeln statt der Degen.
Die Helme zeigten nur
Von vorne Knebelbärte und
Von hinten Federbüsche. Sie marschirten
In solcher Ordnung, daß den Fuß,
Wo ihn der Vord're aufhob, alsobald
Der Folgende ersetzte, ohne daß
Der Stock des Hauptmanns ihn dazu bewog.
Und bey dem Schalle der helltönenden Trompeten,
Mit ihren Piken auf den Schultern, zogen die
Infanteristen auf, bey denen
Die Mannigfaltigkeit der Farben einen Garten
Von bunten Blumen bildete,
Wie der April ihn mahlt. Die Piken
Bestanden meist aus Ellen und aus Pfeilen;
Der größte Haufe war geharnischt
Mit Büffelsleder um und um;

Und manche tapfre Scharen
Auch führten statt der Hellebarden
Die großen Löffel, die man braucht,
Die Kapern aus dem Faß zu hohlen.
Die Ochsenknochen waren die Kanonen,
Die Festung zu beschießen.

* * *

Damit zieht Mizifuf zu Felde,
Und fängt nun die Belag'rung an.
Marramaquiz, ob er's gleich spät erfuhr,
So hatt' er doch die Must'rung seiner Freunde,
Der Kater, schon gemacht, und fand,
Sein Volk sey gegen so viel Feinde
Zu schwach; doch, aufgefordert zur Vertheidigung,
Bereitet er die Waffen auf den Angriff.
Die Sorge dieser neuen Bürde macht
Ihn trauriger und mißvergnügter
Als einen Dichter, dem ein Stück
Heut auf der Bühne fiel,
Wenn kurz zuvor eins seiner Nebenbuhler
Mit Beyfall aufgenommen ward.

* * *

Versehen in der That mit jeder Art
Vertheidigung und Wehre, stellt
Marramaquiz nun seine Kater auf die Mauer,
An alle Zinnen und Schießscharten,
Bepflanzet mit Panieren, die
Vielfarbig in die Wolken flatterten,
Und mit verschiedenem Geschütz besetzt,
Mit tapferen Soldaten, die der Wuth
Des Feindes widerstehen sollten.
Wer so den Fuß des Thurms umringt
Von Mizifufs Schwadronen, und die Kuppel
Vom andern Katerheer besetzt, gesehen hätte,
Der müßte sagen, daß dergleichen Anblick
Nicht Xerxes noch Darius je gehabt.
Gewiß! so manchen Kater sehen, schwarz
Und weiß und grau, im munteren Gewühl
So scheckig und von tausend Flecken,
Und alle so erschrecklich mauen hören;

Wie hätte Einer da nicht lachen sollen?
Auch in der größten Traurigkeit,
Und wenn er ungerechter Weise
Nach manchem Gang und vielen Sporteln, seinen
Prozeß verloren hätte,
Es hätt' ihn sicherlich belustigt.
Zum Angriff nun gerüstet, rühren sie
Mit kühnem Muth zum Sturm die Trommeln;
Bereiten ihre Klauen, schärfen ihre Zähne.
Schon fingen die Feindseligkeiten Mizifufs
Den Krieg und die Belag'rung an;
Schon klimmten Katzen auf den Thurm
Auf Leitern ihrer Krallen,
Es stiegen an den Steinen
Bald Katzen auf, bald Katzen nieder,
Und achteten ihr Leben nicht.

Jupiter schlägt sich, das grimmige Blutvergießen zu enden, in's Mittel; aus Besorgniß, daß nach dem Untergange aller Katzen, dieser Erdball von den Mäusen aufgefressen werde, welche sodann gar Titanen seyn wollen, und den Olymp bestürmen würden. Er läßt denn einen dichten Wald von dunkeln Nebeln entstehen, und plötzlich ruht die Schlacht.

Geschichte der portugiesischen Poesie.

Die portugiesische Literatur begann eigentlich erst mit dem fünfzehnten Jahrhundert, wo die romantische Poesie von dem benachbarten Galicien sich nach Portugal verbreitete. Die portugiesische Sprache *), früher eine spanische Mundart, bildete sich zur Selbstständigkeit aus, und der Nationalgeist gab den Dichtungen bald einen von dem castilianischen ganz verschiedenen Charakter. So wurde die portugiesische Literatur — zwar nie reichhaltig — aber doch vollständig in ihren verschiedenen Zweigen.

Zärtliche Liebe scheint die ersten portugiesischen Dichter geweckt zu haben. Als Haupt dieser Schule von schmachtenden Liebhabern und Sängern wird der tapfere Ritter Macias, mit dem Beynahmen: der Verliebte (el Enamorado), genannt. Seine Gedichte sind bis auf eine einzige Elegie verloren gegangen. Seine Schule war sehr zahlreich.

Unter der Regierung des großen Emanuel (Jahr 1495 bis 1521) war Bernardim Ribeyro der erste ausgezeichnete Dichter. Schwermuth der Liebe charakterisirten seine Gedichte, unter denen die Eklogen die vorzüglichsten sind. Er lieferte auch ein poetisches Werk in Prosa, unter dem Titel: Menina e Moça, halb Schäfer-, halb Ritter-Roman.

Sein Zeitgenosse, Christoval Falcam, Admiral und Statt-

*) Man hat die portugiesische Sprache ihres sanftern und weichern Charakters wegen, und in Hinsicht auf die ihr eigenthümliche Weglassung vieler, im Spanischen üblichen Consonanten, ein zusammengezogenes, der Knochen beraubtes Castilianisch genannt.

halter von Madera, dichtete, gleich ihm, Eklogen im Charakter romantischer Liebesschwermuth.

Unter der Regierung Königs Johann III. (Jahr 1521 bis 1557) zeichnete sich Saa de Miranda, als der erste classische Dichter aus. Er schrieb, wie die meisten Dichter seines Vaterlandes, sowohl in portugiesischer als in spanischer Sprache, und zeigte sich durchgehends originell in seinen Eklogen, romantisch-didaktischen Episteln, Hymnen, Elegien und Volksliedern. Er wollte auch seinem Vaterland ein classisches Theater geben, und nahm den Plautus und Terenz, Ariost und Macchiavel zu Mustern.

Ein anderer Dichter dieser Zeit, Antonio Ferreira (geboren im Jahre 1528), wollte das, an der portugiesischen Poesie noch haftende orientalische Colorit verbannen, und derselben eine neue Bildung geben. Seine Gedichte haben Anmuth, Eleganz und mahlerischen Ausdruck, doch fehlt ihm der ergreifende Geist und die Wärme des Gemüths. In den Sonetten ahmt er den Petrarca nach, in den Oden den Horaz; die Episteln sollen der gelungenste Theil seyn. Höher steht er als dramatischer Dichter, doch auch hier als moderner Nachahmer griechischer Muster. Seine Tragödie Ines de Castro fand vielen Beyfall. Vorzüglich schön sollen die zwischen die Acte eingeflochtenen Chöre seyn.

Die Schule, welche er und Miranda nach classischen Mustern gebildet hatten, fand viele Anhänger, unter denen Pedro de Andrade Caminha einer der vorzüglichsten war. Seine Gedichte haben dieselbe Eleganz und Reinheit, doch auch eben so viel Kälte und eben so wenig echt-poetischen Geist. Den gelungensten Theil der Sammlung machen die Briefe durch ihr anmuthiges Colorit, und die Epitaphien durch die ihnen eigene Präcision.

Diego Bernardes wetteiferte mit seinem Freunde Caminha in der Bearbeitung des Schäfergedichtes. Man findet im Reiz der Sprache und in der Eleganz des Versbaues Ähnlichkeit mit Camoens, aber der Geist der Dichtungen ist nicht derselbe;

Bilder- und Wortspiele schimmern in kaltem Brillantfeuer statt der Gluth wahrer Gefühle.

Außer den genannten Dichtern glänzten in diesem Zeitraume noch folgende:

Georg Ferreira de Vasconcellos, Verfasser einiger Lustspiele und eines Romans von der Tafelrunde; Estevan Rodriguez de Castro, Fernando Rodriguez, Lobo de Soropita, und Miguel de Cabedo de Vasconcellos, als Lyriker. Der Glanz aller bisherigen verschwindet vor dem herrlichen Luis de Camoens, geboren im Jahre 1524 oder 1529.

Er studierte zu Coimbra, kam nach Lissabon, fing eine Liebschaft mit einer Hofdame an, und wurde verbannt. Nun faßte er den Entschluß, Soldat zu werden. Er diente als Freywilliger auf der Flotte gegen die Marokkaner, und verlor vor Ceuta durch eine Kugel das rechte Auge. Er ging nach Lissabon, fand die gehoffte Belohnung nicht, verließ mit Unwillen sein Vaterland, und schiffte sich im Jahre 1553 nach Ostindien ein. Er kam nach einem erlittenen Schiffbruche in Goa an, erhielt aber kein Amt, und sah sich genöthigt, neuerdings Dienste zu nehmen in einem Hülfscorps, welches der Vicekönig von Indien dem König von Cochin sandte. Der größte Theil desselben erlag dem tödtlichen Klima. Camoens kam unversehrt nach Goa zurück, und diente nochmahl bey einer Expedition gegen die Seeräuber. Noch immer ohne Belohnung, ja selbst ohne Amt, ließ er sich von seinem Mißmuth zu einer bittern Satyre dahinreißen. Der beleidigte Vicekönig verwies ihn auf die Insel Macao, an der Küste von China, wo er endlich das traurige Amt eines Verwalters der, von den Verstorbenen zu Macao nachgelassenen Güter erhielt. Während der fünf Jahre dieser Anstellung arbeitete er zugleich an seinem epischen Gedichte: As Lusiadas (die Portugiesen) betitelt. Von dem neuen Vicekönig, Constantin de Sa, erhielt er endlich die Erlaubniß, nach Goa zurückzukehren, und litt nochmahl Schiffbruch, an der Küste von Cambaya, aus dem er sich und sein aus den Meereswogen hoch emporgehaltenes Helden-

gedicht rettete. Kaum in Goa angelangt, wurde er der Veruntreuung in seinem zu Macao verwalteten Amte angeklagt und ins Gefängniß geworfen. Er reinigte sich zwar, wurde nun aber von seinen Gläubigern im Kerker gehalten, bis endlich einige Musenfreunde durch ihre Bürgschaft ihn befreyten. Im Jahre 1569 landete er nach sechzehnjähriger Abwesenheit zu Lissabon, wo eben eine fürchterliche Pest herrschte.

Der König Sebastian nahm hier zwar die Zueignung des epischen Gedichts, die Portugiesen, von Camoens an, gab ihm dafür auch ein Jahrgeld, aber ein so geringes (fünfzehntausend Reis — ungefähr fünf und zwanzig Thaler), daß der arme Dichter nicht einmahl die dringendsten Bedürfnisse davon bestreiten konnte, und ein treuer Sclave, den er aus Indien mitgebracht hatte, für seinen Herrn Nachts in den Straßen betteln mußte. So wurde der Unglückliche, von Seelenkummer und physischer Noth zugleich bestürmt, einer schweren Krankheit zur Beute, verlebte seine letzten Tage in Gesellschaft einiger Mönche, starb — wie man vermuthet — im Jahre 1579 im Hospital, und erhielt sechzehn Jahre nach seinem Tode ein Denkmahl.

Das epische Gedicht, welches dem Camoens nach einem jammervollen elenden Leben, als der Tod ihn von Noth und Kränkungen befreyt hatte, die Unsterblichkeit erwarb, ist eine Erzählung der Eroberungen der Portugiesen in Indien, in welche er alle großen Thaten seiner Landsleute in andern Welttheilen einflocht. Die erste Ausgabe dieses Gedichts war im Jahre 1572 erschienen. Es hat zehn Gesänge, welche 1102 Strophen enthalten.

Nebst diesem Gedichte lieferte Camoens Beyspiele fast in allen übrigen Dichtungsarten. Mehrere seiner schwermuthvollen Sonette ergreifen wie Wehklagen in einer dunkeln Nacht. Die Cançaós sind einfache Liebesgesänge aus der Jugendzeit. Die Oden heben sich in hoher Begeisterung. Die Elegien enthalten viele satyrische Parthien. Die Eklogen athmen Anmuth und Wohllaut. Weniger gelungen sind die drey Theaterstücke: König Seleucus; Filodemo, ein romantisches Schäferdrama, und die Amphitruonen, dem Plautus nachgebildet.

Zu jener Zeit befand sich Gil Vicente, welchen Camoens sich im Dramatischen zum Vorbilde nahm, im Besitze des portugiesischen Theaters. Seine Landsleute nannten ihn ihren Plautus. Eben so berühmt als er selbst, war auch seine Tochter, nicht nur als erste Schauspielerinn ihrer Zeit, sondern auch als Dichterinn und Tonkünstlerinn. Ihr Vater starb im Jahre 1557, und hinterließ einen Foliobaud von Autos, Lustspielen, Tragikomödien und Possen. Gil Vicente hatte, wie Sismondi und Bouterweck bemerken, nicht jene Fruchtbarkeit der Erfindung, welche romaneske Abenteuer bis ins Unendliche umbildete, die Neugierde weckte und das Interesse in einem Labyrinth von Begebenheiten belebte; er hatte nicht jenen Glanz der reichsten Bilder, jenen Schimmer der Poesie, der, auch wenn man ihn des Übermaßes beschuldigt, bey Lope und Calderon noch entzückt; und doch war in diesen rohen Entwürfen ein Reichthum der Erfindung, der bisher unter den Neuern seines Gleichen nicht hatte, eine Wahrheit im Dialog, eine Lebendigkeit, eine poetische Harmonie in der Sprache, welche den National-Enthusiasmus und die Neugierde der Ausländer rechtfertigen.

Die gefälligsten von Vicente's Stücken sind diejenigen, welche er Komödien betitelt hat; es sind, wie in Spanien, dialogisirte Novellen, die das ganze Leben eines Menschen enthalten; aber die Begebenheiten knüpfen sich schlecht an einander, und sind ohne Knoten und Auflösung. Die Tragikomödien sind ein roher Umriß dessen, was nachher das heroische Schauspiel bey den Spaniern ward; einige haben rührende Scenen, keine ist historisch. Das Beste in der Sammlung sind die sogenannten Possenspiele, welcher Nahme damahls das eigentliche Lustspiel bezeichnete. Sie haben Laune, und manche gute Charakterzeichnung, aber keine Intrigue. Man hat es auffallend gefunden, daß diese letztere, welche die Seele des spanischen Theaters ist, bey dem portugiesischen immer so vernachlässiget blieb.

Um Vicente's genialen Producten volle Gerechtigkeit wi-

derfahren zu lassen, muß noch bemerkt werden, daß er — selbst ohne Vorbild unter den Dichtern in Portugal und Spanien — als erstes Muster auftrat, dem, beynahe ein Jahrhundert später, Lope de Vega und Calderon folgten.

Eine Haupturſache, warum die dramatische Poesie in Portugal nie einen so bedeutenden Grad von Auszeichnung wie in Spanien erreichte, lag in der Vorliebe der Portugiesen für die bukolische Dichtung, deren einförmiges und süßliches Wesen dem raschen dramatischen Leben wie lähmend entgegen trat. Diesem Nationalgeschmack bequemte sich auch Vicente, und brachte in alle seine Theaterstücke Hirten. Noch mehr trug nachher Rodriguez Lobo zur Befestigung dieser einmahl genommenen Richtung bey. Er schrieb drey Hirten-Romane und kleinere Gedichte. Wohlklang der Verse und Eleganz der Sprache beschäftigten ihn beynahe mehr als die Gedanken selbst. Seine Hirten-Romane waren nur die Einfassung für kleinere bukolische Gedichte, Sonette und Romanzen. Man wirft ihnen Mangel an Handlung, Einförmigkeit und daraus entstehende Langweiligkeit vor. Der erste ist der Frühling betitelt; der zweyte und dritte, Fortsetzungen des ersten, heißen der fremde Hirt, und der Entzauberte. Lobo versuchte auch ein episches Gedicht, zu dem er sich einen Helden seiner Nation, den Groß-Connetabel Nuño Alvarez Pereira wählte, den die Portugiesen so hoch achten wie die Castilianer ihren Cid. Das Gedicht ist in Ottaven geschrieben, hat zwanzig lange Gesänge, wohl einzelne Schönheiten, aber weder poetischen Schöpfungsgeist, noch poetisches Feuer.

Der berühmteste Dichter nach Lobo ist Jeronymo Cortereal.

Als der hervorragendste Schriftsteller dieses Zeitraums wird Manuel de Faria y Souza*) genannt, er, der sich rühmte, jeden Tag seines Lebens zwölf Bogen, die Seite zu dreyßig Zeilen, geschrieben zu haben. So existiren von ihm: eine Geschichte Portugals in drey Foliobänden, welche im Jahre 1675 herauskam; ein großer Commentar über Camoens; das Leben

*) Geboren im Jahre 1590.

dieses Dichters, aus dem er eine Art von Eklege machte, welche aus einzelnen Versen des Camoens zusammengesetzt ist; Abhandlungen über die Poesie, welche in Portugal lange als die Basis einer guten Kritik verehrt wurden; sechs Centurien Sonette und Hirtengedichte, welche er selbst ganz sonderbar eintheilt, nähmlich: in Liebes-, Jäger-, Schiffer-, Bauern-, Trauer-, Gerichts-, Kloster-, kritische, genealogische und phantastische Eklogen. Viele seiner Werke, insbesondere die Geschichte Portugals — von ihm das portugiesische Europa betitelt — sind in spanischer Sprache geschrieben, da er selbst lange in Madrid lebte. Viele von seinen Sonetten sind nicht ohne Anmuth und Gefühl, werden aber sehr oft durch Schwulst, Pedanterey, Hyperbeln und gezwungene Bilder entstellt. In einer Abhandlung über die Schäferpoesie bemüht er sich zu beweisen, daß alle Leidenschaften, ja selbst alle menschlichen Beschäftigungen nur dann poetisch werden, wenn man ihnen die Form des Schäfergedichtes gibt. Er hatte auf seine Landsleute, die ihn zum Muster nahmen, einen lange dauernden Einfluß ausgeübt.

Nach ihm wird unter den Dichtern seines Jahrhunderts der erste Platz dem Anton Barbosa Bacellar, geboren im Jahre 1610, zuerkannt. Er war der erste, welcher Liebesklagen in Form der Elegie, unter dem Nahmen Suadades, bearbeitete. Anmuthige Bilder und harmonische Sprache sind ihm eigen, doch ermüden seine Gedichte durch Einförmigkeit und Wiederhohlung.

In der burlesken Poesie zeichnete sich Jacinto Feiro de Andrada unter den Dichtern seiner Zeit vortheilhaft aus.

In einem Gedicht, die Liebe Polyphems, parodierte er mit Witz und Laune den Schwulst und die gelehrte Ziererey der Schule des Gongora, als deren Anhänger noch im siebzehnten Jahrhundert vorzüglich genannt werden: Simão Torezão Coelho, Duarte Ribeiro de Macedo, Fernam Correa de la Cerda, Jeronymo Bahia, und die Dichterinn Violante do Ceo.

Nebst diesen in Portugal selbst gebornen Dichtern thaten sich im siebzehnten Jahrhundert auch einige aus den portugie-

sischen Colonien hervor, insbesondere Francisco de Vasconcellos, von Madera gebürtig; Andrea Nunez de Sylva, aus Brasilien, dessen religiöse Gedichte in die Zahl der besten seiner Zeit gesetzt werden.

Das Theater gerieth im siebzehnten Jahrhundert in Verfall, da Portugal mit Spanien vereinigt wurde, eh' es ein bedeutendes dramatisches Talent entwickelt hatte. Zur Zeit, als Lope de Vega und Calderon die spanischen Bühnen auf den höchsten Grad ihres Flors erhoben, hatte Lissabon, als spanische Provinz, nur Vicekönige, welche, als geborne Spanier, ihr vaterländisches Schauspiel mit Zurücksetzung des einheimischen begünstigten, daher denn selbst die portugiesischen Dichter, welche dramatisches Talent hatten, für die Madrider Bühne zu schreiben anfingen.

Durch den Friedenschluß vom Jahre 1668 erhielt Portugal zwar seine Selbstständigkeit wieder, aber der ehemahlige Nationalgeist war in der Literatur verschwunden. Vergebens that die portugiesische Regierung selbst, vorzüglich unter Johann V. (von 1705 bis 1750), manches zur Aufmunterung literarischer Talente; vergebens wurde im Jahre 1714 eine Akademie der Sprache, und im Jahre 1720 eine Akademie der Geschichte gegründet; von beyden wurde nichts Bedeutendes geleistet.

Etwas günstiger zeigte sich die Regierungszeit des Königs Joseph Emanuel, vom Jahre 1750 bis 1777. Im Jahre 1792 wurde vom Prinz-Regenten eine Akademie für Wissenschaft und Kunst gestiftet.

Unter den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts steht obenan Franz Xavier de Meneses, Graf von Ericeyra. Er machte mehrere Feldzüge mit, wurde General, und im Jahre 1721 einer der Directoren der Akademie der Geschichte. Sein poetisches Hauptwerk ist die Henriqueide, ein episches Gedicht in zwölf Gesängen. Da dieser Dichter sich zur Schule Boileau's bekannte, so zeichnen sich alle seine Werke durch Politur und Eleganz der Sprache und der Verse, zu denen

sich aber eine kalte Nüchternheit gesellt, aus. Mangel an poetischer Kraft zeigt sich durchgehends. Der Henriqueide fehlt es nicht an einzelnen poetischen Schönheiten und Situationen, aber das wohlberechnete Ganze läßt kalt. Seine Stärke liegt in Beschreibungen, Vergleichungen und andern poetischen Ausschmückungen, die wohl zur Sache gehören, aber nicht die Sache selbst sind. Ericeyra schrieb selbst, ganz im Geist der Kritik des Boileau, eine Abhandlung über seine Henriqueide, welche dem, von ihm mit erläuternden Anmerkungen versehenen Gedichte vorgedruckt ist.

Außer diesem werden in die Zahl der bessern Dichter der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufgenommen:

Antonio de Lima Barros Pereira; er gab der Sammlung seiner geistlichen und weltlichen Gedichte den Titel: Apollinisches Blumenbeet (Floresta Apollinea).

Antonio de Lima, dessen Gedichte größten Theils komischen Inhalts sind.

Das Theater in Lissabon war noch immer in seinem vorigen schlechten Zustande, hatte nur spanische Schauspiele und italienische Opern. Indeß fing man doch an, wenigstens den Willen nach einer Verbesserung zu zeigen. Pedro Antonio Correa Garcaõ, welchem Portugal den Nahmen des zweyten Horaz gab, bestrebte sich insbesondere, das Theater umzubilden, und schrieb selbst einige Stücke in der Manier des Terenz. Die Akademie der Wissenschaften setzte (1788) einen Preis auf die beste portugiesische Tragödie. Denselben erhielt eine Dame, die Gräfinn Vimieiro, für eine, Osmia betitelte, Tragödie, und bestimmte ihn zur Aufmunterung des Olivenbaues in Portugal.

Sismondi, welcher an diesem Stücke die Reinheit des Geschmacks, Zartheit der Empfindung und leidenschaftliches Interesse rühmt, setzt den Inhalt desselben in Kürze aus einander: „Der Schauplatz ist nach Portugal versetzt, aber lange vor dem Daseyn der Monarchie, zu der Zeit, wo die Turditaner, Völkerschaften, welche diese Gegend bewohnten, sich

gegen die Römer empörten. Ihr Fürst Rindacus hatte sich mit der Heldinn Osmia, die ihn nicht liebte, vermählt. Indeß werden die Turditaner geschlagen, Rindacus verwundet und Osmia gefangen. Der Prätor Lälius wird von der zärtlichsten Leidenschaft für seine schöne Gefangene entzündet; sie ist nicht unempfindlich dafür, und die ganze Entwickelung beruht auf dem Kampf zwischen Liebe und Pflicht in dem Herzen Osmia's. Sie will sich ihrer Geburt nicht unwerth zeigen; der Stolz der Vaterlandsliebe kämpft in ihr mit der Liebe des Römers, den sie hassen sollte und dessen Edelmuth sie immer mehr rührt. Ihr Charakter gewinnt dadurch einen Anstrich von Milde, gemischt mit Heldenmuth, der sie mit jeder Scene interessanter macht. Ihr Reiz wird noch gehoben durch den Contrast mit einer gleichfalls gefangenen Seherinn, ihrer Landsmänninn, welche Römerhaß und Nationalstolz in die Wette entflammen. Die Gewalt ihres Patriotismus führt die Ereignisse herbey, an welchen der Knoten der Handlung hängt; das tragische Interesse ist dergestalt gespannt, daß es steigt bis zur Entwickelung. Osmia's Tod wird berichtet, aber ihr Gemahl wird verwundet und sterbend auf die Bühne geführt. Die Gräfinn Vimieiro hat in dieser Entwickelung, wie in dem ganzen Stücke, die Regeln der französischen Bühne befolgt; in der Lebhaftigkeit des Dialogs scheint sie mehr Voltaire als Corneille zum Muster genommen zu haben. Das Stück ist in reimlosen jambischen Versen geschrieben; es ist gewisser Maßen gegenwärtig die einzige Tragödie der portugiesischen Bühne."

In der Mitte desselben (achtzehnten) Jahrhunderts stand in Portugal auch ein ausgezeichneter lyrischer Dichter auf: Claudio Manuel da Costa, ein geborner Brasilianer. Man hat von ihm anmuthige Sonette, die sich der Manier des Petrarca nähern, Elegien in reimlosen Versen, Eklogen, welche größten Theils Gelegenheitsgedichte sind, worin die Schäferwelt nur zur Einkleidung dient; endlich Lieder und musikalische Cantaten.

In der neuern Zeit erhielten die Portugiesen mehrere

epische Gedichte; als die vorzüglichsten unter diesen werden gerühmt: Das wiedererbaute Lissabon (Lisboa radificada) von Ramalko; der Traum (Sonso) von Soyé; der Triumph der Unschuld (Triumpho da Innocencia) von da Costa, und das umgestaltete Portugal (Lusitania transformaba) von Alvares do Oriente. Außer diesen zeichneten sich aus: der Elegien- und Satyren-Dichter Guerreiro und Correa Garcao, ein glücklicher Nachahmer des Horaz, sowohl in der Ode, als auch in der Satyre und der Epistel. Er suchte zugleich der dramatisch-theatralischen Poesie seines Vaterlandes eine bessere Richtung zu geben. Zu diesem Zwecke schrieb er kritische Abhandlungen, nach den Grundsätzen des Aristoteles und nach den Beyspielen des französischen Theaters, und lieferte selbst Lustspiele, zuerst in der Manier des Terenz, dann in dem elegantern französischen Conversationston, wie z. B. das Lustspiel: die Assemblee. Leistete er dadurch gerade nicht etwas Vorzügliches, so bleibt ihm doch das Verdienst, den ersten Schritt zur Herstellung und Veredlung eines portugiesischen Nationaltheaters gethan zu haben.

Cabral de Vasconcellos gab im Jahr 1786 einen Band Sonette heraus, worin er verschiedene Situationen des Lebens, theils von der moralischen Seite, theils von der romantischen, theils auch von der komischen, darstellte. Araujo de Azavedo lieferte mehrere Übersetzungen aus dem Englischen. Zu den berühmtesten unter den portugiesischen Dichtern der neuesten Zeit gehören: der Lyriker Francisco Manoel, dessen Gedichte, in der horazischen Manier, im Jahr 1808 erschienen; und Diniz da Cruz e Silva, der im Jahr 1807 einen Band Nachahmungen englischer Dichtungen herausgab, und einen andern mit 300 Sonetten.

Epische Dichter der Portugiesen.

Luis de Camoens.

(Geboren zu Lissabon im Jahre 1524, gestorben 1579.)

Camoens stammte aus einem altadeligen Geschlechte. Schon als Jüngling der Poesie ergeben, studierte er auf der Universität zu Coimbra. Nach vollendeten Studien kehrte er nach Lissabon zurück, wo er, seiner geistigen und körperlichen Vorzüge wegen, eine sehr günstige Aufnahme fand; allein die Liebe, von welcher sein Herz bald entflammt ward, die leidenschaftliche Gluth zu einer Dame des Pallastes, legte bald den Grund zu seinem früh anstürmenden Unglück. Er wurde vom Hofe nach Santarem verwiesen.

In dieser Zurückgezogenheit bemächtigte sich die Leidenschaft seines ganzen Wesens noch mehr. Das Bild der Geliebten und seines verlornen Glücks schwebte ihm unaufhörlich vor der Seele. Er hauchte seine Gluth und seine Schmerzen in Gedichte, die noch jetzt zu den besten gehören, deren die portugiesische Literatur sich rühmen kann. In dieser Lage faßte er den Entschluß, Soldat zu werden. Er nahm Dienste auf der Flotte, focht gegen die Marokkaner, und verlor durch eine Kugel vor Ceuta das rechte Auge. Von nun an ward sein Leben eine Kette von Unglücksfällen. Er kehrte nach Portugal zurück, fand sich aber in seiner Hoffnung auf Belohnung bitter getäuscht. Voll Mißmuthes beschloß er, sein undankbares Vaterland auf immer zu verlassen, und schiffte sich nach Ostindien ein (1553) mit dem Ausrufe des Scipio: Ingrata patria, nec ossa quidem habebis!

Er kam in Goa, nach einem ausgestandenen Meersturme an, fand aber bey der Regierung kein Amt, und sah sich des täglichen Unterhalts wegen gezwungen, abermahls auf der portugiesischen Flotte als Freywilliger zu dienen. In dieser Eigenschaft wohnte er einer Expedition bey mit einem Truppencorps, das der portugiesische Vicekönig einem indischen Fürsten zu

Hülfe sandte, und gleich nachher einem Feldzuge gegen die arabischen Corsaren auf dem rothen Meere, nach dessen Beendigung sein Mißmuth neuerdings aufloderte, so daß er sich satyrische Ausfälle gegen die Regierung in Goa erlaubte, und dafür vom Vicekönig auf die chinesische Insel Macao verbannt wurde. Hier erhielt er, um seine Existenz nothdürftig fristen zu können, das Amt eines Verwalters der Verlassenschaften der Verstorbenen. Sein poetischer Genius schlummerte aber selbst in dieser höchst traurigen Lage nicht; er arbeitete eifrig an seinem schon früher angefangenen Gedichte: Os Lusiadas (die Portugiesen), und schrieb nebstbey noch lyrische Gedichte. In Goa entstanden jene zwey Producte, welche die Ursache der Verbannung waren: die Thorheiten in Indien (Disparates na India) und die Nachricht von den Festen zu Goa. Man zeigt auf dieser Insel noch die Camoens-Grotte, wo dieser eben so treffliche als unglückliche Dichter sich zurückzog, um zu schreiben. Nach fünf Jahren erhielt er von dem neuen Vicekönig die Erlaubniß, nach Goa zurückzukehren. Auf dieser Reise litt er Schiffbruch, und vermochte nur mit äußerster Anstrengung sich und sein Heldengedicht vom Untergange zu retten. Er selbst verewigte dieses Ereigniß in der 128. Stanze des zehnten Gesangs.

Unter dem Vicekönig Constancio de Braganza erfreute sich Camoens eines bessern Looses; aber unter dem nachfolgenden, de Redondo, thürmte sich wieder ein neues Gewitter über seinem Haupte. Er wurde einer Treulosigkeit in der Verwaltung des in Macao bekleideten Amtes angeklagt, und in den Kerker geworfen. Er vertheidigte sich standhaft, verlor aber die kaum erlangte Freyheit wieder, da harte Gläubiger ihn verhaften ließen. Sein Geist, den kein Unglück niederbeugen konnte, befreyte ihn wieder durch ein scherzhaftes Gedicht. Nun beredete ihn Don Sedro Barreto, Commandant von Sofala, mit ihm dahin zu reisen, von wo er dann leichter nach Portugal zurückgelangen könne. Don Barreto scheint aber bloß aus Eitelkeit den Dichter, der nun berühmt zu

werden begann, an sich gezogen zu haben, um unter seinem Gefolge einen so ausgezeichneten Mann zu besitzen. Er ließ daher die Rückreise nach Portugal nicht zu, sondern hielt ihn fest, unter dem Vorwande, die für dessen Reise von Goa nach Sofala bestrittene Reisekosten von ihm zurückerhalten zu wollen. So mußte er denn bleiben, bis sich einige humane Männer fanden, die die verlangte Summe für ihn erlegten.

Im Jahr 1569 kam der vielfach mißhandelte Dichter endlich wieder nach Lissabon zurück. Seine einzige Habe, die er mit sich brachte, war das, unter tausend Drangsalen vollendete Gedicht, von dem er nun Alles erwartete. Aber auch jetzt fand er sich abermahl schmerzlich getäuscht. Das Unglück hatte gleichsam schon auf seinen Empfang gelauert, denn eine Pest verwüstete das Land. König Sebastian nahm zwar die Zueignung des Gedichtes an, belohnte den Dichter aber sehr unköniglich mit einem Jahresgehalt von fünfzehntausend Res (ungefähr fünf und zwanzig Thaler). Seine Dürftigkeit erreichte daher einen solchen Grad, daß der treue Sclave, der ihm aus Indien gefolgt war, für den Dichter bettelte, dessen Ruhm schon in Portugal und Spanien sich verbreitete. Nach der unglücklichen Schlacht bey Alcoer-Quivir, die König Sebastian gegen die Marokkaner, nebst dem Leben, verlor, erreichte das Elend des unglücklichen Dichters den höchsten Grad. Sein Körper erlag, und er fand seine letzte Zuflucht in einem Hospital, wo er den Rest seiner Tage mit einigen Mönchen verlebte, und im Jahre 1579 starb. Sechzehn Jahre nach seinem Tode ließ Gonsalo Coutinho ihm ein marmornes Denkmahl mit der Inschrift setzen:

„Hier ruht Luis de Camoens, der Erste unter den Dichtern seiner Zeit. Er lebte arm und elend, und starb auch so." —

Wir kommen nun zur erzählungsweisen Zergliederung des Heldengedichts: „die Portugiesen" betitelt, worin er die Eroberungen seiner Landsleute in Indien besingt, und ihren Ruhm noch dadurch zu verherrlichen sucht, daß er auch die gro-

ßen Thaten derselben in andern Welttheilen damit episodisch verwebt.

Erster Gesang. Vasco da Gama nähert sich mit der portugiesischen Flotte dem indischen Meere; da versammelt Jupiter die Götter zur Berathschlagung über dieses kühne Unternehmen. Mars und Venus stimmen für die Portugiesen, Bacchus aber ist gegen sie, weil er seinen Ruhm in Indien durch sie verdunkelt zu sehen besorgt*). Die Flotte hat indessen an der Küste des östlichen Afrika gelandet. Bacchus stimmt, unter der Gestalt eines vornehmen Mauren, das Oberhaupt von Mosambik feindselig gegen die Portugiesen. Sie schlagen den hinterlistigen Angriff tapfer zurück, und segeln fort. Der Wegweiser, den sie hier mitgenommen haben, will ihnen neuerdings Verderben bereiten, dem sie aber durch die Hülfe der Venus entgehen, und wieder landen:

Indessen hat der Sonne Lauf geendet;
Es spielt die Fluth mit ihren goldnen Haaren,
Die Schwester muß nun Licht der Erde streuen,
Daß jene sich des Schlummers möge freuen.

* * *

Des Vollmonds helle Schimmer trinken
Des Fluthengottes silberreine Wogen;
Es sind die Sterne, die am Himmel blinken,
Ein weites Feld mit Lilien überzogen.
Die Stürme ließen alle Flügel sinken,
Und sind in dunkle Grotten hingezogen.

Ergreifend ist der Pathos in der Betrachtung, mit welcher der erste Gesang schließt:

O der Gefahr in allen großen Dingen!
O Lebenspfad, wo tausend Zweifel schrecken!

*) Die Einwebung der mythologischen Maschinerie wird allegorisch gedeutet. So z. B. soll die Gunst der Venus und des Mars die zärtliche Liebe und Tapferkeit, die Abneigung des Bacchus aber die Enthaltsamkeit der Portugiesen im Genusse des Weines andeuten.

Da, wo jetzt Aller Herzen freudig hoffen,
Ist Aller Leben nur ein Abgrund offen!

* * *

Im Meere solche Stürme, solche Fahren!
Und solcher Tod, die Menschen zu vernichten!
Auf Erden Krieg und andrer Übel Scharen,
Die gegen uns die sichern Pfeile richten!
Wie soll ein schwacher Sterblicher sein wahren!
Wohin die kurzen Lebenstage flüchten,
Wenn auch in klarer Luft sich Stürm' erheben,
Wild zu bedräu'n des Erdenwurmes Leben!

Im zweyten Gesange landen die Portugiesen auf Mombaza. Bacchus, um sie glauben zu machen, die Küste und das Land werde von Christen bewohnt, nimmt die vorausgeschickten Kundschafter gastfreundlich in seinem Hause auf, wo sie ihn in einer christlich ausgeschmückten Capelle, vor einem Altare kniend und bethend, finden*). Schon entschließt sich Vasco da Gama, in den Hafen einzulaufen; Venus, um ihn davon abzuhalten und zu retten, treibt mit Hülfe der Nymphen des Meeres die Schiffe zurück, und sperrt ihnen den Weg durch Felsen. Die Mannschaft, in Schrecken gerathend über die unerwartete Erscheinung, erhebt ein heftiges Geschrey, die Mauren glauben ihre böse Absicht verrathen, und entfliehen. Venus erscheint indeß, klagend gegen Bacchus, vor Jupiters Thron, der sie tröstet, indem er ihr die künftige Herrlichkeit der Portugiesen verkündet, und zugleich den Merkur und die Fama nach Melinda sendet, um ihnen dort eine gastfreundliche Aufnahme vorzubereiten, die sie bey ihrer Ankunft auch wirklich finden. Der König selbst bittet den Gama, ihm die Geschichte der Portugiesen und andrer Reiche, wie auch die Gefahren und Abenteuer der Flotte zu erzählen.

Eine der vorzüglichsten Schönheiten dieses Gesangs findet sich in der Schilderung der Göttinn der Liebe, die Reiz und

*) Man legt dieses so aus, als habe Camoens in dem heidnischen Gott nur irgend einen bösen Geist überhaupt personificiren wollen.

Anmuth athmet, und durch süße Weichheit bezaubert. Wir heben hier nur einige der zärteren Züge als Beyspiel aus:

Es glänzen von des Fluges hohem Streben
Noch eins so schön Gestalt und Züg' und Wangen,
Daß große Sterne rings in Liebe beben,
Daß Luft und Himmel zittern von Verlangen.

* * *

Sie läßt das Haar in goldnen Fluthen schwellen
Zum Nacken, weiß, dem Schnee auch obzusiegen,
Und Flammen zucken mächtig aus der hellen
Umgürtung, Herz und Seele zu umschmiegen.

* * *

Ein Schmerz, in welchen sanftes Lächeln strebet,
Vermischt sich himmlisch mit den Engelmienen;
Wie dann sie Klag' und Lächeln mild verwebet
Und freudig ist, ob sie auch bang geschienen,
So bricht die Herrliche, der Alle weichen,
Mehr trüb' als traurig nun das tiefe Schweigen.

Den dritten Gesang erfüllt die von Gama vorgetragene Erzählung, worin die Geschichte der Ines de Castro die poetisch-schönste Parthie ist. Wir heben einige Stellen aus. Als König Alfons aus dem Kriege siegreich zurückkehrte,

Da ward die ewig grause That vollendet,
Die Todte möcht' in ihrer Gruft bewegen;
Der Liebe ward schmachvoller Tod zum Lohne,
Und in der Gruft trägt sie die Königskrone.

* * *

Von Ruhe, holde Ines, mild umfangen,
Brach deine Hand der Jahre schöne Blüthe,
Und frohe heit're Täuschungen umschlangen,
Bald dem Geschick zu weichen, das Gemüthe;
Den Bergen nur vertrauend das Verlangen
Nach ihm, deß Nahme dir im Herzen glühte,
In des Mondego blumenreichen Auen,
Wo noch die Augen nicht von Thränen thauen!

* * *

Dort suchen dich die stäten Phantasien,
Die mild um deines Fürsten Seele schweben,
Daß deiner Züge Schatten zu ihm fliehen,
Wenn fern er muß den schönen Augen leben
Und Träume Nachts ihm sanft vorüber ziehen,
Gedanken ihn am Tage froh umweben,
Denn, was er sinnt und seine Blicke schauen,
Wird ihm Erinn'rung und Vertrauen.

* * *

Er flieht der Fürstentöchter hohes Prangen
Und schöner Frauen vielbegehrte Hand,
Denn treue Liebe will ja nichts verlangen,
Wenn sie der Einen lieblich Antlitz fand.
Doch zürnend solchem kühnen Unterfangen,
Bereitet schon der Vater Widerstand,
Der, klug und alt, des Volkes Murren achtet,
Weil noch der Sohn nach keiner Gattinn trachtet.

* * *

Drum will er Ines nun der Erde rauben
Und ihr den Sohn, dem liebend sie verbunden;
Mit ihrem Blut, deß hat er festen Glauben,
Sey auch der Liebe Flamme bald verschwunden.

* * *

Und als sie nun die rauhen Knechte bringen
Und schon der König fühlt des Mitleids Regen,
Wird lauter auch des wilden Volkes Dringen,
Mit Gründen ihn zum Blutspruch zu bewegen;
Es will ihr Busen fast vor Weh zerspringen,
Doch ihre Brust weiß Schmerzen nur zu hegen
Um ihres Fürsten; ihrer Söhne willen.

* * *

Dem reinen Himmel ist sie zugekehret,
Mit Thränen in den wehmuthsvollen Blicken,
Denn Fesseln haben ihre Hand beschweret,
In die sie rauh die wilden Knechte drücken;
Und da sie zu den Kleinen sich gekehret,
Die Lieblichen noch einmahl anzublicken, —
Ach! bald als arme Waisen zu beklagen,
Muß sie dem harten Ahnherrn Dieses sagen:

Die Rede, welche sie nun hält, rührt den König zum Mitleid, aber das Volk dringt auf ihren Tod.

Wie gegen Polyxena's schöne Blüthe,
Die einzig noch der Mutter Trost gewährte,
Mit scharfem Schwerte Pyrrhus Wuth entglühte,
Weil sie Achill im Schattenreich begehrte,
Und sie zum Himmel sah mit sanfter Güte,
Ein duldend Lamm der zahmen schwachen Heerde,
Und noch einmahl ins Mutterantlitz blickte
Und dann sich an zum Opfertode schickte;

* * *

So gegen Ines auch der Mörder Bande,
Die frech und grimmig schon die Schwerter schwangen,
Und, achtlos aller Strafen solcher Schande,
Den Marmorhals mit kaltem Stahl durchdrangen;
Die weiße Blüthe welket hin zum Sande,
An welcher noch der Augen Thränen hangen,
Die Blüthe, die den Königssohn bezwungen,
Und noch im Tod das Diadem errungen!

* * *

Wohl mochtest du mit deiner Augen Strahle,
O Sonne! dich von solchem Anblick wenden,
Wie von der Söhne blutbeflecktem Mahle,
Thyesten einst gereicht von Bruderhänden;
Ihr hörtet noch, o schattenreiche Thale!
Das letzte Wort die kalten Lippen spenden,
Den Nahmen ihres Pedro hört ihr wallen,
Daß lang ihn noch die Felsen widerhallen.

* * *

Wie eine zarte Blum' im frohen Lenzen,
Die holde Farben rein und köstlich schmücken,
Mit solchem Schmelz die Haare zu bekränzen,
Vor ihrer Zeit des Mädchens Hände pflücken,
Verschwunden ist der Farben prangend Glänzen!
So ist die bleiche Todte zu erblicken;
Es sind die Lilien der zarten Wangen,
Die Rosen mit des Odems Hauch vergangen!

Gama's Erzählung nimmt noch den ganzen vierten und fünften Gesang ein; erst im sechsten Gesange nimmt der Dichter den Faden der epischen Erzählung wieder in seinem eigenen Nahmen auf.

Einfach, doch höchst rührend, erzählt Gama im vierten Gesange die Abfahrt der Flotte aus dem Hafen von Belem, eine Stunde von Lissabon entfernt:

Nachdem wir uns mit jeglichem versehen
Was wir bedürfen auf der weiten Reise,
Bereiten wir uns zu des Todes Wehen,
Die näher stehen um der Schiffer Gleise.
Wir fleh'n zu ihm, um den die Engel stehen,
Daß seine Allmacht gnädig sich erweise,
Und unserm Wollen schenke Heil und Segen,
Und uns beschirm' auf unsern rauhen Wegen.

* * *

Wir ziehen aus des heil'gen Tempels Thoren; — —
Der Stadt entströmt in fluthendem Gedränge,
Bald Freunde, bald Verwandte noch zu sehen,
Bald nur das Schauspiel selbst, der Bürger Menge,
Ob Sorgen auch in Aller Blicken stehen;
Indessen wir in heiligem Gepränge
Von tausend Priestern, welche mit uns gehen,
Mit feyerlichem Zug und mit Gebethen
Hin zu den Schiffen unsre Bahn betreten.

* * *

In unsrer langen Wege hohen Fahren
Scheint Allen unser Untergang beschlossen,
Mit Thränen klagen uns der Weiber Scharen,
Die Männer uns, in Seufzer laut ergossen,
Und Angst ist an den Müttern zu gewahren,
Und hat der Bräut' und Schwestern Herz durchflossen,
Wie Liebe nur, Verzweiflung nur entzünden,
Daß wir den Rückweg schwerlich möchten finden.

* * *

Hier tönet einer Mutter banges Klagen:
O lieber Sohn, von dessen theuern Händen

Ich Schutz erwartet in des Alters Tagen,
Die nun in bitt'rer Thränenfluth sich enden,
Warum mich lassen in des Kummers Zagen!
Warum, o theurer Sohn, dich von mir wenden,
Nach einem Grab auf weitem Meer zu streben,
Und dich der Fluth zur Nahrung hinzugeben!

* * *

Dort stöhnt die Braut, mit losem Haar zu schauen:
O Süßer, ohne den ich nicht kann leben!
Warum dein Leben wildem Meer vertrauen,
Das nicht mehr dein ist, das du mir gegeben?
Soll unsern Bund des dunkeln Weges Grauen,
Vergessenheit die süße Lieb' umweben,
Und unsre Lust und unser kurz Entzücken
Wie leichte Segel Windes Weh'n entrücken?

* * *

Mit solcher Klag' und andrer noch entfalten
Sich Lieb' und Mitleid, edlen Herzen eigen,
In zarter Jugend und in grauen Alten,
Wo minder Kraft des Lebens Jahre zeigen.
Die nahen Berge ringsumher erschallten,
Als wollte Mitgefühl sie selber beugen,
Die Thränen, die des Meeres Ufer baden,
Sind zahllos, gleich dem Sand an den Gestaden.

* * *

Wir aber, ohne irgend aufzublicken
Zu Weibern, Müttern, in des Schmerzes Wehen,
Daß nicht auch uns der Jammer mög' ersticken
Und des Entschlusses festen Sinn verdrehen,
Beschließen flugs, zur Fahrt uns anzuschicken,
Und nicht sie noch mit Abschied zu begehen;
Denn dieser Brauch, so theuer sonst dem Herzen,
Mehrt, ob man bleibt, ob scheidet, nur die Schmerzen. —

Erschütternd ist die Beschreibung der furchtbaren Gestalt, die den Schiffen am Vorgebirge der guten Hoffnung erscheint, sie über ihre Kühnheit zur Rede stellt, und ihnen die noch drohenden Gefahren verkündet. Schon war die Sonne fünfmahl untergegangen (so erzählt Gama dem König),

Als in der Nacht, in der wir ohne Bangen
Der Schiffe Lauf dem Segel überließen,
Sich eine schwarze Wolke drohend zeigte,
Und aus der Luft auf unsre Häupter neigte.

* * *

So furchtbar trübe kam sie angezogen,
Daß unsre Herzen banges Grauen füllte,
Und schrecklich schwoll das Meer in schwarzen Wogen,
Als ob am Schiff der Brandung Donner brüllte.
Da bethet' ich: O Herr am Himmelsbogen!
Auf welche Warnung deutet dieß verhüllte
Geheimniß hin, das diese Meer' entfalten?
Denn höh're Kräfte scheinen hier zu walten!

* * *

Ich sprach es kaum, als in der Lüfte Reihen
Gigantisch auf ein Riesenkörper strebte,
Mit trübem Angesicht, ein drohend Zeichen!
Um welches schwarz das rauhe Barthaar schwebte;
Die Augen liegen tief und hohl im bleichen
Erdfarbnen Antlitz, das der Zorn durchbebte;
Es starrt das krause Haar von Felsenstücken,
Schwarz sind die Zähn' und Lippen anzublicken.

* * *

So ungeheuer war der Bau der Glieder,
Als ob, ich will ein treffend Gleichniß sagen,
Auf Rhodus des Kolosses Wunder wieder
Erstanden wären aus den alten Tagen,
Und fürchterlich hallt seine Stimme nieder,
Als aus des Meeres Grund heraufgetragen.
Die Pulse stocken, und die Haare stehen
Empor uns Allen, die dieß hören, sehen.

Im sechsten Gesange segeln die Portugiesen von Melinde weg, und erreichen das indische Meer. Bacchus, ihr Feind, versammelt die Tritonen, gewinnt sie für sich, und beredet auch den Äolus, seine Winde gegen sie loszulassen, und die Wellen zu empören. Indeß halten die Portugiesen auf ihren Schiffen sorgfältige Nachtwachen, und, um den Schlaf

abzuhalten, der sie befallen will, erzählt Einer von ihnen das bekannte Mährchen von den zwölf portugiesischen Rittern, welche man die Zwölf von England (Os doze d'Inglaterra) nennt. Ehe die Erzählung noch geendigt ist, bricht der Sturm los. Gama richtet zwar sein Gebeth zu Gott, aber dessen ungeachtet ist es — höchst sonderbar! nicht der Allmächtige, der ihn und seine Gefährten rettet, sondern — Venus, die als ihr glänzender Stern der Liebe sich erhebt, den Nymphen befiehlt, sich mit Blumenkränzen zu schmücken, und die tobenden Winde an sich zu locken. Es gelingt; die Winde lassen sich von den Schönen besänftigen, der Sturm legt sich, und die Flotte erreicht Calcutta.

Im siebenten Gesange gibt uns der Dichter, nach einer feurigen Lobrede auf die Portugiesen, vorzüglich ihres Religionseifers wegen, eine Schilderung der westlichen Halbinsel von Indien, die mehr geographisches als poetisches Verdienst hat. Die gute Aufnahme bey dem Kaiser von Calcutta, Gama's Audienz bey demselben, und der Besuch des Ministers am Bord der Schiffe, machen den Inhalt dieses Gesanges. Der Minister erbittet sich die Erklärung der Gemählde auf den portugiesischen Fahnen, worauf kriegerische Thaten aus der Vorzeit Portugals abgebildet sind. Ehe die Erklärung beginnt, ruft der Dichter die Musen an, denen er die Leiden klagt, die er als ihr treuer Priester erfuhr. Das Große und Edle der hier geäußerten Gesinnungen erfüllt mit Ehrfurcht für den erhabenen und unglücklichen Sänger. So lautet die sehr merkwürdige Stelle:

Seit ich begeisterten Gemüths gesungen
Von eurem Tago, euren Lusitanen,
Hat mich das Glück zu mancher Fahrt gezwungen,
Und Schmach und Arbeit folgte meinen Bahnen.
Bald hab' ich mit des Meeres Wuth gerungen,
Bald drohte Tod mir unter Mavors Fahnen;

* * *

Bald wollte mich der Armuth Drangsal schrecken,
Mein Brot von fremder Milde zu erflehen;

Bald glaubt' ich Hülf' und Hoffnung zu entdecken,
Um neue größ're Nöthen zu beſtehen;
Bald rettet' ich in wilder Meere Strecken
Mein Leben noch aus bittern Todeswehen;
Nur durch ein Wunder ward mir Heil gegeben,
Wie Juda's König einſt das läng're Leben.

* * *

Und nicht genug, o Nymphen, *) daß verwieſen
Mein Leben ward zu Elend, Noth und Bangen;
Wenn nicht von denen, die mein Lied geprieſen,
Ich hätte ſolchen Sängerlohn empfangen.
Statt Muße, wie ich hoffte, zu genießen
Durch meines Lorberkranzes Ruhm und Prangen,
Ward unerhörte Arbeit mir gemeſſen,
Und dann des Sängers hartes Loos vergeſſen.

* * *

Seht, Nymphen! ſolche hohe Seelen wohnen
In euern Großen, an des Tago Wellen!
So wiſſen ſie den Dichter zu belohnen,
Der Thaten hohe Glorie kann geſellen.
O welch ein Vorbild künftigen Maronen,
Um ihre Bruſt zu kühnem Flug zu ſchwellen,
Daß ſie mit Liedern Thaten noch begingen,
Die niemahls ſoll Vergeſſenheit umringen.

* * *

Doch laßt nur ihr in ſolcher Nöthen Drange
Mir eure Gunſt, ihr Lieblichen, nicht fehlen,
Vor allem jetzt, da, herrlich im Geſange,
Ich hoher Thaten viele ſoll erzählen.
Euch leb' ich nur! Euch ſchwor ich es ſchon lange,
Unwürdiges nie meinem Lob zu wählen,
Und, ſollt' ich ſchmeichelnd je die Macht erheben,
So ſey mir nie der Sünde Schuld vergeben!

Im achten Geſange ſchildert Gama's Bruder bey Erklärung der Fahnenbilder die größten Helden Portugals von

*) Camoens ruft ſchon in der 4. Strophe des erſten Geſangs die Nymphen des Tago (die Tagiden) als ſeine Muſen an: Tagides minhas!

der frühesten bis auf die neueste Zeit, die mit wenigen, aber kräftigen Versen sehr treffend charakterisirt werden. Indeß befragt der Samorin (Kaiser von Calcutta) die Orakel, von denen ihm die künftige Größe der Portugiesen und der seinem Reiche durch sie drohende Untergang verkündet wird. Bacchus erscheint einem mahomedanischen Priester im Traume, und reizt ihn gegen die Portugiesen, indem er ihm die Gefahr vorspiegelt, mit welcher die Religion des Landes von ihnen bedroht wird. Der ergrimmte Priester reizt die Vornehmsten des Hofes zu einer Verschwörung gegen die Portugiesen. Selbst der Kaiser wird gegen sie erbittert, und fängt nun sogar zu zweifeln an, ob die Ankömmlinge wirklich eine Gesandtschaft des Königs von Portugal seyen; er geräth auf den Argwohn, Gama sey Anführer einer Horde von Seeräubern. Der Würde des Benehmens und dem unverkennbaren Ton der Wahrheit, der aus Gama's ganzen Wesen, in Thaten und Worten hervorleuchtet, gelingt es endlich, den Kaiser von der Echtheit der Sendung zu überzeugen. Von den Großen des Reichs aber wird Gama stets und überall belauert und bewacht; nur mit vieler Mühe erhält er endlich die Erlaubniß, sich einzuschiffen. Alle einzelne Umstände sind in diesem Gesange mit historischer Treue so wahrhaft erzählt, wie sie von den portugiesischen Geschichtschreibern selbst, und zwar insbesondere von Joan de Barros erzählt werden.

Neunter Gesang. Die Flotte segelt ab. Venus beschließt, sich den Portugiesen neuerdings als Huldgöttinn und Beschützerinn zu zeigen, und wählt zu diesem Ende eine Insel

> Mit grünen herrlich blühenden Gehegen
> Und tausendfachem Schmelz der bunten Wiesen.

Sie soll mit Allem, was reizend und schön ist, ausgeschmückt werden, und den Portugiesen, als ein wahrer Zauberort, zur Erhohlung von den erlittenen Mühseligkeiten dienen. Die Beschreibung der Insel biethet eine Fülle von Lieblichkeit:

Drey schöne Hügel, die zum Himmel dringen,
Und deren Höhen, lieblich anzuschauen,
Im bunten Schmelze Blum' und Gras umschlingen,
Erheben sich auf dieses Eilands Auen;
Und klare Quellen, reine Bäche springen
Vom Gipfel dort, den Rasen zu bethauen,
Und wallen scherzend über weiße Kiesel
Mit rauschendem melodischen Geriesel.

* * *

Dann mischen sich die klaren Quellen wieder
In einem Thale, das die Hügel scheidet,
Wo herrlich, wie im Zauberland der Lieder,
In einem Spiegel sich die Fluth verbreitet,
Und Laubgebüsch hängt auf die Fläche nieder,
Das sich an seiner Ranken Anblick weidet,
Die auf des Wassers glänzenden Krystallen,
Vom Wiederschein gemahlt, entgegen wallen.

* * *

Und Früchte, schön und düftehauchend, hangen
An tausend Bäumen, und an schlanken Zweigen
Sieht man Orangen mild und labend prangen,
Mit Daphne's Haar an Farbe zu vergleichen.
Zur Erde müssen, Stütze zu erlangen,
Sich der Citronen gelbe Lasten neigen,
Und Wohlgerüche hauchen diesen Zonen,
Gewölbt wie zarte Busen, die Limonen.

* * *

Hier zeigt Natur, wo tausend Blüthen blühen,
Durch eigne Kraft Pomona's reiche Gaben,
Die, sonder Wartung und der Arbeit Mühen,
Das schönste Wachsthum und Gedeihen haben;
Die Kirschen, die von Purpurröthe glühen,
Die Pfirsichen, die hoch den Perser laben
Und sich im Ausland würdiger noch finden,
Den Maulbeerbaum mit seinen Fruchtgewinden.

* * *

Und die Granaten, die sich roth erheben,
Daß du, Rubin, vor ihnen mußt erblassen.

Der Ulmen Arme wiegen frohe Reben,
Die roth' und grüne Trauben mild umfassen.
Und willst auch, Birne, du am Zweige leben,
So mußt du wohl die Spatze walten lassen,
Die deiner Früchte süßen Pyramiden
Zu Widerpart und Feindschaft sind beschieden.

* * *

Am Himmel und auf Erden Ein Gewebe
Von Farben nur, daß Keiner mag entscheiden,
Ob hier Aurora Schmelz den Blumen gebe,
Ob Farb' und Glanz die Blumen ihr bereiten.
Daß Zephyrus Viole schön sich hebe,
Muß sie der Liebe zarte Farbe kleiden,
Und Rosen müssen, Purpurlilien glühen,
Wie auf des Mädchens zarten Wangen blühen.

* * *

Bethauet von des Morgens Thränen, wehen
Mit frischem Duft Jasmin und Anemone,
Und Hiacynthus Worte sind zu sehen,
Der so geliebt ward von Latonens Sohne.
An Frucht und Blumen kann man wohl verstehen,
Daß hier wetteifre Chloris und Pomone,
Und wenn in Lüften Vögel singend schweben,
So wimmelt unten froher Thiere Leben.

* * *

Am Wasser singt und hebt der Schwan die Flügel,
Und Philomele spricht aus schwanken Zweigen,
Und nicht erschrickt Actäon, ob im Spiegel
Der Fluth sich auch Geweihe zu ihm neigen.
Des Hasen Flucht will am bebuschten Hügel
Und furchtsam bang sich die Gazelle zeigen,
Und in dem Schnabel trägt besorgt zum Neste
Der leichte Sperling für die kleinen Gäste.

* * *

Zu diesen muntern Lustgefilden drangen
Die Kiele nun der frohen Argonauten,
Wo sie in Büschen, leicht und unbefangen,
Lustwandelnd, schon die Nymphen schauten,

Und Citherspiel, und Harf' und Flöte klangen,
Von einigen geweckt zu süßen Lauten
Und andre schienen mit dem goldnen Bogen
Zur Jagd zu zieh'n, zu der sie doch nicht zogen.

Nun werden die Portugiesen von der Schönheit der Nymphen entzückt, und jeder wählt sich eine Andere zum Gegenstande seiner Zärtlichkeit, Gama die Thetis selbst. Am Schlusse des Gesanges erklärt der Dichter, daß er das ganze Gemählde dieses Zauberlandes nur im allegorischen Sinne genommen haben wolle:

Und so begeht in stillem hohen Frieden
Das Chor der Schönen und der tapfern Helden
Der Tage viel, dem höchsten Glück beschieden,
Des langen Kampfes Mühen zu vergelten;
Denn große That und hoher Muth hienieden
Erringen sichern Preis in allen Welten,
Und schmücken sich, wenn sie zum Ziele kamen,
Mit Lohn und Ruhm und ewig hohem Nahmen.

* * *

Denn dieses Eilands selige Gefilde
Und Thetis und die meerentsproßnen Schönen,
Sie deuten nur den Ruhm im leichten Bilde
Und alle Wonnen, die das Leben krönen;
Drum muß in dieses Eilands ew'ger Milde
Triumph und Preis den Schiffenden ertönen,
Und Palm und Lorber kränzend sie umschlingen
Und Glanz und Glorie sie stets umringen.

Im zehnten Gesange finden wir die Portugiesen in herrlichen Pallästen, und von den Nymphen köstlich bewirthet. Eine Nymphe besingt beym Gastmahl zuerst die gegenwärtigen Helden der Expedition, dann die künftigen Schicksale und die Herrlichkeit, welche für Portugal aus diesem großen Unternehmen hervorgehen wird. Nach geendigtem Gesange führt Thetis den Gama auf den Gipfel eines Berges, und erklärt ihm das Weltgebäude auf einer aus durchsichtigem Stoffe gebildeten Himmelskugel, in deren Mittelpunct sie ihm die Erde und die

von ihm durchwanderten Länder nebst jenen zeigt, die nach ihm noch werden entdeckt werden.

Nach dieser ziemlich langen astronomisch-geographischen Vorlesung entläßt Thetis den Gama mit den Worten:

Jetzt mögt ihr schiffen, da euch Meer und Winde
So günstig sind, zum theuern Vaterlande!

Die folgende Strophe erzählt mit acht Versen die Rückreise der Seehelden und ihre Ankunft in Portugal.

Die Lusiade hat allerdings viele ausgezeichnete Parthien und wahrhaft dichterische Schönheiten; aber auch häufiger Tadel traf dieses Gedicht von Kunstrichtern aller Nationen, und nicht mit Unrecht. Wir führen zuerst den letztern an: Der gewählte Stoff, die Seereise des Vasco da Gama und seiner Helden, zur Entdeckung des Weges nach Ostindien, ist kein für ein episches Gedicht vollkommen geeigneter Gegenstand, und zwar aus drey Ursachen: 1. sind die Folgen der Begebenheit größer als die Begebenheit selbst, wodurch diese mehr historische Wichtigkeit als poetisches Interesse erhält. 2. War dieser Stoff zu mager; Camoens suchte daher das Gedicht dadurch reicher auszustatten, daß er die ganze Geschichte Portugals, nähmlich Erzählungen von den größten Männern und Thaten der Vorwelt und der Zeitgenossenschaft einflocht, und damit noch Verkündigungen herrlicher Zukunft verband. Durch alles dieses Episodenwesen wurde aber der Held der Epopee, Vasco da Gama, zu sehr in den Schatten gestellt. 3. Ist die Darstellung der Reise selbst, bey aller Verschiedenheit von Ländern und Menschen, doch etwas einförmig, verwickelt den Leser aber dessen ungeachtet in ein Labyrinth von Ereignissen, die er, ohne besondere Theilnahme zu fühlen, flüchtig an sich vorübergleiten läßt. Die Vermischung des christlichen Glaubens mit der mythologischen Maschinerie ist allerdings theils widrig, theils lächerlich, muß aber durch den Geist der gelehrten Bildung jener Zeit entschuldigt werden, da man die griechisch-

römische Mythologie für einen sehr wesentlichen Theil der Poesie hielt*). Durch diese Gebrechen wird nebst dem Mangel an einem eigentlichen Helden auch ein Mangel an Einheit auffallend. Den Charakteren fehlt es zum Theil an Mannigfaltigkeit, insbesondere leuchtet in den Portugiesen gar zu viel Ähnlichkeit einer National-Physiognomie in ihren Gesinnungen und Reden hervor. Die Schilderung erhabener Gegenstände geht manchmahl ins Abenteuerliche oder Frostige, und gelingt überhaupt dem Dichter weniger als die Darstellung sanfter Gemählde und Empfindungen der Zärtlichkeit, wo er sich ganz in seinem Elemente befindet.

Zum Vortheile des Gedichts und zur Widerlegung des erwähnten Tadels haben andere bemerkt, dieses Gedicht müsse gar nicht als eine eigentliche Epopee, sondern als ein episches National-Gemählde des portugiesischen Heldenruhms betrachtet werden. Allerdings ist dieser Zweck auch schon in den zwey ersten Strophen des ersten Gesanges deutlich ausgesprochen:

Die Waffen und die Helden hoher Thaten,
Die, schiffend aus den schönen Abendlanden
Der Lusitanen, hinter Taprobanas Staaten
Noch unbeschiffte neue Meere fanden;
Sie, die in Fahr und Kämpfen so berathen,
Daß sie auf wilder Völker fernen Stranden
Ein neues Reich gestiftet, hoch zu prangen,
Wie deß sich kaum je Menschen unterfangen;

* * *

Und jene Fürsten, in des Sieges Kränzen,
Die, Reich und Glauben mächtig auszubreiten,
Weithin der Afrikaner falsche Gränzen
Und Asien dem Schwert der Rache weihten,
Und Alle, die durch Ritterthaten glänzen
Und vom Gesetz des Todes sich befreyten,

*) Dessen ungeachtet aber läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Vermischung manchmahl doch gar zu grell ist, und sogar ins Widersinnige geht.

Will ich mit tönendem Gesang verkünden,
Wenn würdig sich Natur und Kunst verbinden.

Für die gerügten Mängel wird der Leser durch eine Fülle von poetischer Schönheit reichlich entschädigt. Die Gleichnisse sind größten Theils treffend und kräftig, wie z. B. das folgende der tobenden Bewegung, die in der Götterversammlung bey der Berathung für und wider die Portugiesen herrscht:

So wie der Nordwind mit des Sturmes Toben
Weit durch der Wälder rauhes Dickicht brüllet,
Mit Ästen, Wurzeln, wild der Erd' enthoben,
Und Donner rings den ganzen Himmel füllet,
Die Blätter zittern, hoch emporgestoben,
In Nacht ist drohend das Gebirg' gehüllet:
So das Getöse jener Götterscharen,
Die auf dem heiligen Olympus waren.

Zu den glänzendsten Gemählden gehören, außer den hier schon mitgetheilten, die Beschreibungen der Schlachten bey Ourique und bey Aljubarota, der Besuch der Königinn Maria von Spanien bey ihrem Vater, dem Könige von Portugal, die Erscheinung der beyden Hauptflüsse Indiens in Gestalt zweyer Greise, die Erscheinung des Riesen-Dämons Adamastor, die Beschreibung der Paläste Neptuns und der Meergötter im Abgrunde des Oceans, des bald darauf folgenden Sturmes voll erschütternder Anschaulichkeit, der Feste auf der Zauberinsel u. m. a.

Jerononymo Cortereal,

einer der vorzüglichsten unter den portugiesischen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts, schrieb drey epische Gedichte. In einem derselben erzählt er die Geschichte des großen Seetreffens mit den Türken bey Lepanto; in einem andern die Belagerung der portugiesischen Festung Diu in Indien; in einem dritten die unglücklichen Begebenheiten des Portugiesen Manuel de Souza Sepulveda und seiner Gattinn Leonor de Sà, die

auf ihrer Zurückreise aus Indien an der afrikanischen Küste Schiffbruch litten, und nach langem Herumirren den Tod unter den Wilden fanden. Stellen aus diesem letztern Gedicht und der Plan desselben, wie Sismondi in dem Werke: Literatur des südlichen Europa, ihn anführt, werden hier eingerückt, um den Leser mit dem Dichter und seinem Genius näher bekannt zu machen.

Manuel de Souza liebte Leonoren, konnte sie aber von ihrem Vater, der sie dem Luis de Falçāo, Hauptmann der Festung Diu, versprochen hatte, nicht erhalten; er ruft den Amor an, und dieser läßt auf Zureden der Venus den Falçāo umkommen, um Souza von einem Nebenbuhler zu befreyen. Der Pallast der Venus zu Paphos, der Pallast der Rache, und der Triumphzug der Götter von Europa nach Indien, werden poetisch-schön beschrieben; aber das Dazwischentreten Amors, um einen Mord zu begehen, beleidigt; es ist ein grober Schleyer, um die Mordthat zu bedecken, deren Souza sich schuldig machte. Indeß macht Leonorens Vater, der durch Falçāo's Tod seines Versprechens entbunden ist, keine Schwierigkeit mehr, seine Tochter dem Souza zu bewilligen. Ihre Vermählung und die Feste der Portugiesen und Malabaren bey Gelegenheit ihrer Verbindung füllen den fünften und sechsten Gesang aus. Nach mehr als vier durch eheliche Liebe verschönerten Jahren reisen Souza, seine Gattinn und die zwey Kinder von Cochin ab, um nach Europa zurückzukehren. Die Seereise wird mit den glänzendsten Farben beschrieben; aber, als gäbe es in dieser unbekannten Welt nicht der Wunder genug für die Poesie, als böthen die Wunder der Religion, von denen der Dichter auch Gebrauch macht, ihm nicht Hülfsmittel genug dar, nimmt er aufs neue seine Zuflucht zu den griechischen Fabeln, um in ihnen die Ursachen der natürlichsten Begebenheiten aufzusuchen:

Es weidete zu dieser Stunde Proteus
Dort tausend Ungeheu'r der feuchten Heerde;
Das mächt'ge Schiff erblickend, weicht er seitwärts,
Erfreut, daß portugiesisch Volk er sieht.

Das mißgestalte Haupt, mit grünem Schlamme
Umzogen, hebt er aus der Fluth empor,
Schüttelnd den rauhen Bart und die verworr'nen
Und wilden Locken, glänzender als Schnee.
Der Hochbetagte sieht, wie das Gewoge
Sich an dem hohen prächt'gen Schiffe bricht,
Sieht die verschied'nen Trachten, sieht die Männer,
Die, ihn zu schau'n, auf dem Verdeck sich sammeln.
Vom mächt'gen Schiffe steigt hoch in die Lüfte
Ein Ausruf, der bis an die Wolken schlägt.
Der wilde Wassergott erschrickt mit nichten,
Und zeigt nicht minder drob ein freundlich Antlitz.
Als Leonor, schon von dem Meer ermüdet,
Und überdrüssig schon der langen Reise,
Den Ruf hört, und die plötzliche Bewegung,
Tritt sie heraus, zu seh'n, worob man staune.
Sie sieht den alten Proteus, der empor
Sich auf zwey großen zack'gen Flossen hält,
Verwundert und betroffen. Ihn erblickend,
Stand sie erschrocken da und ohne Sprache.

Das Erstaunen des Proteus war der Vorläufer einer plötzlichen Liebe, die ihn für die schöne Leonor entzündet, und die er bald in den wohlklingendsten Strophen aushaucht.

Der Haupttheil des Gedichtes ist in reimlosen Versen, aber die Reden, und besonders die Gesänge, sind in ottave rime oder Terzinen abgefaßt. Die, dem Proteus in den Mund gelegten Strophen haben jenen schmachtenden Charakter, den man im sechzehnten Jahrhundert für die einzige Sprache der Liebe hielt. Sie scheinen weit mehr der Ausdruck der Schmerzen eines arkadischen Schäfers als die verliebten Laute des schrecklichsten der Meerungeheuer:

Wer hält dich, Heilung für mein Weh, zurück?
Wer hindert dich, daß du mir gibst das Leben?
Wer ist's, der mir entzieht ein solches Glück?
Kannst du dich deines Proteus überheben?
Wend' hieher, Hold', o Holde, deinen Blick,
Erfreu' dieß trübe Herz, das dir ergeben!

Mit Grausamkeit nicht so viel Liebe höhne;
Denn solches hofft man nicht von solcher Schöne.

* * *

O komm' und sieh'! Mit einem schönen Bilde
Schmückt sich das ruhevolle Meer alsbald;
Sieh' des gepriesenen Neptunus wilde
Mit Schuppen ganz bekleidete Gestalt.
Sieh' wie daher durch's flüss'ge Salzgefilde
Die Schar der holden Meeresschönen wallt,
Die alle, nun voll Ehrfurcht dir zu dienen,
Ja, nur um dich zu sehen, sind erschienen.

* * *

Sieh' hier ein trauriges Gemüth entglommen
In diesen Wassern, das nur dein begehrt;
Sieh' hier ein Herz, das gänzlich muß verkommen,
Das hoffnungslos in Thränen sich verzehrt;
Sieh' hier ein Wesen, das du eingenommen;
Sieh' eine Liebe, welche stündlich mehrt
Das herbe Leiden und die neuen Schmerzen,
Die du erschaffen hast im innern Herzen! —

Proteus hätte vielleicht überzeugendere Gründe und eine seinem Charakter angemessenere Sprache finden können, aber während er Himmel und Meer mit seinen Klagen erfüllt; erregen Amphitryte und alle Nymphen des Oceans, eifersüchtig auf Leonorens Schönheit, einen fürchterlichen Sturm gegen das Schiff, und lassen es an einer Klippe untergehen. Dieser Schiffbruch wird mit viel pittoresker Wahrheit erzählt. Hier tritt Cortereal in das Gebieth der Natur und des menschlichen Herzens zurück, und das Interesse wird wieder lebendig. Hundert vier und fünfzig waffenfähige Portugiesen und zweyhundert dreyßig Sclaven mit einigen Kranken und Verwundeten entkommen aus dem Schiffe; aber sie können nur eine sehr kleine Quantität Lebensmittel ans Ufer bringen, und der Strand, auf welchen sie sich geworfen finden, ist ganz ohne Frucht, ohne Anbau. Einige Kaffern erscheinen in der Ferne, aber man kann zu keinem Verkehr mit ihnen gelangen; im Gegentheil lassen sie, ihre ausgeräumten Hütten verlassend, den Pfeil von

Stamm zu Stamm gehen, um durch dieses Symbol des Krieges alle Horden der Wüste zu versammeln.

In dieser äußersten Noth beruft Souza den Rath seiner Waffengefährten, und mit festem Antlitz spricht er also zu ihnen: „Ihr Herren und Freunde! Ihr seht wie ich, in welches Elend wir gekommen; aber meine Hoffnung steht auf Gott, auf ihm steht mein Vertrauen; er wird uns die Ruhe wiedergeben. Wenn hiernieden alles durch den Willen dieses allmächtigen Gottes geschieht, so leiden wir selbst, weil Gott es verstattet, und ich erkenne, daß allein meine Sünden dieses Unglück über uns gebracht haben. Aber, o allmächtiger Gott, laß mich die Züchtigung, die ich verdiene, durch diese unschuldigen und reinen Wesen sühnen!" —

Bey diesen Worten hob er den ältesten seiner Söhne, der von wunderbarer Schönheit war, auf seinen Arm; er heftete seine mit Thränen gefüllten Augen auf den Himmel. — „O gütiger Gott!" — setzte er hinzu — „ich biethe diesen dir dar; er möge deinen Zorn besänftigen! Habe Erbarmen mit ihm! Ach, ich biethe ihn dir dar, zum Opfer sammt seinem jüngern Bruder. Schon haben wir deine Güte erfahren, als du uns aus einem so wüthenden Sturme befreyetest, als du uns der Grausamkeit der Wellen entrissest, um uns an das Land, wenn es auch feindlich ist, zu bringen." — Souza erklärt sodann seinen Soldaten, daß er nur ihres Gleichen sey; aber er verlangt, daß sie einander versprechen, sich nicht zu trennen, sich nach dem langsamen Schritte ihrer Kranken, ihrer Verwundeten, Leonorens und seiner Kinder richten zu wollen. Nachdem er ihren Schwur empfangen, theilt er seine Schar für den Marsch und für die Schlacht ein, und betritt die Wüste.

Der Zug dieses Heeres wird verzögert durch die Unbekanntschaft mit den Örtlichkeiten, durch Wälder und Berge und durch die gewundenen Flußbette. Die wenigen Lebensmittel, welche der Boden ihnen darbiethet, reichen für ihren Hunger nicht hin. Mehrere, erdrückt von der Sonnengluth,

von dem Abprall eines glühenden Sandes, Hunger, Durst und Krankheit, lassen ihre Waffengefährten ziehen, legen sich auf die Erde, und erwarten die Tieger, die sie alsbald verschlingen.

Das Aug' auf die, so gehen, jammernd, seufzend,
Und sich in Thränen badend, scheiden sie,
Und sprechen: Geht, ihr Freunde, Gott befrey' euch
Aus dieser grausen Bahn, der wir erliegen.
Nach diesen Worten ihre matten Glieder
Hinneigend, weinen sie ihr traurig Ende.
D'rauf werden sie alsbald von grimmen Tigern
Und anderm reißenden Gewild' zerfleischt. —

Indeß ist der Hunger nicht ihr einziger Feind. Nach vierzehntägigem Marsch haben die von so viel Leiden geschwächten Portugiesen noch eine allgemeine Schlacht mit den Kaffern zu bestehen, die sie mit ihrem gewohnten Muth zurücktreiben, aber nicht ohne mehrere ihrer tapfersten Krieger zu verlieren. Sie setzen darauf ihre schmerzvolle Reise fort. Länger als drey Monathe ziehen sie umher unter verschiedenem Glückswechsel, und die schwache Leonor macht mit ihren Kindern mehr als dreyßig Stunden zu Fuß. Sie leben von wilden Früchten, Wurzeln, der geringen Ausbeute der Jagd, und zuweilen sogar von halbverdorbenem Fleische der Thiere, welche sie todt in der Wüste finden. Um in diese Trauergemählde Abwechslung zu bringen, nimmt Cortereal aufs neue seine Zuflucht zur alten Mythologie; bald zeigt er uns den Pan in einem ihm heiligen Thale, das die Portugiesen durchziehen, geblendet von Leonorens Schönheit, und in Liebesversen um sie seufzend; bald führt er uns in einem Traume des Souza in den Pallast der Wahrheit, dann in den Pallast der Lüge; den einen füllt er mit den Patriarchen des alten und den Heiligen des neuen Testaments an, den andern mit den Ketzern, die er, indem er sie verwünscht, durchgeht.

In zwey darauf folgenden Gesängen führt der Dichter

einen von Souza's Gefährten, Pantaleon de Sà, in eine geheimnißvolle Höhle, wo ein Zauberer ihm Bildnisse zeigt, und die Geschichte der großen Männer Portugals vom Beginn der Monarchie bis zu ihrem Ende erklärt.

„Ihr seht" — sagt der Zauberer, zu Pantaleon de Sà, — „seht das unselige Bild der entsetzlichen Begebenheit, die das Blut in unsern Adern muß erstarren machen; seht dieses Feld, durch das in schnellem Laufe tausend Blutbäche rieseln, und jene hohen Kräuter, welche zahlreiche, unbegraben hingestreckte Leichname halb verbergen. Andere werden von diesem schwarzen, kalten und blutbesudelten Gewässer im Wirbel dahingerissen; Roß und Mann sind in die Fluthen dieses an seinen hohen Ufern tiefen Flusses gestürzt; schaut hin! man sieht sie alle ertrinken, schaut! da ist kein leerer Fleck, wo man nicht auf den Körpern der entseelten Ritter fleischhungrige Raben sich versammeln sähe!"

„Mann und Roß werden von dem gewaltsamen Strome dahingeführt; Mann und Roß, unter einander hingestreckt, bleiben auf diesem unseligen und blutbenetztem Felde liegen; die erlauchten Barone, die alle sammt ihrer edlen Nachkommenschaft umgekommen sind, bleiben unter dem niedrigen und entarteten Haufen ununterschieden liegen. Ein dunkler Schleyer, ein düsteres Gewölk deckt und umhüllt Lusitaniens Land; hartes Leid, tödtlicher Schmerz füllt die Brust der Frauen, die allein zurückgeblieben sind." —

Nach dieser Episode schreitet die Handlung des Gedichtes wieder fort:

Souza hatte mit seiner kleinen Schar bey einem Negerfürsten verweilt, der ihn mit edelmüthiger Gastfreundschaft aufnahm. Die Portugiesen hatten diesem König mächtigen Beystand in einem Kriege geleistet, den er gegen einen seiner Nachbarn führte. Dieser König wünscht eifrig, so tapfere Krieger in seinem Dienste zu behalten; aber die Portugiesen hatten, ungeachtet der Beschwerden und Gefahren ihrer vorgängigen Reise, keinen andern Wunsch, als in ihr Vaterland

zurückzukehren. Sie hofften, Schiffe ihrer Nation an der Mündung des Flusses Laurent Marquez zu finden; sie waren an diesem Flusse, und erkannten ihn nicht. Die dringenden Bitten des Negerfürsten ablehnend, entschließen sie sich, ihre Wanderung durch die Wüste fortzusetzen, um den Hafen zu erreichen, zu dem sie schon gekommen sind und von dem ihr Irrthum sie entfernt. Mit unerhörten Gefahren und unleidlicher Beschwerde gelangen sie nach mehreren Tagen an den zweyten Arm desselben Stromes, denn er fällt in drey breiten Mündungen in das Meer von Mozambique. Souza's Muth hat den Leiden seines Weibes und seiner Kinder erlegen; schreckliche Vorzeichen hatten seine Phantasie beunruhigt; Falcão's Schatten hatte Gott angerufen, sein ungerecht vergossenes Blut zu rächen, und Gott hatte ihm erlaubt, den Verstand der Portugiesen irre zu führen. Der Kaffernkönig, in dessen Land sie getreten sind, biethet ihnen Wohnung und Lebensmittel an, aber er will nicht erlauben, daß ein fremdes Heer durch seine Staaten ziehe; er nöthigt die Portugiesen, sich zu trennen und ihm ihre Waffen zu übergeben. Pantaleon de Sà kommt, nachdem er tausend Gefahren getrotzt, endlich zu einem christlichen Fahrzeuge und kehrt in sein Vaterland zurück; aber die meisten Soldaten kommen in den Wüsten von Afrika um, wo sie von den wilden Thieren gefressen werden. Manuel de Souza bleibt mit seinem Weibe, seinen Kindern und siebzehn ihm angehörigen Sclaven allein, bis er, nachdem er alle seine Reichthümer aufgezehrt hat, von dem Kaffern-König gezwungen wird, seine Reise auf gut Glück fortzusetzen. Er beginnt also auf's neue mit seiner kleinen Schar, ohne Waffen, ohne Hoffnung und ohne Muth, durch die Wüste zu ziehen. Als er an dem Meeresufer mit Untergang der Sonne ankommt, wird er daselbst plötzlich von einem Haufen räuberischer Kaffern angegriffen, welche die Flüchtlinge ohne Erbarmen ihrer letzten Kleider berauben. Unglücklicher Weise kühlt auch hier der Dichter das Interesse, das eine so bejammernswerthe Lage erregte, durch neue mythologische Liebschaften ab. Dießmahl ist es Phö-

bus, der bey seiner Rückkehr am Horizont mit Erstaunen die schöne Leonore im Sande sitzen sieht, bemüht, sich mit ihren Locken, der einzigen ihr gebliebenen Kleidung, zu bedecken. Er steigt in der Gestalt eines Hirten zu ihr nieder und richtet galante, schmachtende Verse an sie, welche auf die unangenehmste Weise gegen die Bilder des Elends und Todes, womit man umgeben war, abstechen.

Indeß werden wir bald zur gräßlichen Wahrheit zurückgeführt. Während Leonore ohnmächtig auf dem Sande verweilte, wagte Souza sich tief in die Wälder hinein, um Wurzeln, Beeren, wilde Früchte, die einzige Nahrung, die er seinem Weibe und seinen Kindern biethen konnte, zu sammeln. Er wird hier von Schreckensbildern verfolgt; der nahe Tod Aller, die ihm werth sind, und sein eigener wird ihm vorhergesagt. Er kommt endlich zurück:

Er naht mit Anstrengung, zu schau'n das Unglück,
Davor ihm graut, das er nicht mehr bezweifelt.
Und von dem fürchterlichen Schmerz entkräftet,
Kann er noch kaum die matten Glieder schleppen.
Ein mühvoller Athem trocknet ihm
Den schon verblaßten Mund; die trüben Augen,
Von Schwäche ausgelöscht, ergießen sich
In volle Bäche jammervoller Thränen.
Jetzt kommt er hin, wo Leonor bereits
Sich anschickt zu der letzten langen Reise.
Er sieht, daß irgend, mit verstörtem Blicke
Sie nur nach ihm verlangt, nach ihm nur sucht;
Und als sie ihn nun nah sieht, strengt den Geist;
Sie kraftlos an, und möchte Abschied nehmen;
Sie hebt mit Mühe das gebrochne Auge,
Will sprechen, doch schon hält der Tod die Zunge.
Sie heftet es stets mehr auf's bange Antlitz
Des einz'gen Freundes, welchen sie verläßt.
Sie ringt nach einem Abschied, ringt vergebens,
Und sinket unter Todesschmerz zu Boden.
Nachdem sie lange regungslos gelegen,
Erhebt er sich, die sieche Brust von Leiden
Belastet, und geht stumm und weinend dahin,

Wo ihm die Stepp' am schicklichsten erscheint.
Den weißen Sand wegscharrend mit den Händen,
Bereitet er ein enges Grab darin.
Dann kehret er, auf seine schwache Arme
Den seelenlosen kalten Körper nehmend.
Die Sclaven leisten ihm mit tausend Klagen
Bey der unseligen Bestattung Hülfe.
Sie lassen sie in ihrer letzten dunkeln
Behausung, bittres Klaggeschrey erhebend.
Mit salz'gem Naß befeuchten sie den Boden,
Und sagen ihr das letzte Lebewohl.
Nicht Leonor allein bewohnt die Gruft;
Ihr folgt dahin ein zartes Knäblein auch,
Das sich des Lebenslichts vier Jahr' erfreute,
Doch in dem fünften abgerufen ward.

Sismondi bemerkt über diesen Dichter: Seine Schilderungen sind belebt, seine Diction ist wohlklingend; aber die poetische Maschinerie, die er mit der Erzählung der Begebenheiten verbunden hat, zerstört fast immer die Rührungen, welche er erregen wollte, denn er glaubte, so wie alle seine Landsleute, es könne auch bey einem christlichen Gegenstande kein Epos ohne griechische Mythologie geben.

Der vorzüglichste Dichter, den Portugal im achtzehnten Jahrhundert aufzuweisen hat, ist Franz Xavier de Meneses, Graf von Ericeyra, geboren im Jahr 1673, gestorben im Jahr 1744. Er zeichnete sich zuerst im Successionskrieg aus, und schwang sich zum Range eines Ober-Generals, Mestre do Campo; aber auch im Waffendienste opferte er den Musen. So wurde der wackere Krieger denn im Jahr 1714 Protector und Secretär der damahls errichteten portugiesischen Akademie, und im Jahre 1721 einer von den Directoren der Akademie der Geschichte. Im Jahre 1741 erschien zu Lissabon sein Heldengedicht, die Henriqueide, das vorzüglichste unter seinen übrigen poetischen Werken. Der Held dieser Epopee ist Heinrich von Burgund, der Stifter der portugiesischen Monarchie. Es fehlt zwar diesem Gedichte keineswegs an schönen und sehr

gelungenen Stellen, doch wird im Ganzen der höhere schöpferische Geist vermißt, so daß es mehr als das Werk eines sehr gebildeten Talents erscheint, auf jeden Fall aber ein anderes episches Gedicht, der Großfeldherr von Portugal betitelt, dessen Verfasser Rodriguez Lobo heißt, bedeutend übertrifft.

Die Henriqueide hat zwölf Gesänge. Am Anfang des Gedichtes sehen wir das portugiesische Heer gegenüber stehen dem maurischen, und geführt von Heinrich von Burgund, der von seinem Schwiegervater, Alphons VI., König von Castilien, die Grafschaft Portugal als Lehen zum Brautschatz erhalten hat, den er aber dem Mauren-König Muley erst durch die Waffen abnehmen muß. In der Nähe des Lagers hält sich eine christliche Sibylle in einer Höhle auf, in die er nur durch einen, mit Lebensgefahr verbundenen Sprung kommen kann. Nun erhält er von der Seherinn Aufschlüsse über seine Bestimmung und Portugals künftige Größe. Während seiner Abwesenheit vom Heere unternehmen die Mauren einen Angriff. Die Soldaten, da sie den Feldherrn vermissen, halten sich verloren, und beginnen schon zu weichen, als Heinrich noch im rechten Augenblicke eintrifft, und den Sieg erringt. Nun folgt eine Reihe von Schlachten, Belagerungen, Zweykämpfen, Liebesabenteuern, prophetischen Traumgesichtern und Feengeschichten. Des Dichters vorzügliche Stärke besteht in den Beschreibungen und Gleichnissen. Die Mythologie hat er nur bey einer einzigen Gelegenheit eingeflochten, indem er eine maurische Fürstinn auftreten läßt, die dem heidnischen Götterdienst ergeben ist. Concetti und frostige Witzeleyen findet man in Menge; so z. B. wird von dem Helden, da er durch alle Schrecken der Elemente sich nicht abhalten läßt, in die Höhle zu dringen, gesagt: „sein Herz habe mit seinen lebendigen Flammen die Wellen ausgetrocknet und die Winde entzündet." — Vom Geschrey der Stürmenden heißt es, „daß selbst die Mauersteine das Getöse zu empfinden schienen, und daß sie beynahe die Schaumünzen entdeckten, die von ihren berühmten Erbauern unter ihnen verborgen wurden."

University of
Connecticut
Libraries